



Paul Humburg

Aus der Quelle des Wortes

EDITION C

Herausgegeben
von
Arno Pagel

Paul Humburg

Aus der Quelle des Wortes

Herausgegeben von
Arno Pagel



Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell

ISBN-3 88002 269 0

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und Fotokopie

© Copyright 1985 by Verlag der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell

Umschlagfoto: Werner Humburg

Umschlaggestaltung: Okuli Humburg

Satz: Satzstudio W. Six, Altötting

Herstellung: Ueberreuter Druckerei Ges. m. b. H., 2100 Korneuburg

Printed in Austria

Inhalt

Vorwort	7
Die wichtigsten Lebensdaten von Paul Humburg	10
Teil I	
Aus dem Alten Testament	11
Zwei Wege	12
Der stille Weg	22
Ein Opfergang	33
Alte Schuld	47
Kraft in der Ohnmacht	59
Ein edles Herz	64
Einem jeglichen sein Erbe	74
Nicht wie in Ägyptenland!	76
Achan	81
„Euer himmlischer Vater weiß“	95
Achsa	98
Arge Gedanken	105
Es soll gleich geteilt werden	113
„Fluchen sie, so segne du!“	124
Es ist euch zuviel	130
Ach, Bruder!	135
Ein vollmächtiger Führer	149
Ich bin ihm gram	160
Er zog hinab	163
„Wunderlichkeiten“ des Glaubens	167
Für sie beide	174
Ich meinte – ich weiß	179
Abgestiegene Leute	186
Ein Tag guter Botschaft	190
Halbe Liebe hält nicht Stich	196
Wachet und betet!	209
Der Gesang des Herrn	219
Briefe von der Hand des Königs	233
Verlorenes Gold	249
Was haben sie in deinem Hause gesehen?	258
Ich schämte mich	270
Gesegnete Abhängigkeit	276

Teil II	
Aus dem Neuen Testament	283
Allda!	284
Im Dienst des Meisters	292
Ein Sohn des Trostes	308
Rechte Jünger Jesu	316
Wer seid ihr aber?	326
Teil III	
Abschied und Vermächtnis	331
Neujahr 1942	332
Reformationsfest 1941	340
Silvester 1940	348

Vorwort

In den Jahren 1978 und 1982 erschienen aus dem lange vergriffenen Schrifttum von Paul Humburg die beiden Auswahlbände „Keiner wie Er“ und „Sein Rat ist wunderbar“. Es handelt sich um Schriftauslegungen vor allem aus dem Alten Testament, die stark seelsorgerlich geprägt sind. Diese Art der Bibelbetrachtung war Humburgs besondere Gabe und Stärke. Ähnlich war es bei seinem ihm sehr nahestehenden Freund Alfred Christlieb.

Die Herausgabe der Bücher im Verlag der Francke-Buchhandlung Marburg war ein tapferes Unternehmen. Der Verlag konnte nicht damit rechnen, daß sie einen schnellen und stürmischen Absatz fanden. Solche Stimmen aus der Vergangenheit, mögen sie noch so biblisch klar und seelsorgerlich hilfreich sein, haben es schwer, heute Gehör zu finden. Aber „etliche“ – wie es in der Heiligen Schrift öfter heißt – haben doch zugegriffen und sind gesegnet worden. Es ist erfreulich, daß in diesem Falle die „etlichen“ immerhin eine Schar von einigen tausend Leuten sind.

Nun hat sich der Verlag der Liebenzeller Mission bereit gefunden, noch einen dritten Humburg-Band herauszubringen. Das freut mich als Herausgeber mächtig, und ich hoffe, daß auch dieses Mal wieder „etliche“ Interessenten gefunden werden.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Der weitaus größte davon hat es wieder mit alttestamentlichen Texten zu tun. Dann folgen einige Betrachtungen zum Neuen Testament. Den Schluß bilden drei Predigten, die Humburg in seiner geliebten Kirche Barmen-Gemarke gehalten hat. Das ist die Kirche, die durch die Theologische Erklärung von Barmen 1934 bekannt geworden ist. Es klingt hindurch, daß damals Kriegszeit war und der christliche Glaube im Dritten Reich umkämpft war. Aber Humburg, einer der führenden Männer der Bekennenden Kirche, verliert sich nie in den Zeitereignissen und im Getümmel des Kampfes. Er bleibt immer der Zeuge Jesu Christi, der Menschen voll Sünde und Sorge die göttliche Gnade anbietet, die rettet und bewahrt.

Die meisten der hier gesammelten seelsorgerlichen Auslegungen sind zuerst in einem Mitarbeiterblatt des Westdeut-

schen Jungmännerbundes, dessen Bundeswart Humburg in den Jahren 1921-1929 war, erschienen. Man merkt es an vielen Stellen, daß junge Christen die Adressaten sind, die in ihren Gruppen und Vereinen dem Herrn dienen wollen und sollen. Aber das was mahnend, warnend, mutmachend gesagt wird, ist für alle Jünger Jesu gültig und im besten Sinne „zeitlos“.

Das Schönste ist, wie immer wieder das Bild Jesu Christi, des Heilandes und Herrn, aufleuchtet. Er, der uns so reich beschenkt mit seinen göttlichen Gaben, ruft uns in die herrliche Aufgabe der Mitarbeit in seinem Reich. „Welch ein Herr! Ihm zu dienen, Welch ein Stand!“ Ich kenne nicht viele, die so Lust und Liebe wecken können, ganz in Hingabe und Dienst Jesus zu gehören, wie Paul Humburg. Darum ist seine Stimme ein guter Ruf auch in unsere Zeit hinein. Er hat aus der Quelle des Wortes Gottes geschöpft und reicht einen guten, frischen Trunk dar.

Die vielen Teilüberschriften standen ursprünglich nicht im Text. Sie sind um der besseren Lesbarkeit willen eingefügt worden.

Arno Pagel

Die wichtigsten Lebensdaten von Paul Humburg

Geboren 22.4.1878 in Mülheim am Rhein. Studium der Theologie auf den Universitäten Halle, Erlangen, Bonn und Utrecht. 1906 bis 1909 Pastor in Dhünn, 1909 bis 1919 in der Reformierten Gemeinde in Elberfeld. 1915 bis 1918 freiwilliger Feldprediger beim Armeeoberkommando X an der Ostfront. 1919 bis 1921 Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung in Berlin. 1921 bis 1929 Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes in Barmen. 1929 bis 1942 Pastor der Evangelisch-Reformierten Gemeinde Barmen-Gemarke. 1934 bis 1942 Präses der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche im Rheinland. 1934 bis 1936 Mitglied der vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche. Vom 1. Januar 1943 an im Ruhestand. Gestorben 21.5.1945 in Detmold.

Teil I

Aus dem Alten Testament

Zwei Wege

1. Mose 13 und 14

Lots Irrweg

Es war ein edles Wort, das Abraham zu Lot sprach: „Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ Lot handelte anders. „Da hob Lot seine Augen auf und besah die ganze Gegend am Jordan.“ Bisher hatte er, wenn er an einem Scheidewege stand, die Augen höher erhoben, empor zu dem Herrn, seinem Gott; seitdem er mit dem alten Gottespilger aus seiner Heimat gezogen war, hatte er dem Herrn die Führung seines Lebens anvertraut. Jetzt bog er in einen Weg ein, auf dem er die Führung in seine eigene Hand nahm.

Lot hob seine Augen auf. Er ließ seine Augen umhergehen. Das war der Anfang des Irrweges. Wir müssen, wie Hiob sagt, „einen Bund mit unseren Augen machen“ (Hiob 31,1), daß uns nicht durch die Fenster unserer Augen die Begierde nach Sünde ins Herz hineinsteigt.

Bei Lot ist es so gegangen. Plötzlich erwachte in ihm, stärker als früher, die Sucht nach dem Besitz. Habgier und Selbstsucht, kurz – das Geld hat ihn gefaßt. Auf diesem Wege sind schon viele bergab gegangen. Es braucht nicht viel Geld zu sein: ob es sich um Tausende handelt oder einen heimlichen Strumpf voll Taler. Geld ist Geld, und Geld ist sehr klebrig. So leicht bleibt unsere Seele mit ihren zarten Flügeln daran hängen, und wenn nicht eine höhere Hand eingreift, so bedeutet das ihren Tod. Über Lot hat diese Hand gewacht, ihn durch ernstes Gericht hindurchgeführt. Aber als Wirkung zeigt sich auch bei ihm: Geld macht hart. Das Geld wurde der Totengräber für die edelsten Triebe seines Herzens.

Lot, der bis dahin in treuer Liebe seinem alten Onkel angehangen hatte, wurde unempfindlich für das Unrecht, das er Abraham anzutun im Begriff stand.

„Er besah die ganze Gegend am Jordan“ – „er erwählte die ganze Gegend am Jordan.“ Dazwischen scheint eine kleine Zeit des Nachdenkens gelegen zu haben, eine Zeit des Besinnens. Da hat eine mahnende Stimme an sein Gewissen ge-

pocht. Der Kampf war nur kurz. Dann wurde es still, der Widerstand war gebrochen, der Feind zu mächtig geworden. Mit einem kräftigen Ruck brachte Lot den Warner in sich zum Schweigen: Geschäft ist Geschäft. Der Verstand muß entscheiden. In geschäftlichen Dingen darf man nicht sentimental sein. Lot erwählte den Sündenweg.

„Also schied sich ein Bruder von dem anderen“, schied sich mehr von ihm, als alle äußeren Verhältnisse es bedingt hätten, in rücksichtsloser Selbstsucht. Da steht ein Grenzstein an Lots Lebensweg: bisher war es ein Sonnenweg gewesen, von da an kam das Dunkel auf seinen Pfad, in seine Züge.

Und das Ende dieses Weges, den Lot hier einschlug, als er an einem sonnigen Morgen in die liebliche Jordanaue hinabzog? Nach langen, langen Jahren machte sich Abraham eines Morgens früh auf und wandte sein Angesicht gen Sodom und schaute auf, und „siehe, da ging ein Rauch auf vom Lande wie ein Rauch vom Ofen“ (1. Mose 19, 28).

Alles verbrannt! Lot wollte reich werden. Er nahm, was er bekommen konnte. Auf dem Weg hat er alles verloren, was er vorher hatte: er war zuletzt ein armer Mann. Als kluger Geschäftsmann hatte er im rechten Augenblick seinen Vorteil zu erkennen gemeint und wahrgenommen. Unentwegt steuerte er auf sein Ziel los. Eins hatte er nicht beachtet: es war ein Sündenweg, und der endet schließlich in Rauch und Qualm.

Abrahams seliger Weg

Es war ein einsamer Mann, der dort oben auf der Höhe von Hebron dem Zuge seines Bruders nachschaute, bis er sich allmählich in der Ferne verlor. Ein doppelt einsamer Mann. Aber Abrahams Seele lag in tiefem Frieden. In den kritischen Stunden, die eben hinter ihm lagen, da es sich gehandelt hatte um mein und dein, um Geld und Gut – Stunden, in denen man dem Menschen besonders tief ins Herz sehen kann –, hatte es sich gezeigt, was in seinem Innersten lebte. Als ihn einst der Ruf Gottes getroffen hatte: „Gehe aus deinem Vaterland!“, da hatte er in völligem Vertrauen die Führung seines Lebens ein für allemal in Gottes Hand gelegt.

So war er jetzt seinem Bruder gegenüber den Erniedrigungsweg gegangen. Er war der Ältere, er war der Reichere, er hätte die besten Weiden für sich beanspruchen können.

Wir sehen ihn ohne Flecken, seine Gestalt steht leuchtend vor unseren Blicken.

Er war diesen Weg nicht nur zum Schein gegangen. Nein, seine ganze Herzensstellung leitete ihn darauf hin.

Er war den untersten Weg gegangen, und der unterste Weg ist immer der sicherste. Oben kann man leicht schwindelig werden, straucheln und abstürzen. Nur wer in Herzensbeugung innerlich am Boden liegt, kann nicht mehr fallen. Ist das nicht der Weg, den uns das Lamm Gottes gezeigt hat – unser Herr? „Er erniedrigte sich selbst.“ Er lebte nicht für sich selbst, er suchte nicht Ehre von Menschen. Auf dem Weg, den er ging, lag ununterbrochen tiefer Friede. Das ist der seligste Weg.

Abraham hatte gehandelt nach dem Geist und nicht nach dem Fleisch. Er war, was man in der Welt so nennt, „dumm“ gewesen. Ein Gotteskind wird in diesem Sinne oft „dumm“ sein müssen.

Abraham konnte sein Recht nicht geltend machen und sich nicht durchsetzen gegen Lot. „Er hätte es tun dürfen und können, ja tun müssen“, sagt die Welt, sagt das Fleisch. „Er konnte es nicht“, sagt der Geist. Nicht äußerer Zwang, innere Nötigung des Geistes hinderte ihn.

Gottes Kinder freuen sich über das, was Gott ihnen schenkt

Abraham mag damals auch seinen Kampf gehabt haben. War Lot nicht auch ein Gotteskind? Warum mußte er immer nachgeben?

Doch hat Gott dem Abraham damals wunderbar sein Herz gestillt: „Da nun Lot sich von Abraham geschieden hatte, sprach der Herr zu Abraham“ (13, 14). Zum Herrn ging Abraham mit seinen Gedanken. Wohin sonst sollte der einsame Mann gehen? Er hob auch seine Augen auf, aber hoch genug, bis der Blick ruhte auf dem Herrn. Und der Herr nahte sich ihm und sprach zu ihm. Das sind Stunden des tiefsten Glücks für einen Pilger Gottes, wenn er sich hat verachten und verachten lassen müssen, wenn er um des Unsichtbaren willen auf manches Sichtbare verzichtet hat, und sein Herz will in der Einsamkeit verzagt werden: da spricht der Herr mit ihm, da teilt er sich ihm mit und läßt ihn seine Gemeinschaft genießen. Da steigen aus der Stille die Lobgesänge empor: er ist mein, und ich bin sein!

Und der Herr hält Abraham auch schadlos. Lot nahm sich, was er wünschte, und es zerrann ihm hernach alles unter den Händen. Zu Abraham sprach der Herr: „Hebe deine Augen auf und siehe: alles Land, das du siehst, will ich dir geben und deinem Samen ewiglich. Mache dich auf, ziehe durch das Land in die Länge und Breite; denn dir will ich es geben.“ Da hat der Herr ihm das Land gelobt. Gerade in jener Stunde, als er, von Lots Knechten heimlich verlacht, nicht zugreifen wollte, da wurde Kanaan „das gelobte Land“.

Es ist ein ganz anderes Ding, ob wir uns etwas aneignen nach selbstsüchtigem Wunsch und unserer Begierde oder ob Gott uns innerlich bevollmächtigt, etwas zu nehmen, ob Gott uns innerlich etwas versiegelt und zuspricht als seine Gabe. Hier reden wir von einem Geheimnis der Gotteskinder, andere halten das für Unsinn.

Diese Regel gilt noch heute. Ich habe sie gesehen, die Männer, die dem Herrn vertrauten und die mitten im Geschäftsleben beim Fallen und Steigen der Konjunktur, im Drängen des Angebots, beim Locken des Gewinnes, innerlich ihre Hände falteten und fragten: „Herr, darf ich, soll ich zugreifen?“ Die Kinder dieser Zeit können nehmen und mögen nehmen, was sie und wie sie es nur irgend ergreifen können. Gottes Kinder können sich nur freuen über das, was Gott ihnen schenkt.

Reiche Quellen auf dem „untersten Weg“

Wie ging dieser Weg für Abraham aus? Abraham zog nach Mamre „und baute daselbst dem Herrn einen Altar“ (13, 18). Auf den Höhen bei Hebron war nicht so gute Weide, nicht so viel Gras wie in den Tälern der Jordanebene. Aber viele Steine waren da. Und die Steine auf den Weiden waren Abrahams Ärger, waren die Not in seinem Beruf und Geschäft. Denn er brauchte Gras für seine großen Herden, viel Gras. Was machte Abraham mit seinen Steinen? Er nahm die Steine und baute daraus einen Altar.

Hast du auch Steine auf deinem Weg, Schwierigkeiten im Beruf, geht es dir gründlich quer? Hast du Ärger und Verdruß? Komm, mach dich nicht müde, zerreibe deine Kräfte nicht im Murren und Kampf gegen diese Steine! Nimm die Nöte, die Schwierigkeiten deines Lebens, trage sie hin vor Gottes Angesicht und baue daraus dem Herrn einen Altar!

Baue einen Altar und opfere deinen Willen, dich selbst darauf und sprich es nach in feierlicher Stunde, was du so oft gesungen hast:

Da liegt mein eigener Wille,
den geb' ich in den Tod,
auf daß mich ganz erfülle
dein Wille, Herr, mein Gott.

Baue einen Altar, danke dem Herrn, wie Abraham ihm dankte! Hatte Abraham denn etwas zu danken? Ja, Lot, dort bei Sodom, der hatte Glück, der lagerte zwischen den Quellen. Und doch dankte Abraham. Er hatte auch Quellen, ja, er hatte Quellen. Als zum erstenmal nach jener Scheidung von Lot die Rauchwolke eines Opfers emporstieg auf dem Altar, den Abraham gebaut hatte von den Steinen bei Hebron, da brach wohl sein Herz in einen Lobgesang aus: „Alle meine Quellen, Herr, sind in dir.“ Er hatte den Herrn. Da hatte er auch Quellen, reiche Quellen, auch auf dem „untersten Weg“, ja gerade auf dem „untersten Weg“.

Kannst auch du singen von solchen Quellen? Mein Friede strömt nicht aus der Harmonie meiner Seele; es packt mich oft gewaltig, daß ich sterben soll nach dem alten Menschen. Meine Freude strömt nicht aus der Fülle meiner Güter; ich muß um Jesu willen oft entsagen und auf vieles verzichten. Mein Friede und meine Freude strömen aus anderen Quellen. Seit ich ihn gefunden habe, den Heiland meiner Seele, seither führt er mich den Weg des Sterbens. Aber da ist er mir ein und alles geworden. Da, auf dem „untersten Weg“, da habe ich singen gelernt: „Alle meine Quellen sind in dir.“

Kannst auch du singen von solchen Quellen?

Das war Abrahams Weg. Der Kreuzesweg. Der „unterste Weg“, den er ging, um Gottes willen. Der endet in Lobgesang an Gottes ewigen Quellen.

Keine Freundschaft mit der Welt

Die Schlacht der Könige gegen Sodom war geschlagen. Die Sieger nahmen mit sich alle Habe zu Sodom und zogen davon. „Sie nahmen auch mit sich Lot, Abrahams Brudersohn, und seine Habe; denn er wohnte zu Sodom“ (14, 12).

Wie war Lot nach Sodom gekommen? Das hatte damals angefangen, als Lot sich von Abraham schied in Selbstsucht und Habgier. „Da setzte Lot seine Hütte gegen Sodom. Aber die Leute zu Sodom waren böse und sündigten sehr wider den Herrn“ (13, 12.13). Wohl hatte Lot von den Greueln Sodoms Kunde bekommen, er wußte, daß unter den Palmen in der Jordanaue böse Sündenschlangen umherschlichen. Doch er hob seine Augen auf und besah die ganze Gegend am Jordan. Er sah nicht genau genug hin. Sonst hätte er über den reichen Städten, in die er zog, geschrieben gesehen mit Gottes Schrift dieses Wörtchen „aber“: aber die Leute zu Sodom waren böse. Das hätte ihn warnen müssen. Doch darauf hatte Lot nicht geachtet. Er ließ sich nieder unter Gottes Feinden. Das war der Sündenweg.

Der Herr will haben, daß seine Kinder sich scheiden von der Welt und nicht mitlaufen in dasselbe unordentliche Wesen. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, sagt Jakobus, ist der: „sich von der Welt unbefleckt erhalten“ (Jak. 1, 27).

Was war es denn, um dessentwillen der Herr zu Elia sprach: „Ich will lassen übrigbleiben 7000 in Israel“ (1. Kön. 19, 18)? Was gab diesen Leuten in Gottes Augen ihren Wert? Sie waren nicht Helden wie Elia. Aber es waren die, deren Knie sich nicht vor Baal gebeugt, deren Mund ihn nicht geküßt hatte. Sie hatten sich geschieden von der Sünde und der Welt um sie her. Ein solches Verhalten steht bei Gott in hohem Wert. Wir können nicht alle ein Elia sein, aber alle Gotteskinder sollen sich unbefleckt erhalten von dem Wesen dieser Welt.

Lot hat es nicht getan, und sein Irrweg ruft es uns zu: „Bricht ab jeden Verkehr, der dich innerlich lähmt im Kampf gegen die Sünde!“ Und wenn ein Gewinn dich lockt wie dort den Lot: du darfst kein Geschäft machen, über dem solch ein „Aber“ Gottes steht. Es gilt, einen Schnitt zu machen überall da, wo wir merken, daß wir in den Geist dieser Welt hineingeraten. Und ob dieser Schnitt tief in unser Fleisch schneidet und uns bitter weh tut, ob Herzblut fließt, ob der Schnitt hindurchgeht zwischen Braut und Bräutigam, zwischen Freunden und Freundinnen: es gilt, einen Schnitt zu machen. Das Schiff gehört ins Wasser, aber das Wasser gehört nicht ins Schiff. Sonst geht es unter. Mitten in der Welt stehen Jesu Jünger in ihrem Kampf. Aber sie müssen ängstlich darüber wachen, daß nicht die Welt und ihr Geist in ihr Herz ein-

schleicht, sonst werden sie innerlich lahmgelegt, sonst gehen sie unter.

Lots Weg ist uns eine Warnung. Er war ausgezogen aus seiner heidnischen Heimat mit Abraham, um dem Herrn, seinem Gott, zu dienen. Nun zog er doch unter die Heiden. Mancher hat früher einmal einen Bruch vollzogen mit der Welt. Aber langsam „gab es sich wieder“, so sagten die anderen. Er lenkte ein. Statt den Bruch innerlich immer mehr zu vertiefen, suchte er ihn wieder zu überbrücken. Er kehrte zurück zu der Freundschaft dieser Welt.

Lots leise Stimme

Oder hat sich vielleicht Lot vorgeredet, er könnte in Sodom wirken für den Herrn, seinen Gott? Gewiß, die Leute von Sodom lernten ihn kennen als einen, der anders war als sie. Aber wir lesen nichts von einem Altar des Herrn, den er in Sodom gebaut, nichts davon, daß er den Namen des Herrn verkündigt hätte, wie Abraham tat. Er scheint seine Stimme gedämpft zu haben, wenn er von dem Herrn, seinem Gott, sprach. Freimütig konnte er von dem Herrn nicht reden. Sein Weg nach Sodom war ja ein Sündenweg. Das Reichwerdenwollen hielt ihn gebunden. Da hätte sein Zeugnis auch nicht viel gewirkt: für so etwas hat die Welt ihre Augen. Lot hat nur leise gesprochen von dem Namen des Herrn.

Wenn wir von Gott gestellt werden an den Ort der Sünde, mitten in ein Sodom hinein, dann wollen wir ein Zeugnis von ihm ablegen, aber laut und kräftig. Ein klares Zeugnis für unseren Herrn ist ein Schutz für uns selbst, sonst werden wir auf dem Zauberboden dieser Welt eingeschlafert. Ein deutliches Wort für unseren Herrn unterscheidet von den anderen, ruft Widerstand hervor, und das hält uns wach.

Lot wurde bald heimisch in Sodom, Verwandtschaftsbande verknüpften ihn mit den Bürgern (1. Mose 19, 14), er saß als Ratsherr unter dem Tor (19, 1). Lot war nach Sodom gezogen, und Sodoms Geist zog ein in Lots Haus. Wie traurig sind hernach die Trümmer seiner Familie: die Schwiegeröhne verbrannten im Feuer (19, 14); seine Frau erstarrte auf dem Wege, weil sie, innerlich gebunden an Sodom, zurückgestarrt hatte; und seine Töchter hatten einen üblen Schwefelgeruch von Sodoms Sünde an sich (19,30 ff).

Traurige Trümmer! Lot wollte doch ein Licht sein; das Licht scheint nicht sehr geleuchtet zu haben. Er wollte doch ein Salz sein, es hat die Fäulnis nicht aufhalten können. Es fehlte ihm wohl die Salzkraft.

Und wenn wir sehen, daß auch Lot in das Unglück der Stadt mit hineingerissen und von den Königen gefangengenommen wurde, so ist uns das ein Sinnbild, ein Gleichnis dafür: man kann die Welt nicht retten, indem man in sie eingeht und sich ihr gleichstellt. Lot konnte in Sodom kein Segen sein. Er konnte die Stadt nicht retten. „Da nahmen sie auch mit sich Lot, denn er wohnte zu Sodom“ (14, 12).

Gottes „Ausländer“

„Da kam einer, der entronnen war, und sagte es Abraham an, dem Ausländer“ (14, 13). Abraham war ein Ausländer. Er war nicht nur ausgezogen aus der heidnischen Heimat, er war auch geblieben in der Abgeschiedenheit bei Gott. Wohl hatte er auch Bundesgenossen. Er stand mitten im Verkehr von Handel und Wandel. Aber innerlich war er geschieden von der Welt und ihrer Art, von der Sünde. Er war ein „Ausländer“. Er hatte ein anderes Ziel, als man es sonst hatte. Er suchte nicht Menschen, sondern Gott zu gefallen, und seine Ausländerart nährte er immer wieder an seinem Heiligtum: er baute dem Herrn einen Altar und verkündigte den Namen des Herrn. Da lagen die Wurzeln der Kraft dieses Mannes.

Die „Ausländer“ wohnen am Altar Gottes, in der Gegenwart des Herrn, stehen vor seinem Angesicht Tag für Tag, hören sein Wort, folgen seiner Zucht. Am Altar Gottes trinken sie aus Gottes Quellen. Da schauen sie mit heiligem Staunen auf die Art und das Wesen ihres Gottes. Da sinken sie nieder mit ihren Bitten und mit ihrem Dank.

Das sind die Männer Gottes, die der Welt helfen können, und wenn wir ein Segen sein wollen für andere, dann müssen wir solche „Ausländer“ werden. Wir haben es zu tun mit dem Kampf der Finsternis mit dem Licht, wir stehen in einer Welt, die verloren geht, wenn ihr nicht der Heiland, der Retter, gebracht wird.

Da wollen viele der Welt helfen, indem sie auf die Welt eingehen, ihr ein wenig entgegenkommen. Und dabei werden sie innerlich selbst lahmgelegt. Sie merken es nicht: ihre Urteils-

kraft wird geschwächt, ihre Maßstäbe werden verwirrt, der Weltgeist dringt wie leiser, steter Zugwind in die Kammer ihrer Seele ein, bald sind sie arg erkältet. Der Umgang mit Sodom färbt doch mehr ab, als Lot es je vorher gedacht hätte. Dann treibt man vor dem Wind der Welt ohne Steuer, haltlos. Solche Männer können der Welt nicht helfen.

Und andere, die sich innerlich von der Sünde der Welt freihalten, führen den Streit mit Waffen, die sie dem Arsenal dieser Welt entlehnt haben: sie bringen ihre Botschaft vor, ästhetisch verziert, philosophisch fundamentiert und stellen die Worte mit Kunst nach den Regeln der Kenner der Rede.

Aber so kann man kein Retter werden für die Sünder. Gewiß wollen wir dem Geschlecht unserer Tage nicht kommen mit unverständenen Worten der Frömmigkeit früherer Jahrhunderte, die doch auch nur der zeitliche Ausdruck waren für das ewige Heil. Nein, wir wollen zu ihnen kommen in der Sprache unserer Tage. Aber man kann Sodom nicht retten, indem man einige christliche Redensarten, geistvoll aufgezupft, deklamiert. Um Retter zu sein für die Sünder, um ein Menschenleben aus der Sündenbahn zu werfen in Gottes Bahn, brauchen wir Kraft: eine Kraft, die nicht aus uns stammt und nicht aus dieser Welt; eine Kraft, die wir nur schöpfen können an Gottes Quellen, an dem Altar des Herrn.

Wollen wir ein Segen sein für die Welt, dann müssen wir „Ausländer“ werden. Wenn einer die Worte so sehr fein stellt, um Menschenherzen zu gewinnen, das klingt wie Hohn. Willst du damit einen gefesselten Sünder losbinden? Willst du mit solchen luftigen Waffen zu Felde ziehen gegen Satans Macht? Steck das Säbelchen in die Scheide und geh hin und kaufe dir ein Schwert! Werde ein „Ausländer“! Ziehe an Gottes Altar! Dann kannst du anderen helfen.

„Da sagte es einer Abraham an, dem Ausländer.“ Zu den „Ausländern“ läuft die Welt in ihrer Not. Sie weiß, daß ihresgleichen ihr nicht helfen kann. Wenn überhaupt einer helfen kann, dann sind es die „Ausländer“ und ihr Gott.

Als Abraham hörte, daß sein Bruder gefangen war, machte er sich auf. Er freute sich nicht, daß er selbst verschont geblieben war, er überließ den anderen nicht seinem Schicksal in dankbarer Ruhe, daß er ja geborgen war. So machen es Gottes „Ausländer“ nicht. Nein, mitten in der Not der Welt, da sollen sie stehen.

Aber damit wir es können, wollen wir innerlich ausziehen

aus der Welt, wollen uns lagern an Gottes Altar, wollen trinken aus Gottes Quellen, wollen wohnen in Gottes Nähe. Wir wollen „Ausländer“ werden.

Der stille Weg

1. Mose 14, 14–24

Stimmen der Versuchung

In unserer Welt voll Unruhe ist es für Gotteskinder schwer, ein stilles Herz zu bewahren. Doch sie sehnen sich nach Frieden und Ruhe und nehmen immer wieder Gottes Wort zur Hand, um dort den Atem aus der ewigen Stille zu vernehmen. So kann uns auch diese Geschichte aus dem Leben Abrahams zeigen, wie ein Herz still und getrost wurde und seines Weges gewiß durch Gottes Gnade.

Durch den siegreichen Überfall der feindlichen Könige auf Sodom und Gomorra war auch Lot mit all seiner Habe in Gefangenschaft geraten. „Da kam einer und sagte es Abraham, dem Ausländer, an“ (14, 13). Und Abraham eilte ihnen mit seinen Bundesgenossen und seinen dreihundertundachtzehn Knechten nach, besiegte die feindlichen Könige und brachte alle Habe und alle Gefangenen wieder zurück.

Auf diesem Rückweg sehen wir Abraham inmitten seiner Scharen. Um ihn her erklang das Getümmel eines großen Haufens, das laute Wesen, das aufgeregte Sichfreuen nach einer furchtbaren Gefahr. Die Leute waren dem Tode oder der Sklaverei entronnen. Und da hinein ertönte das hohe Rühmen der anderen und die freudige Bewegung unter Abrahams Knechten nach dieser siegreichen Schlacht.

Dazwischen schritt Abraham einsam und still einher. Seit seiner Trennung von Lot war er doppelt einsam. Nur eins wird von ihm berichtet: er baute dem Herrn einen Altar, er pflegte stillen Umgang mit Gott, er harrte auf ihn (13, 18).

Nun war er in diese Sache verflochten worden, und peinlicher noch als der Kriegszug war seiner edlen Seele wohl dieses Rühmen seiner Heldentat, die Verehrung der gaffenden Menge, die Andeutungen, die laut wurden, wie der König von Sodom, dessen Ankunft gemeldet wurde, ihn ehren und belohnen werde.

Still ging er unter seinen Leuten dahin. Er war und blieb der „Ausländer“, wie sie ihn nannten, ein eingekehrter Mann.

Und doch mag in seiner Seele in der Aufregung der letzten

Stunden manch unruhiger Gedanke aufgewacht sein, und er trachtete nun nach Stillewerden vor Gott. Da waren Stimmen der Versuchung. Wir dürfen uns den Vater der Gläubigen nicht denken als einen Mann von Erz und Marmor, nein, wir wissen, daß er auch seinen Streit hatte, seine Anfechtungen kannte. Sollte ihm nicht auch die Versuchung gekommen sein zur Selbstgefälligkeit, wo alle ihm zujubelten? So sehr ihm diese äußere Huldigung zuwider sein mochte, sie wird ihm an diesem Tage doch zu schaffen gemacht haben.

Sein Blick ging auf seinen Weg, den ihn Gott geführt hatte. Alles hatte er in der Heimat verlassen und nichts für wertgeachtet, daß es ihn hielte – er war Gottes Ruf gefolgt. Und dann zum zweiten Mal: er hatte Lot das fruchtbarste Land eingeräumt, er war den untersten Weg gegangen, er, der ältere. Und nun gab ihm Gott diese große Beute. So vergilt Gott! So lohnt der Herr! Ist das nicht schon eine Erfüllung des späteren Wortes: die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen?

Aber war das wirklich Gottes Stimme? Es war dem Gottesfreund nicht wohl bei diesem Gedanken. Es widerstand ihm, sich durch die Not seiner Nachbarn zu bereichern. Nein, Abraham, das ist nicht Gottes Gabe für dich; andere mögen nehmen, was sie fassen können, du darfst es nicht, du nicht. Auf den ewigen Gott und seinen unsichtbaren Segen hatte er sein ganzes Leben gewagt, alle Wurzeln herausgezogen aus dem natürlichen Mutterboden seiner Freundschaft und seines Vaterhauses und hatte nirgendwo Wurzeln geschlagen und Anker geworfen. In dieser Welt war er wurzel- und ankerlos. Er hatte sich nur auf Gott und sein Wort gestellt.

Wurde seine Glaubensstellung nun nicht getrübt, wenn er von dieser Beute nahm? Streckten sich da nicht wieder ganz zarte Wurzeln hinüber zu den natürlichen Quellen dieser Welt? Spannen sich da nicht wieder leise Fäden an zu den anderen Menschen, die Gott nicht kannten, und zu ihrer natürlichen Denkweise über Reichwerden und Armsein? Also er sollte wieder verzichten? War denn Verzichten immer sein Teil, immer der unterste Weg? Das Leben des Erzvaters hatte seine bestimmte Melodie. Immer erneut kam, so wie früher schon zweimal, so wie später bei Isaaks Opferung, so auch hier für ihn die Aufgabe, auf alles Sichtbare zu verzichten und sich zu halten an das Unsichtbare, an seinen Gott. Wir schauen hier hinein in die Schule, in der der Vater der Gläubigen gebildet wurde. Es war eine Schule, es war ein Kampf.

Still und eingekehrt ging Abraham einher unter dem Haufen der lauten und jauchzenden Menge. Gottes Kinder haben Kampf, wo die Welt gar keinen sieht und kennt, wo dem Weltmenschen alles glänzend erscheint, alles so ganz natürlich und vorteilhaft, so ganz als sein gutes Recht, jetzt zuzugreifen. Da sieht man Jünger des Herrn stille und nachdenklich werden. Sie ahnen Gefahr, ihre Seele erzittert vor einem unsichtbaren Feind, den sie sich nahen fühlen. Im fröhlichen Jubel eines Volksfestes, einer Familienfeier gerät ein Gotteskind oft in innere Not. Der Fuß ist nicht mehr sicher, es besteht die Gefahr des Fallens und Strauchelns. „Wahre Treu kommt dem Getümmel dieser Welt niemals zu nah“, so klingt eine Warnung im Herzen. Und während ringsum alles lacht und scherzt und während man ihn vielleicht ehren will wie den Abraham, schreit solch ein Gotteskämpfer empor: er sucht Anschluß nach oben, er möchte die Stimme hören, die liebe Stimme. Er schmachtet nach einer Erquickung durch Gottes Geist, daß seine Seele bewahrt werde: „Herr, habe acht auf mich!“

Im Getriebe des wirtschaftlichen Lebens hat mancher Jünger des Herrn oft seine Not mit einer inneren Befangenheit, „daß von unrechtem Gut nichts untermenget sei“. Nicht, als ob die anderen alle Spitzbuben wären, ach nein, das ist ja gerade so oft die Not, die Not des Abraham hier, daß es nicht klar ist, was recht und unrecht ist und ob das, was alle recht nennen, auch recht ist für ein Gotteskind, für einen Jünger des Herrn. Da sieht man die Gläubigen oft arg im Gedränge. Still nach außen, sind sie innerlich im heftigen Ringen. Fragen steigen nach oben empor, Worte der Heiligen Schrift reden auf sie ein, Stimmen des eigenen Herzens verwirren sie. Sie suchen Handleitung und tasten nach dem rechten Weg. Die anderen kann man nicht fragen, sie verstehen einen nicht, sie lachen über solche Bedenklichkeit. Gottes Lieblinge sind oft sehr einsam mitten unter den Menschen.

„Da ging Abraham entgegen der König von Sodom“, da kam die Versuchung (14, 17). Nun wird ihm das Lob der Menschen umklingen, nun wird ihm der Dank des Königs angeboten. Ist es nicht doch Torheit, sich so ganz auf Gottes Gaben zu verlassen? Soll man nicht doch nehmen, was sich einem so ungesucht bietet? Warum ist solcher Tumult in meiner Seele, solche Unruhe?

Ach, wenn doch alles klar wäre!

„Aber Melchisedek...“

Gott war es klar, was jetzt seinem Knecht not tat. „Aber Melchisedek...“ Zwischen dem Bericht von dem Kommen des Königs von Sodom und dem ersten Wort, das dieser spricht, setzt eine andere Geschichte ein. Da kommt ein „aber“. Es begibt sich etwas. Gott schickt seinen Boten zu dem beunruhigten Abraham. Daß dies hier so eingeschoben wird und hernach die Wirkung hat, die wir sehen, das veranlaßt uns und gibt uns das Recht anzunehmen, daß Abrahams Herz vorher voll Unruhe und Schwanken gewesen ist. Und mir scheint, daß die geheimnisvolle Erscheinung des Melchisedek, des Königs von Salem, dadurch nur noch ehrwürdiger und sein Vorbild auf den Heiland nur noch bedeutungsvoller für uns wird, wenn wir hier sehen, daß Gott ihn benutzt, um das Herz seines Getreuen fest zu machen gegen die Sünde und die Annäherung der Welt in der Stunde einer Versuchung.

„Melchisedek trug Brot und Wein hervor.“ Gott hat immer noch seine Leute, seine siebentausend, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben, auch wenn wir sie nicht kennen. Welch eine Erquickung ist das, wenn eine Seele, zum Sterben müde, fast erlahmen will und verzweifelt kämpft gegen die Sünde – fast sind die Arme schon herabgesunken –, welche Erquickung, wenn wir dann einen sehen von Gottes Getreuen, der sich auch zu Jesus, unserem Heiland, hält! Und dann vielleicht ein Händedruck, ein Blick in die Augen, ein kurzes Wort! Und selbst, wenn das alles nicht möglich ist, Welch eine Erquickung, daß überhaupt noch andere da sind, die unseres Gottes Eigentum sind! Da regt sich das Verwandtschaftsgefühl der Jünger Jesu, der Familiensinn der Kinder Gottes. Es ist wie ein heimlicher Gruß unseres Herrn in der Höhe. Gott hat noch seine Leute, wir stehen nicht allein; das tut wohl.

Und was haben wir zu rühmen von Jesus, unserem Heiland, als dessen Vorbild dieser Melchisedek im Neuen Testament gedeutet wird (Hebr. 7, 3)? Daß er der Hohepriester ist, der Mitleid hat mit unserer Schwachheit, durch den wir vom Thron der Gnade Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, da uns Hilfe not tut. Wie manches Mal hat er die Hand um die Flamme unseres Glaubens gehalten! So tat er es dort, als dem Jairus die Zeit zu lang wurde und die Todesbotschaft kam und man ihm zuraunte: „Gib das Bitten doch auf, was bemühst du weiter den Meister“ (Luk. 8, 49)! Da

sprach Jesus: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Wie oft hat der Herr in seiner Gnade einen Hahnenschrei in die Irrfahrt unserer Seele hineinfahren lassen zur rechten Zeit wie bei Petrus, daß wir ernüchert wurden aus dem Sündentaumel und uns zurückschleichen durften! Ja, wir wären schon oft erlegen. Aber wir erlagen nicht. Warum nicht? „Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“

Nie werde ich die Stunde vergessen, als ich, ganz ermattet und tief enttäuscht, fast verzagt, in meiner Arbeit in den deutschen Soldatenheimen an der Ostfront im Weltkrieg 1914-1918 mir auf die Führung meines Herrn keinen Reim zu machen wußte. Da grüßte mich in einem verunreinigten Zimmer eines arg zerstörten Russenhauses von der Wand der deutsche Spruch: „Gedenk ich dein, o Ewigkeit, wie klein ist dann die Müh der Zeit!“ Rechtzeitige Hilfe!

Gott bewahrt die Füße seiner Heiligen, sonst würde kein Mensch selig. Der Weg ist oft so eng, die Last so schwer, die Versuchung so heiß, aber ein treuer Gott, der uns „nicht läßt versuchen über unser Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen“ (1. Kor. 10, 13). Und ob Gottes Wort, das er uns schickte, uns recht oft ungelegen kam, uns einen Lieblingsplan zerstörte, uns scheinbar eine erlaubte Freude nicht gönnte, einen vermeintlichen Vorteil wieder aus der Hand nahm, wir wollen ewig rühmen das treue Wort Gottes, das hier zu Abraham kam in Melchisedeks Gestalt; das treue Wort Gottes, das uns durchaus nicht will verloren gehen lassen.

Einander erquicken

Melchisedek trug Brot und Wein hervor, Abraham zur Erquickung. Ein liebliches Bild auf unseren Heiland, der den Seinen, wenn sie müde werden wollen, im Getriebe des Lebens – „auswendig Streit, inwendig Furcht“ (2. Kor. 7, 5) – sein Brot bricht und einen Trunk der Erquickung bietet aus seinem Wort. Das ist der Jesus, der sich, als die Menge drei Tage bei ihm verharrete, schon seine Gedanken darüber gemacht hatte, daß ihnen die Speise fehlte, und der zu seinen Jüngern sprach: „Wenn ich sie ungegessen von mir gehen ließe, würden sie auf dem Wege verschmachten“, und der dies

noch besonders damit begründete: „Denn etliche sind von ferne gekommen“ (Mark. 8, 3). Er sah jeden einzelnen und dachte an seinen Heimweg.

Wollen wir nicht in der Nachfolge unseres Meisters solche Leute werden wie Melchisedek, Leute, die sich hineinversenken in ihrer Brüder besondere Notlage, die ein Auge haben für ihre Müdigkeit, ein Ohr für das leise, fast unhörbare Hilferufen und die sie zu erquicken suchen? Brot und Wein trug er hervor, etwas ganz Schlichtes, das aber herzliche Erfrischung bot nach dem langen, heißen Kriegsmarsch. Können wir nicht auch zuweilen einem Bruder, einer Schwester eine solche Erfrischung bereiten durch ein herzliches Wort, durch ein wohlthuendes Blümlein, durch ein frohes Lied in ihren Kummer hinein? Das wirkt oft wie eine kühle Hand auf heißer Stirn. Laßt uns nicht sparsam sein mit unseren Freundlichkeiten, sondern die große Liebe Gottes in kleiner Münze unter die Leute bringen! Es braucht nichts Großes zu sein, nichts Außergewöhnliches; wo so heiß gekämpft wird wie im Leben mancher unserer Brüder, kann schon ein Becher kalten Wassers tief erquicken.

Zu dem Gruß der Erquickung gab Melchisedek ein brüderliches Wort, das dem Abraham einen reichen Gottesseggen vermittelte. Wie leer sind oft unsere Grüße, wie hohl oft unsere Gespräche, auch wenn wir uns nur selten grüßen auf dem Wege! Wir reden von allem möglichen miteinander. Wann richten wir durch ein Bruderwort den Blick des anderen empor: „Er ist's, der dir Kräfte gibt“, „Traue mit Freuden dem ewigen Gott“, „Wer hier ermüden will, der schaue auf das Ziel, da ist Freude“?

Das möchten wir von Melchisedek lernen und gerne solche Leute der Stille werden. Er war ein Priester Gottes, des Höchsten, ein Mann des einsamen Umganges mit dem Herrn in der Höhe, der aus seiner stillen Zurückgezogenheit die Heldentat des Abraham beobachtet hatte und nun kam, seinen ermüdeten Bruder rechtzeitig zu stärken. Daß wir solche Leute wären, Männer und Frauen, die ihr Geheimnis haben mit ihrem Gott in seinem heimlichen Zelt! Leute, die dann, wenn sie vor einem entkräfteten Mitstreiter stehen, etwas haben, nicht nachgesprochene Worte, abgestandenes Wasser, sondern Gaben aus erster Hand, aus Gottes Fülle!

Es war die Hand des Herrn

Wertvoll ist es zu sehen, was Melchisedek dem Abraham sagte: „Gesegnet seist du, Abraham, dem höchsten Gott!“

Er machte ihn dessen gewiß, daß der Herr mit ihm sei und daß sein Segen auf ihm ruhe. Es war dem Abraham nicht leicht gewesen, diese ungewöhnliche Kriegsarbeit zu tun. Es war nicht nach seinem Geschmack, das Schwert zu ziehen; für sich selbst hätte er das nie getan. Aber er hatte nicht taub sein können für den Schrei der Not und darum sein Kriegszug und nun sein Sieg: er hatte es um Gottes willen getan. Aber sein Herz war erschüttert, wie eine Magnetnadel erzittert bei einem Stoß, und noch war er nicht wieder ganz zur Ruhe gekommen.

Da kam das Segenswort wie ein freundliches Zunicken einer lieben Mutter, wie ein stiller, vielsagender Händedruck eines Vaters, der mit dem Handeln seines Sohnes einverstanden ist: „Gesegnet seist du dem höchsten Gott!“

Der Herr weiß alles, wie es kam und was dein Herz dabei fühlte und wollte und dabei gelitten hat; er weiß alles. Es ist manchmal schwer, wenn ein Christ, der so gerne die Liebe walten ließe, den Stock nehmen und hart sein muß, wo andere meinen, man sollte nachgeben; wenn er das Recht handhaben muß, wo weiche Stimmen dafür sind, alles gehen zu lassen und sich zurückzuziehen und aus der Sache herauszuhalten. Da wird man leicht verkannt. Wie schroff, wie hart können doch diese Christen sein, so hört man die anderen murmeln, und sie wissen nicht, wie sauer und schwer es ihnen wurde, diesen Weg zu gehen. Aber der Herr weiß es. Er segnet Abraham und segnet auch dich in solchen Stunden, wo dein Herz erzittert. Er hat dich verstanden, und sein Angesicht ist mit dir.

„Der Herr hat deine Feinde in deine Hand beschlossen.“ Melchisedek sagte Abraham nicht, was ihm nach dem Fleisch angenehm sein konnte, sondern das, was er jetzt im Kampf mit der kommenden Versuchung brauchte: „Es war nicht deine, es war Gottes Tat.“ Er rühmte nicht seinen Mut, den schnellen Entschluß, die männliche Hingabe und Kraft des Abraham. Das alles war ja auch wahr, doch davon erwähnte er nichts. Das hatte dem Abraham die Menge ringsum schon alles gesagt, und davon hatte ihm eine leise Stimme im Inneren schon geflüstert, das hatte der Versucher ihm schon zuge-
raunt.

Laßt uns einander nichts sagen, was dem anderen eine Versuchung bedeutet! Dann sind wir des Teufels Handlanger und, ob auch ohne Absicht, unserer Brüder Feinde. Wir säen Disteln in ihren Hafer; wir machen es ihnen schwer, in des Meisters Fußstapfen zu bleiben; wir vergrößern dem Bruder nur die Not seiner Seele.

Nein, von Melchisedek wollen wir es lernen: „Der Herr hat deine Feinde in deine Hand beschlossen.“ Abrahams Hand hatte dabei zu tun, sein Fuß manche Meile zu laufen; aber seine Hand hatte es nicht getan. Gott hat seine Feinde in seine Hand beschlossen. So hat Melchisedek nichts abgezogen von der Heldentat des Abraham, aber wie dankbar wird dieser gewesen sein, daß sein Bruder ihm half, Gott die Ehre zu geben und alle Stimmen der Selbstgefälligkeit von sich abzuschüteln!

Wahre Demut ist ein Wunder, und das kostbarste Geschenk, das Gott uns machen kann, ist ein gebeugtes Herz. So laßt uns einander helfen und es uns einander nicht schwer machen, gebeugten Herzens zu wandeln! Das ist die Art des Himmels, daß die, die als Überwinder Kronen tragen, ihre Kronen werfen vor Gottes Stuhl. Und wie atmen wir selbst auf, wenn ein Hauch solch reiner Himmelsluft in die schwüle Atmosphäre einer versuchungsreichen Stunde hineinweht! Wie hat der Bruder es verstanden, eines jungen Anfängers Herz zu beugen und zu ermutigen zugleich, der mir nach meiner ersten Predigt mancherlei Kritik äußerte und dann von dem, was nach seiner Meinung gut war, mir sagte: „Das und das, das war etwas Geschenktes.“

Der höchste Gott

Auf ein Drittes in der Rede des Melchisedek möchte ich noch den Finger legen. Das ist der Hinweis auf den höchsten Gott. Dieser Ausdruck kommt hier zum ersten Mal in der Schrift und im Leben des Abraham vor. Es war offenbar der Name, unter dem Melchisedek den Herrn Himmels und der Erde anbetete. Und mit diesem Namen trug er in Abrahams Glaubensleben eine wundervolle Stärkung hinein in der Stunde der Versuchung, da er dies, gerade dies bedurfte. Das war ein Lichtstrahl in dem Halbdunkel der einander widerstrebenden Gedanken, in die Fragen und Zweifel hinein, ob er von der

Beute nehmen dürfe oder ob ihm das nicht gezieme: Abraham, dein Gott ist der höchste Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Vergiß es nicht, wem du dienst; denk von deinem Gott nichts Geringes!

Es ist so, wie ein Prophet zu dem König Amazja sagte, dem er den Rat gab, auf eine Hilfe durch geworbene gottlose Kriegerleute zu verzichten. Als der König darauf hinwies, daß dann die 100 Zentner Silber doch verloren seien, mit denen er die Hilfstruppen geworben hatte, da sprach der Mann Gottes: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies“ (2. Chron. 25, 9). Ja, Abraham, denke daran, der Herr hat noch mehr! Das waren dem Vater der Gläubigen heimatliche Klänge, das war sein Gott. Sollte er jetzt etwas tun, was einen Schatten fallen ließ zwischen ihn und seinen Gott, etwas, das ihn Gott entfremdete, das nicht paßte zu dem ganzen Grundton seines Glaubenslebens? Sollte er wohl gar ihm jetzt auf einmal mißtrauen, als ob der Herr allein ihm nicht noch weiterhin sein Gut mehreren könnte? Nein, nimmermehr!

Liebe Brüder, laßt uns, wenn unser Herz hin- und hergerissen wird von dem Mangel der Zeit und der Versuchung sogenannter günstiger Gelegenheiten, denken an den höchsten Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat! Sollte er nicht auch unser kleines Leben tragen durch alle Not bis ans Ziel? Nein, laßt uns, wie der Heidelberger Katechismus sagt, „von der himmlischen Majestät Gottes nichts Irdisches denken und von seiner Allmächtigkeit alle Notdurft Leibes und der Seele erwarten“! Dann geht es nach der Melodie: „Für heute Brot, für heute Licht, für heute Kraft, mehr brauch ich nicht.“ Nein, mehr brauch ich nicht, denn der Wind und die Wellen tun, was er will; still, nur still! Hat er nicht Himmel und Erde geschaffen? „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Abraham war gesegnet worden. Nun konnte der König von Sodom sein Angebot machen. Das Gift, das darin für Abraham lag, war schon unschädlich gemacht. Wie man einen Schild fest vor sich hinstellt, hält Abraham genau dieselben Worte, die sich ihm durch Melchisedeks Gruß so tief eingeprägt hatten, dem Sodomiter vor. Wie ein Schwert handhabt er mit kühnem Schlag seinen Gottesspruch; mit zwei, drei kräftigen Hieben schlägt er sich durch diese Stickluft der Selbstsucht und des Eigennutzes hindurch seinen Ausweg: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, dem höchsten

Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, daß ich von allem, was dein ist, nicht einen Faden noch einen Schuhriemen nehmen will, daß du nicht sagest, du habest Abraham reich gemacht“ (14, 22.23). „Ich stehe in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben, nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben.“

„Ausgenommen, was die Jünglinge verzehrt haben; und die Männer Aner, Eskol und Mamre, die mit mir gezogen sind, die laß ihr Teil nehmen“ (Vers. 24). Abraham zwingt nicht die zu gleichem Verzicht, die nicht im gleichen Glauben stehen. Wer den Herrn, seinen Gott, gefunden hat und kennt, der kann in königlicher Gesinnung auf vieles verzichten, was diese Welt nicht entbehren kann. Aber er wird der Welt und auch denen, die in seiner Umgebung sind und sich seine Gemeinschaft gefallen lassen, nicht als ein Gesetz auflegen, daß sie gleichen Verzicht leisten. Das können sie nicht. Die noch nicht den Schatz der Christen gefunden haben, können nicht die Art der Christen sich angewöhnen. Das gibt ein hartes Gesetz, unter dem sie seufzen.

Wie manche derer sind unter uns: ihr Herz wandert auf den Wegen der Welt und trauert den versagten Freuden nach. Es ist ein armes Leben, ein freudloser Gottesdienst bei denen, die nichts haben an ihrem Gott und die es immer quält wie den ältesten Sohn im Gleichnis: „Mir hast du nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre“ (Luk. 15, 29). Wie viele leben jahrzehntelang in dieser armen, gesetzlichen Stellung dahin! Abraham sprach: „Die Männer laß ihr Teil nehmen!“ Gehörst du zu den Männern, „die können lachen“, wie die Welt sagt, denen kein Melchisedek warnend in den Weg tritt, die sich alles erlauben können und brauchen sich nichts zu versagen und dürfen alles mitmachen? Sind die nicht viel reicher und fröhlicher als Abraham? Wie klingt doch seine Sprache des Verzichts für solcher Leute Ohren so herb!

O, wenn ihr wüßtet! Wenn ihr hörtet, wie die Stimmen Gottes in Abrahams Herzen so friedevoll klingen! Gehörst du zu den Männern? Kannst du noch versuchen, schlau zu sein und dein Glück zu machen mit halb verkniffenem Auge nach der Art dieser Welt und sogenannte gute Gelegenheiten auszunützen?

Ich will den Genossen Abrahams nicht unrecht tun. Vielleicht standen sie Gott näher als viele solcher traurigen Mit-

läufer in unseren christlichen Reihen. Zu denen spreche ich. Der Gottesknecht sagt: „Die Männer sollen ihr Teil nehmen.“ Wer will euch hindern? Aber das will ich sagen: Wer hier seine Genüge sucht und wen nichts innerlich daran hindert, der hat keinen Teil an Gottes Reich. Wer hier genießen will, der wird dort – dort an jenem Tag, auf den alles ankommt – alles verlieren. Die diese Welt gewählt haben und haben Gott verworfen, die werden dann ihr Teil nehmen, die werden mit dieser Welt verloren gehen, aber Gottes Kinder werden in Ewigkeit erfahren, was es heißt, gesegnet zu sein vom höchsten Gott.

Ein Opfergang

1. Mose 22

Proben im Leben der Gläubigen

„Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham.“ Ach, warum kann es nicht heißen: „Nach diesen Geschichten gab Gott Abraham Ruhe?“ War der alte Kämpfer noch nicht genug erprobt? Enthielten die „Geschichten“, die hinter ihm lagen, nicht genügend Erweisungen seines gottgeschenkten Glaubens? War der Weg seit jenem Morgen, an dem er im Vertrauen auf Gottes Zusage von Ur in Chaldäa aufbrach und um seines Gottes willen, der ihn gerufen hatte, alles, Vaterland und Freundschaft und Vaterhaus, hinter sich zurückließ, nicht reichlich mit Tränen bedeckt, mit Seufzern und inneren Kämpfen durchwandelt?

Gott weiß, was er tut. Und so leidschwer das Kapitel anhebt: auch diese Geschichte, ja, gerade diese Geschichte konnte dem Vater der Gläubigen nicht erspart werden, damit uns zugute offenbar wurde, was ein Herz an seinem Gott haben kann. Da sehen wir den gewaltigen Entschluß, den er sich abrang trotz des Schreiens seines Vaterherzens, trotz der Bedenken seines Verstandes. Wir ahnen einen Abschied von Sara, bei dem das Unausgesprochene schwerer war als alles, was gesprochen wurde. Wir wandern mit ihm durch lange Tage, in denen das Opfer ganz durchkostet werden mußte. Aber in dem allen und hinter dem allen sehen wir ein Herz, das Glauben hält. Und wir verstehen es: nach dieser Geschichte braucht von Abraham nicht mehr viel erzählt zu werden. Er ist der Vater der Gläubigen (Römer 4, 11).

Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham, nicht vor diesen Geschichten. Erst hatte Abrahams Glaube manche Erfahrung der Treue Gottes machen dürfen. Gott kommt nie zu spät, aber er kommt auch nicht zu früh mit den Belastungen und Proben über das Leben seiner Getreuen. Er überfordert seine Leute nicht. „Der Schultern Vermögen bedenket er, nichts aufzuerlegen, was allzu schwer.“

Gott versuchte Abraham. Gott versucht nicht zum Bösen, sondern damit das Edle in seinen Kindern offenbar werde. Er

stellt auf die Probe, damit ihre Bewährung zu Gottes Ehre ausschlage. Und dabei mutet er denen, die ihm nahe sind, wohl einmal eine schwere Last zu. Ein Fremder würde sagen: „Wie kann Gott nur?!“ Das Gotteskind wird nicht an seinem Vater irre: hinter ihm liegen „die Geschichten“, und es „denkt an die Wunder, die Gott tat, und was sein Mund versprochen hat.“

Es kommen Proben über das Leben der Gläubigen, es geht nicht immer glatt im Leben der Christen. Ja, man kann fast sagen: je näher einer dem Herrn steht, um so schwerere Proben legt Gott ihm wohl einmal auf. Je tiefer im Heiligtum, desto genauer sind die Gesetze, desto ernster Gottes Dienst. Unedler Stoff würde das Feuer nicht ertragen. Das Gold wird im Feuer bewährt. Das ist nicht das Vorrecht der Kinder Gottes, daß ihnen das Leiden erspart wird. Paulus hat auch nicht sich und seine Mitarbeiter gesund machen können. Die Lebensbilder der Heiligen Gottes bis in unsere Tage weisen es auf tausend Seiten aus: „Die in Salems Mauern wohnen, zeigen ihre Dornenkronen.“ Und unter den Glaubenshelden in Hebr. 11 stehen auch „die anderen“ (Vers 35), die keine Aushilfe aus der Not erfuhren, sondern durch tiefe Wasser der Leiden hindurch mußten.

Die Gott nahe verwandt sind, verlangen es auch nicht als ihr Vorrecht, daß er ihnen alles im Leben leicht gestaltet. Ihr Glaube hängt nicht davon ab, ob Gott ihnen äußere Not erspart. Sie wissen, wie die drei Männer vor dem feurigen Ofen es zu Nebukadnezar sagen: „Unser Gott kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen“, aber sie fügen, zum Leiden bereit, als ihres Herzens herrliches Bekenntnis dies hinzu: „Und wo er's nicht tun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren“ (Daniel 3, 17 u. 18). Ihr Glaube an Gott ist ihnen nicht eine Versicherung gegen Hagelschlag und Unwetter. Sie schauen auf des Vaters Herz und vertrauen ihm unendlich.

Die rauhe Nordseite

„Abraham!“ So erklang Gottes Ruf an den Erzvater. In diesem Anruf, im Nennen dieses Namens lag schon eine Hilfe für die kommende Stunde der Versuchung. Er hatte 99 Jahre Abram geheißen (1. Mose 17, 1), und der neue Name Abra-

ham (17, 5) war ihm wohl noch nicht so geläufig, daß er nicht immer daraus das tiefe Wort der Verheißung gehört hätte: „Vater vieler Völker“. Und als ihn jetzt der Herr mit diesem Namen rief, ganz deutlich „Abraham!“, da wurde er an die Zusage des Herrn erinnert. Es wird ihm eine große Probe zugemutet, aber Gott kommt seinem Glauben zu Hilfe und nennt ihn jetzt, gerade, wo er seinen einzigen Sohn opfern sollte: „Abraham! Vater vieler Völker!“

Wie freundlich ist der Herr! Er stellt uns wohl auf die Probe, aber er hilft uns auch; ja, schon vorher stärkt er uns für die kommende Schlacht. „Die Tage der Leiden kommen, aber sie haben auch ihre Gnade bei sich“, so sagte mir meine Mutter, als sich ihr Lebenstag zum leidvollen Sterben neigte. Und das ist ihre Gnade, daß uns der Herr sein Wort lebendig macht und uns mit einem Verslein aus der Bibel oft gleichsam herzlich die Hand drückt, ehe wir den Harnisch anlegen müssen. Die besondere Art, wie er im stillen Kämmerlein unseren Namen ruft und sich uns mitteilt und uns zu sich zieht, ehe die schweren Aufgaben kommen, ist für den, der an seine Stimme gewöhnt ist und der hören kann, eine Quelle der Kraft, aus der das Dennoch des Glaubens hervowächst. Es mag dem Herzen wohl beklommen zumute werden. Wir vernehmen das Signal für erhöhte Alarmbereitschaft, aber aus der Art, wie Gott uns ruft und dabei erquickt, steigt in uns das Vertrauen empor: „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“

Es ist eine gewaltige Spannung für Abrahams Glauben. Auf der einen Seite die Verheißung: „Völkervater“, auf der anderen Seite der Befehl: „Opfere deinen einzigen Sohn!“ Wie soll der „Völkervater“ bestehen können ohne den einzigen Sohn? Da ist kein Ausweg für den Verstand. Der Glaube findet den Ausweg: in Gott hinein! In Gott hinein! Gott kann auch aus den Toten erwecken. Der Glaube hat seinen heimlichen Schlupf in Gott hinein, wenn alle Wege verschlossen sind. Gott kann!

„Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du liebhabst!“ Jedes Wort geht durchs Herz. Isaak! Also um den handelt es sich, um seinen Augapfel, seinen einzigen Sohn, auf dem all seine Hoffnungen standen. Er hatte nur diesen. „... den du liebhabst.“ Ja, Gott hat recht. Er kannte sein Vaterherz. Abraham hatte diesen Sohn seines Alters sehr lieb. Und dieses Kind fordert Gott von ihm. Es ist, als ob Gott ihm seinen Verlust recht vor Augen führen wollte. Wort für Wort fällt schwer auf sein Herz: „... deinen einzigen Sohn, den du liebhabst.“

Gott macht es uns wohl einmal nicht leicht, und oft ist es sogar sehr schwer, was er von uns fordert. Es geht durch große Tiefen. Es ist unwahr, so zu tun, als ob im Christenstand alles nur Jubel wäre. Da gibt es auch Tränen. Und wenn es in der Offenbarung des Johannes einmal heißt: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“, dann erwartet Gott also, daß seine Kinder am Ende ihrer Reise bei ihm mit Tränen ankommen. Es gibt am Kreuz Christi nicht nur die warme Südseite, wo die Strahlen der Gnade uns erquicken, sondern auch eine raue Nordseite, wo die Stürme uns umwehen.

Liebst du irgend etwas mehr als Gott?

„Und opfere ihn daselbst!“ Das war ein furchtbares Wort, ein unverständlicher Befehl. Es kommen oft uns unverständliche, aber ganz deutliche Befehle Gottes. Da gilt es zu gehorchen. „Was ich tue, das weißt du jetzt nicht.“ Man wird den Sinn und die Absicht erst hernach erfahren. Hat man einmal sein Leben dem Herrn übergeben und es gewagt, sich ganz auf seine Seite zu stellen, hat man im Glauben an ihn Vaterland und Freundschaft verlassen, so hat man sich ganz auf Gott geworfen. In der Welt ist man dann wurzel- und ankerlos. Alle Wurzeln und Anker der Seele sind in Gott hineingeschlagen, seiner Führung ist man ganz überlassen. Das ist ein ernstes Ding. Dann kommt Gott wohl mit schwereren neuen Forderungen; aber von Abraham wollen wir es lernen, nicht auf dem Wege mitten im Lauf abzubrechen, nicht mißtrauisch zu werden, auch wenn unerklärliche Wendungen erfolgen, sondern ihm nachgehen, ohne zu verstehen; glauben, ohne zu sehen. Seine uns anfänglich unverständlichen Wege enden in Herrlichkeit.

„Opfere ihn daselbst!“ Unverständlicher Befehl! Und doch vielleicht Abraham nicht so unverständlich. Die Menschenopfer bei den Heiden rings umher haben vielleicht einmal in seinem Herzen die Frage aufkommen lassen, ob ihm sein Gott auch so viel wert sei, daß er darum seinen einzigen Sohn opfern könnte. War die Frage einmal auf der Tagesordnung seines Herzens, so konnte sie nicht mit einer halben Antwort zur Ruhe kommen. Die Frage mußte eine klare Entscheidung finden. Abraham hatte alles aufgegeben. Er verstand etwas von dem Wort „Opfer“. Ihm war sein Gott wahrlich etwas wert ge-

wesen. Nicht mehr an Vaterland und Freundschaft, sein Herz hing allein an seinem Gott. Aber jetzt wuchs sein Sohn heran, seine Freude. Ob ihm dadurch nicht Gott etwas verdunkelt wurde? Ob ihm nicht jetzt zum ersten Mal seit Jahrzehnten etwas vor Gott stand, etwas über Gott ging? Da war die Frage aufgeworfen. Und nun stand sie da und sah den Abraham in mancher Stunde einsamen Wachens mit großen Augen an: „Liebst du irgend etwas mehr als Gott? Oder liebst du Gott über alle Dinge, auch mehr als deinen Sohn? Könntest du für deinen Gott dein einziges Kind opfern?“

Da wurden die Grundlagen seines Glaubenslebens revidiert: „Wärest du heute noch imstande zu dem, was du einstmals getan hast, was damals dein Glaube vermochte, als du um deines Gottes willen alles verließest, in der Zeit deiner ersten Liebe? Ist dazu dein Glaube auch heute noch fähig? Oder ist dein Herz voll von dem einen Namen ‚Isaak‘? Steht dein Kind zwischen dir und Gott? Brauchst du jetzt nicht mehr so an Gott zu glauben, so wider alle Vernunft ihm zu vertrauen, da doch in Isaak die Gewähr der Erfüllung all deiner Wünsche vor dir steht? Brauchst du jetzt nicht mehr einen Gott, der Wunder tut, sondern kann es von nun an in rein natürlicher Entwicklung weitergehen? Ist vielleicht die Verbindung mit dem unsichtbaren Herrn nicht mehr so innig, seitdem das sichtbare Zeichen seiner Gnade und Treue dich umspielt?“

Wie mag Abrahams Herz emporgestöhnt haben unter der Wucht dieser alles durchforschenden Fragen! Vielleicht war der Befehl Gottes dem Abraham nicht so unverständlich, wie er uns erscheint: „Opfere deinen Sohn!“

Wir können uns die Stätten unserer Opfer nicht selbst auswählen

„Auf einem Berge, den ich dir sagen werde.“ Gott sagt, auf welchem Berge Abraham sein Opfer bringen soll. Wir können uns den Ort, wo wir unser Opfer bringen sollen, nicht selbst auswählen. Wir meinen manchmal: wenn ich dort stände, wo jener steht, und mir seine Last aufgelegt wäre, dann wollte ich Gott wohl Ehre machen. Wir malen uns gerne aus, wie es eigentlich mit unserem Leben seinen Fortgang nehmen müßte. Nein, Gott bestimmt die Stelle, wo wir unseres Lebens großes

Opfer bringen sollen, ja jede Stelle, wo je und je wieder ein Altar errichtet werden muß. Wenn du nur darüber klar bist, daß Gott dich in dein Leiden hineinführt, so rechte nicht über das Wie und Wann; und trifft dich ein Stachel, wo du es nicht erwartet hast, so schaue auf zu deinem Gott! „Laß ein Tröpflein Blut heraus und rede nicht davon!“ Selig der, der sich nicht selbst die Stätte seiner Opfer auswählen will, sondern es dem Herrn übergibt. „Wer lernet deinen Rat, der soviel Tiefen hat? Die Seelen nur allein, die ohne Wählen sein!“

„Hier bin ich!“

Auf den ersten Ruf Gottes antwortete Abraham: „Hier bin ich!“ Er war bereit für seinen Gott, er versah sich zu dem Herrn keines Bösen. Er hatte seine Treue erfahren. So gab er ihm ohne Zögern eine Blankovollmacht über jeden Tag, auch diesen Tag.

Daß wir doch auch unbekümmert um das, was heute kommt, ob Freude oder Leid, ob Prüfung oder Erquickung, in der Frühe zu Gott emporschauen wollten: „Hier bin ich!“ – bereit für den Herrn, nicht für das Leichte, nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Tat. Eins war dem Abraham vor allem wichtig: er wollte den Anschluß an Gott nicht verlieren. Einmal hatte er seinen eigenen Weg gewählt, da wurde Ismael geboren; aber mit Grauen mag Abraham noch gedacht haben an die schweren 13 Jahre des Schweigens Gottes nach Ismaels Geburt (1. Mose 16, 16; 17, 1). Das war schrecklich gewesen. Nur das nicht wieder erleben! Lieber alles, alles auf sich nehmen, wenn nur der Herr ihm nahe war!

„Da stand Abraham des Morgens früh auf.“ Sein voller Gehorsam zeigt sich darin, daß er sich alsbald aufmachte und nicht aufschob, das zu tun, was Gott von ihm forderte. In jedem Opfer liegt ein Segen verborgen. Mach dich herzu, daß du ihn nicht versäumst und verlierst!

„Er ging an den Ort, davon ihm Gott gesagt hatte.“ Willig ergeben traf er seine Vorbereitungen, ganz ernsthaft. Das war nicht ein Theaterspiel, nein, alles wurde bereitet zu einem wirklichen Opfer: das Holz, das Feuer, das Messer. Das, was Gott von uns verlangt, ist oft ein wirkliches Opfer, bei dem Blut fließt.

Drei Tage dauerte der Weg, drei lange Tage. Was mag da in

Abraham vorgegangen sein? Er hatte Zeit, sich innerlich mit dem zu beschäftigen, was kommen würde. Ihm wurde nicht die Erleichterung gewährt, die darin liegt, daß eine Tat schnell geschehen muß; nein, er mußte das Opfer ganz durchkosten. Mit jedem Tage wurde die Probe schwerer, die Versuchung größer, seinen Weg zu unterbrechen, aber auch sein Glaube fester: Gott kann Tote erwecken.

Die Stätte von ferne

„Am dritten Tage sah er die Stätte von ferne“, die Stätte, den Berg seines Opfers. Da mag Abraham beklommen zumute geworden sein. Siehst du auch deine „Stätte“ von ferne? Siehst du eine Krankheit, eine Operation näherkommen, den Zusammenbruch deines Vermögens, deines Geschäftes? Siehst du den Berg? Ahnst du, daß etwas Schweres kommt, und auch dir wird beklommen zumute? Es ist wohl noch ferne, aber doch schon näher gekommen als früher. Man sieht es schon.

Zwei Tage Wandern. Das waren schwere Tage. Aber nun kam der Weg des dritten Tages, der schwerste Teil.

Einsame Wege

„Bleibet ihr hier!“ so sprach Abraham zu seinen Knechten. Diese Männer hätten ihn nicht verstanden. Sie wären ihm wohl in den Arm gefallen und hätten ihn gehindert, seinem Gott zu gehorchen. Ihre Klagen hätten ihn weich stimmen, an seinem Wege irremachen können. Ihnen konnte er auch solchen Gehorsam gegen Gott nicht zumuten, ihr Glaube war für diesen Weg noch nicht reif.

Darum läßt er sie zurück. Er ist nicht im stillen froh, daß sie ihm vielleicht sein Opfer unmöglich machen würden. Wie manchmal wünschen wir es heimlich so, daß Menschen uns abhalten möchten von Gottes Opferwegen oder uns in den Weg treten möchten, und dann könnten wir uns entschuldigen: „Ich konnte nicht. Die Brüder meinten auch, es sei nicht Gottes Wille.“

Nein, Abraham will ohne menschliche Zeugen sein. Er hat es nur mit Gott zu tun. Bei diesem Opfer sollen Menschen ihm

nicht störend im Wege stehen. Er wandelt vor dem Herrn.

„Bleibet ihr hier, ich will dorthin gehen.“ Er will allein sein. Solche Wege geht man lieber allein. Diesen Kampf kämpft man lieber ohne Zeugen aus. Das Allerschwerste kann einem niemand tragen helfen. Wenn das eigene Blut fließt, das Herz seinen Stich erhält, das fühlt man ganz allein, so wie man leibliche Krankheit selbst fühlt. Es ist doch etwas ganz anderes, selbst krank sein, als andere Kranke trösten und mit ihnen leiden. So ist es auch mit den innersten Opfern. Vielleicht fühlen andere mit mir, wenn ich leide, aber ich habe es doch zu tragen. Andere können am Scheideweg guten Rat geben, aber entscheiden muß ich doch selbst. Andere können Anteil nehmen an meinen inneren Kämpfen, aber die Verantwortung kann ich mit niemandem teilen.

Im innersten Grunde stehe ich allein, so wie beim Sterben. Ach, da ist vielleicht viel Liebe um uns her, aber wir müssen doch ganz einsam durch die Pforte des Todes. Alle Türen gehen hinter uns zu, alle Lichter erlöschen, alle Hände lassen uns los. So ist es auch bei jedem solchen Opfer. Alle schweren, tiefen, echten Dinge unseres Lebens müssen wir einsam tun. Wenn wir die Augen aufheben und sehen die Stätte von ferne, dann müssen wir sagen: „Bleibet ihr hier, ich will dorthin gehen, ich allein.“ Und unser Leben wird soviel wert sein im Lichte der Ewigkeit, als es einsame Taten hat, die vor Gott getan sind, einsame Opfer, die vor Gott gebracht wurden.

Wir werden immer allein sein im tiefsten Kampf, und dann merkt der Jünger des Herrn, daß er nie allein ist. Jesus ist bei mir auf meinen einsamen Wegen. Er versteht uns. Jesus kennt diese Gegenden, wo das Messer und das Feuer regieren; er weiß, wie es denen zumute ist, die Opferwege geführt werden, mit einem Holz beladen einen Berg hinan.

Vater und Sohn

„Ich und der Knabe wollen dorthin gehen.“ Eigentlich müßte Abraham nur sagen „ich“; denn der Knabe war noch klein und wußte nicht, um was es sich handelte. Er war noch keine Begleitung, die ihm geholfen hätte. Im Gegenteil. Der Knabe war bei diesem Weg der andere Teil. Der Knabe war die Sprache von Fleisch und Blut in Person, war ja leibhaftig das, was es ihm schwer machte, Gott zu gehorchen. Bei jedem Schritt,

den er vorwärts tat: „Ich will opfern“, schrie neben ihm das Trippeln der kleinen Füße: „Du wirst doch nicht!“ „Mein Vater! Tu es nicht!“

Jetzt sah er den Jungen mit ganz anderen Augen an als bisher. Er war nicht mehr nur sein fröhlicher Sohn, sondern alles hing davon ab, wie er sich jetzt zu diesem Knaben stellte. Darin entschied sich sein Verhältnis zu Gott. Es war fast, als ob der Knabe sein Feind wurde, der Feind seines Glaubens. Früher bedeutete das Wort „Ich und der Knabe“ nur einfach: Vater und Sohn, und es lag darin große, tiefe Freude; jetzt enthielt das Wort „Ich und der Knabe“ die Frage, ob der Vater Gott über alles liebte. Der Blick auf seinen Sohn erhielt etwas Feierliches. Eine Frage Gottes kam zu Abraham: „Wie stellst du dich zu deinem Knaben – und zu mir?“

Altäre und der Altar

Abraham sollte opfern. Überall auf seinen Wanderwegen hatte er einen Altar des Herrn errichtet. Jetzt kam der Altar, der Altar seines Lebens. So war noch kein Altar gewesen. Dies war der Altar, auf den er sich selbst legen mußte in seinem Sohn. Ob ihm da vielleicht einen Augenblick ein inneres Schwanken gekommen ist: „Hätte ich doch nie einen Altar errichtet, nie zu dem Gott mich bekannt, der jetzt dies von mir fordert?“ Manches Gotteskind ist in einem Augenblick des Entsetzens vor den inneren Konsequenzen zurückgebebt, die der Entschluß, sein Leben in Gottes Hand zu legen, nach sich zieht. Wer von Gottes Altar redet, an Gottes Altären predigt, für den kommt einmal sein Altar. „Wäre mein Leben nicht leichter ohne Gott? Ohne Gottes Hilfe?“ Ja, aber dann auch ohne Gottes Altäre!

Das arme Herz, dem solche Gedanken einmal durch den Sinn schießen, soll nicht allzu sehr vor sich selbst erschrecken. So sind wir Menschen, so sind wir alle! Wenn wir nur, innerlich zur Ruhe gekommen, unsere Hände falten in Gottes Weg hinein. Der Dienst meines Gottes kann an einer Stelle meines Lebens plötzlich eine sehr, sehr ernste Wendung nehmen. Da geht es ums Ganze. Da kommt ein Altar. – Seither kann man nicht mehr so leicht von den Altären des Herrn reden, von dem „Weg dem Lamme nach“, nicht mehr so leicht das Lied anstimmen: „Da liegt mein eigener Wille, den geb ich in den

Tod.“ Wir wollen es auch weiter singen, aber es geht nicht mehr so leicht wie früher. In unser Leben ist die Tiefe gekommen. Auch vorher war mein Gottesdienst ernst und ehrlich gemeint, aber ich wußte vorher noch nicht ganz, was ein Altar ist, was alles in dem Wort „Gottesdienst“ liegt und was sich daraus ergeben kann für ein Leben. Seither weiß man es. Man wußte noch nicht, wie ernst und heilig die Hand ist, in die man sein Leben gelegt hatte.

Opfer ist Anbetung

„Wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.“ Abraham sollte opfern, er nennt es anbeten. Das Opfer soll eine Anbetung sein. Auch unsere Opferwege, wo wir das Liebste hergeben, sollen wir nicht gehen im Blick auf das Negative, was wir aufgeben müssen, sondern auf das Positive: daß wir Gott über alle Dinge lieben und ihm gehorchen wollen um jeden Preis; auf das, was er uns wert ist, wie er alles vergelten und ersetzen kann durch die Gemeinschaft mit ihm. Laßt uns bitten, daß Tage der Opferung Tage werden, wo wir ganz voll sind von dem Anblick unseres Gottes und nur auf ihn schauen, nicht auf den Isaak, den wir opfern müssen! Darüber werden wir innerlich anbeten, und dadurch wird das Opfer möglich.

„Dann wollen wir wieder zu euch kommen.“ Wir? – Wir! Also der Knabe auch! Das ist keine Lüge und keine Redensart; das ist der Glaube, zu dem Abraham sich in den Tagen durchgerungen hatte. „Er dachte, Gott kann auch wohl von den Toten erwecken“ (Hebr. 11, 19). Gott kann!

„Und gingen die beiden miteinander“

Still und einsam gingen Vater und Sohn den Berg hinan. „Und gingen die beiden miteinander“, so heißt es zweimal, in Vers 6 und Vers 8, ebenso wie an der ähnlichen Stelle 2. Kön. 2, 6, da Elia von Elisa genommen werden sollte. Für Abraham war es ein furchtbarer Weg. Ob der Knabe um ihn plauderte und dabei jedes Wort dem Vater wie Messer und Schwerter durch die Seele fuhr? Ob schwüle Stille über den beiden lag? Dieser Weg war mit Tränen benetzt, mit Gebeten besät. „Und gin-

gen die beiden miteinander.“ Es war Abraham bei jedem Schritt, als träte ihm etwas auf sein Vaterherz. Das tat weh.

Isaak sprach: „Mein Vater!“ Jedes Wort ging dem Vater durch die Seele: „Mein Vater!“ O das liebe Kind, so arglos! Es traut seinem Vater nichts Böses zu. Es denkt nicht an solches Vorhaben seines Vaters. Das Herz war dem Abraham zum Zerbrechen.

„Hier bin ich, mein Sohn.“ Das ist das zweite „Hier bin ich“ in dieser Geschichte. Beim ersten war es der kurze Entschluß: „Da stand Abraham des Morgens frühe auf“; jetzt war es das langsame Durchkosten des Entschlusses.

Der Knabe zählt jedes Stück auf: Feuer, Holz. „Wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?“ Ob dem Vater die Augen übergingen, als er dabei auf seinen Sohn sah? Ob er sich irgendwo etwas zu schaffen machte, um zur Seite zu blicken, daß der Junge seine Bewegung nicht merken sollte?

„Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Das war die einzig mögliche Antwort. Wie Gott es machen wird, das weiß Abraham nicht, aber er glaubt: irgendwie wird die Versuchung so ein Ende nehmen, daß er es ertragen kann. Aber das kann er seinem Sohn nicht erklären. Man kann manche innere Glaubensgewißheit anderen nicht erklären.

„Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Das war das Wort, das Abraham in diesen Tagen in seinem Herzen erklingen, das in Stunden des inneren Kampfes ihm aufgestiegen war und ihn dann aufrecht erhielt. Er mag es sich immer wieder vorgesagt haben. Es war das Ergebnis von drei Tagen Kampf.

In solch heißen Stunden birgt sich der Glaube oft in ein ganz einfaches, kurzes Sätzchen, in das ihm seine Zuversicht zu Gott zusammengeschmolzen ist oder, sagen wir lieber, zusammengeschmiedet wurde. „Gott wird sich ersehen...“ Solche Worte, solche Glaubensgewißheiten sind heilig vor dem Herrn, aus dem Kampf des Glaubens geboren. Abraham verbirgt sich in seinem Gott, indem er sich an dieses einfache Sätzchen hält: „Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Seliges Geheimnis, wie sich ein Mensch in seinen Gott verkriecht!

„Und gingen die beiden miteinander.“ Wenn man doch einmal aufhören dürfte zu gehen, zu leben, sich einmal am Wege niedersetzen könnte! Nein, es geht immer weiter, den Opferweg, den Berg hinan. Und ganz vorne dann der Altar!

Opferwege gehen sich langsam

„Und als sie kamen an die Stätte, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham daselbst einen Altar.“ Der schwere Augenblick war da. Langsam suchte Abraham Steine zusammen, langsam trug er sie herbei, nicht schnell! Opferwege gehen sich langsam. Da springt man nicht mehr, da geht man, da schreitet man. Da kommt die Tiefe in unser Leben, da kommt die Schwere in unseren Gang.

„Und legte das Holz darauf – und band seinen Sohn Isaak – legte ihn auf den Altar – oben auf das Holz – und streckte seine Hand aus – und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete.“

Leiden zu Gottes Ehre

Da rief der Engel des Herrn: „Abraham! Abraham!“ Im letzten Augenblick rief er. Die Engel waren nahe dabei. Da war die völlige Hingabe, der ganze Gehorsam offenbar: „daß er seinen Sohn schlachtete.“ Das Opfer war vollbracht.

„Da rief der Engel des Herrn.“ Nicht früher! „Endlich bricht der heiße Tiegel, und der Glaub empfängt sein Siegel, gleich dem Gold im Feuer bewährt.“ Zweimal ruft der Engel, daß Abraham es ja nicht überhöre; eilig, daß er ja nicht zu spät komme.

„Hier bin ich!“ antwortet Abraham. Das ist das dritte „Hier bin ich!“ Da kam die Erlösung. Nur wer die beiden ersten „Hier bin ich“ gesprochen hat, dem wird auch das letzte geschenkt. Ganzer Gehorsam, ganzes Durchkosten des Willens Gottes, dann wird die Last abgenommen! Gott krönet kein geteiltes Herz.

Aber dann kommt das Wort: „Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen.“ Gott wußte es auch so, aber nun war es erneut durch die Probe erwiesen. Oder weist uns dieser Satz auf einen ungeahnt tiefen Hintergrund dieser Szene, darauf, daß noch unsichtbare Zuhörer hinter dem Schleier standen, an die sich Gott mit diesem Wort wendet? Dürfen wir hier vielleicht an die Geschichte von Hiob denken? Der Satan ist der Attentäter auf Gottes Ehre: „Ha, Hiob dient dir gern und gut, weil du es ihm wohl gehen lässest auf Erden, nimm ihm einmal al-

les, schlage seinen Leib!“ Und nun geht Hiob durch all das Leid hindurch, durch die ihm unverständlichen Wege, aber er wird nicht irre an Gott, sondern bleibt bei seinem Glauben: „Der Name des Herrn sei gelobt!“ Und Gottes Ehre wurde vor dem Satan und der unsichtbaren Welt offenbar in dem Glauben, den Hiob hielt in den tiefen Leidenswegen.

Ob vielleicht auch hier ein solcher Vorgang in der unsichtbaren Welt im Hintergrund steht, ein Attentat des Satans auf Gottes Ehre? „Abraham dient dir gern, du lässest es ihm ja auch gut gehen und hast ihm einen Sohn geschenkt. Wie, wenn du ihm einmal den Einzigen wieder nähmst, ob er dir dann auch noch vertrauen wird?“ Wir wissen es nicht, aber warum sollte es uns verboten sein, derartiges anzunehmen? Dann verstehen wir etwas mehr von dem, was uns zunächst unverständlich ist, warum Abraham durch diese gewaltige Glaubensprobe hindurch mußte. Er sollte leiden zu Gottes Ehre, damit Gottes Herrlichkeit offenbar würde durch den Glauben seines Getreuen. Dann hat das Wort „Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest“ noch einen besonderen Ton und klingt hinunter bis in das Heulen der Hölle und hinauf bis in den Jubel des Himmels.

Morija und Golgatha

„Und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont.“ Das sagt Gott zweimal (Vers 12 und Vers 16). Ganz besonders tief wurde Abraham geprüft, aber ganz besonders nah ist er Gott verwandt. Dieses Erlebnis Abrahams ergab die Worte, in die später der Apostel das Geheimnis kleidet, daß Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont hat. Es gehen starke Linien von dem Opfer auf Morija, das Abraham brachte, hinüber zu dem Opfer auf Golgatha, da Gott seines eigenen Sohnes um unsestwillen nicht verschonte. Darin freilich ist das ewige Opfer dem Vorbild Abrahams ungleich: Gott hat dem Abraham den letzten Schritt erspart, Gott hat sich selbst den letzten Schritt nicht erspart. Als sein Sohn auf dem Holz lag in dem Feuer des Leidens, da fiel kein Engel den Henkern in den Arm, da floß sein Blut, das Blut der ewigen Versöhnung, uns allen, auch Abraham zugut.

„Der Herr siehet“

Wie ein bisher aufgehaltener Strom fließen nun die Verheißungen der Güte Gottes über Abraham dahin. Gott tut dem Herzen Gutes, das sich ganz an ihn hängt. Sonne, die durch Wolken bricht! An einem der letzten Tage ihres furchtbar schweren Leidens habe ich, erschüttert durch diese Not einer treuen Jüngerin des Herrn, meine sterbende Mutter gefragt: „Mutter, sag mir, was soll ich predigen?“ Da hat sie mir nach kurzem Schweigen nur den einen Satz gesagt: „Daß es eine Herrlichkeit gibt und daß es sich lohnt.“ Wahrlich, es lohnt sich!

Und Abraham hieß die Stätte: „Der Herr siehet.“ Ja, lasset uns auch bei allem Schweren, bei allem Kreuz, bei jedem Opfergang, den Gott uns führt, innerlich uns bergen in Gottes heimlichem Zelt auf dem Berge, „da der Herr siehet“! Er kümmert sich um uns, er sieht unseren Streit, und ob wir auch nicht so heldenhaft, so siegreich durch unser Leiden hindurchkommen wie Abraham, Gott sind wir offenbar: „O Herr, dennoch bleibe ich stets an dir.“ Und muß ich mit viel Klage zurückschauen auf die Tage des Leidens, da ich mich hätte bewähren sollen und zuschanden wurde, und bin ich fast verzagt, ob ich's auch hinausführen und das Ziel erreichen werde: an Glaubensstärke darf ich mich nicht neben Abraham stellen, aber der Vater der Gläubigen wird mich nicht verachten, wenn ich neben seiner auch meine Hütte aufschlage auf dem Berge, „da der Herr siehet“. Er siehet! O Herr, du kennst ja unseres Herzens Grund! Du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich liebe!

Alte Schuld

1. Mose 42

Ein eindringlicher Bußruf ist die Geschichte, wie Joseph mit seinen Brüdern verhandelt. Wir werden gerufen,

daß wir vor unserer Sünde stille stehen,
daß wir die Größe unserer Schuld besehen,
daß wir zu Jesus, unserem Heiland, gehen.

1. Du sollst vor deiner Sünde stille stehen

Vor dem mächtigen Fürsten in Ägypten stehen die Söhne Jakobs, um Speise zu kaufen in der Zeit der Teuerung. Joseph hatte sie alsbald erkannt, und er stellte sich fremd gegen sie und redete hart mit ihnen (Vers 7). Als Kundschafter bezeichnete er sie und trieb sie durch seine immer erneute Beschuldigung in harte Angst hinein. Einer sollte gebunden zurückbleiben (Vers 20), bis sie ihren jüngsten Bruder gebracht hätten. Daran wollte er erkennen, ob sie die Wahrheit gesagt hätten.

Da sprachen die Männer untereinander: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns“ (Vers 21).

Jahrelang hatte die Geschichte, an die sie sich hier erinnern, geruht. Aber jetzt in der Stunde, wo sie in Not und Angst festsäßen, da wachte sie wieder auf: „Darum kommt nun diese Trübsal über uns“ (Vers 21).

Nun kommt es! Gott kann wohl über der Sünde der Menschen einmal lange schweigen. Er läßt die Menschen gehen auf ihrem Weg, ob es auch oft krumme Wege der Sünde sind; er gibt ihnen eine Gnadenfrist, ob sie sich zu ihm wenden möchten von ihrer Missetat.

Aber dann gehen die Menschen hin, als ob keine Schuld ihr Gewissen drückte. Sie nehmen die Nachsicht und Geduld Gottes als einen Beweis dafür, daß es keine Vergeltung geben werde für ihre Sünde.

Aber der Herr spricht: „Das tust du, und ich schweige. Da

meinst du, ich werde sein gleich wie du. Aber ich will dich strafen und will dir's unter Augen stellen“ (Ps. 50, 21).

Gottes Mühlen mahlen langsam,
mahlen aber trefflich fein,
wo mit Langmut er sich säumet,
holt mit Streng' er's wieder ein.

Und wenn Gott anfängt einzuholen, dann holt er oft weit aus und greift er weit zurück.

„Darum kommt diese Trübsal über uns“, sagen die Männer dort. Wenn wir doch auch die geheimen Zusammenhänge unseres Lebens verstehen wollten! Die Not hat in Gottes Hand mancherlei Aufgaben als Werkzeug zur Erziehung der Menschenkinder. Aber dies ist gewiß: die Not, das Leid, werden in Gottes Hand besonders oft gebraucht als ein Steckbrief, den er hinter einem Verlorenen hersendet, hinter einem, der ihm weglaufen will und seine Sünde vergessen möchte.

Dann greift Gottes Hand hinter ihm her. Dann ruft Gott die Krankheit, den Kummer oder den Mangel wie beim verlorenen Sohn. „Komm, halt du ihn mir fest, damit er einmal still steht und der Sünde seines Lebens gedenkt! Und es einsieht: darum kommt nun diese Trübsal über mich!“

Nun! Erst nach langer Zeit! Aber sie kommt darum. O wie manches Warum steigt in dieser Zeit zu Gott empor, wie manches Fragen! Womit habe ich das verschuldet? Womit das verdient? Und dann zählt ein Mensch wohl all das Leid auf und all die Mißerfolge und all die Fehlschläge seines Lebens.

Nun, es ist nicht so, als ob dein Leid eine Strafe Gottes sein müßte für irgendeine besondere vorhergehende Sünde.

Die Brüder Josephs werden hier auch wirklich ganz unschuldig gepackt von Joseph. Sie waren keine Kundschafter. Sie führten nichts Böses im Schilde.

Aber doch kam in ihnen das Bewußtsein auf: darum! Wegen unserer Schuld!

Gott packt einen wohl einmal da, wo man keine direkte oder überhaupt keine Schuld bei sich entdecken kann, damit die andere Schuld, die alte Sache, damit der ganze Schaden unseres Lebens offenbar wird. Wie schnell ist mancher damit bei der Hand, er sei sich keines Unrechts bewußt! Und ebenso schnell würde er verstummen, wenn er sein Leben überdächte: jetzt vielleicht ganz unschuldig, aber damals! Die alte Sache! Das ist der Punkt! Darum!

Es war lange her, daß jene Geschichte geschehen war. Ein Jahrzehnt und mehr muß wohl verflossen gewesen sein. Die Tränen des alten Mannes Jakob, die er seinem Sohne Joseph nachgeweint hatte, waren nicht nur längst getrocknet, sie waren wohl auch bei den Brüdern vergessen. Es lag schon soviel dazwischen. Über die Sache war Gras gewachsen. So tröstete sich wohl mancher von ihnen in stillen Stunden, wenn sein Gewissen in ihm anfang, unruhig zu werden.

Miteinander sprachen sie wohl nicht darüber wie aus einer stillen Übereinkunft. Sie waren Genossen einer Sünde, die sie alle schwer belastete. Sie hatten täglich miteinander zu tun. Sie sprachen über ungezählte Dinge untereinander: an diese Geschichte rührte keiner.

Oh, es gibt oft eine zarte Rücksichtnahme unter den Genossen der Sünde, zwischen Mann und Frau, zwischen Geschäftsfreunden, zwischen Jugendkameraden: man rührt nicht mehr an die üble, dunkle Sache.

Nur in der stillen Nacht, wenn der Schlaf auf die Menschen fällt, dann rührt Gott daran, und dann stöhnt der Mensch. Und alles, alles ist ihm klar! Sünde und Schuld und Strafe und Gericht!

Aber vor den anderen schweigt man. Bis der Herr auch da einem den Mund aufbricht. Bis er mit seiner festen, harten Hand zugreift und einen dahin bringt, daß er es sagt: „Das habe ich verschuldet.“

Und dann kann man auch nicht mehr darauf Rücksicht nehmen, ob der andere lieber aus der Sache herausgelassen würde: Das haben wir verschuldet! Es muß heraus!

Wunderbar! Diese Männer hier: all die Jahre hindurch so schweigsam über jenen Tag draußen in der Steppe – und jetzt! Jetzt sprechen sie darüber. Die Not hat sie gepackt, die Hand Gottes, die rächende, strafende Hand. Da kommt es heraus. Alle bekennen sich schuldig, man hört auf, sich zu schämen voreinander. Es hilft ja nichts. Man steht vor einer höheren Gewalt. Jetzt ist man festgelaufen: Gott redet mit ihnen. Und die Schuld strömt über die Lippen im Bekenntnis, unaufhaltsam, klar: „Das haben wir verschuldet! Darum diese Trübsal!“

Lange hat es gedauert. Noch vor einigen Minuten hat man es ganz anders ausgedrückt. Da hieß es: „Einer ist nicht mehr vorhanden“ (Vers 13). Als ob der eine verunglückt wäre oder gestorben. Man nimmt absichtlich einen unklaren Ausdruck.

Ach, der Mensch hält sich bis zuletzt hoch. Er stellt es so dar, als ob die Verhältnisse alles so mit sich gebracht hätten. Und es nimmt sich auch so aus, als ob damit alles geklärt wäre.

Da zieht Gott seine Schrauben noch etwas fester an. Da kommt es heraus. Endlich, endlich das Wort der Schuld! Oh, wie lange dauert es, bis dieses Wort kommt: Schuld! Bis du nicht mehr versuchst, dich hochzuhalten, dich mit den Verhältnissen zu entschuldigen, sondern da du vor deiner Sünde stille stehst: meine Schuld! „Darum“, „nun“ diese Trübsal! Meine Sünde!

2. Du sollst die Größe deiner Schuld besehen

Die Schuld aller Brüder

Da sollst du die Größe deiner Schuld besehen. Wie ein Strom flutet das Bekenntnis aus dem endlich beredt gewordenen Mund der Männer. Und nachdem erst das Wort Schuld über ihre Lippen gekommen ist, suchen sie nichts mehr zu beschönigen: „Wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören!!!“

Ihre ganze Herzlosigkeit, ihre Grausamkeit, da sie taub waren gegen das ängstliche Flehen des Bruders, den sie überwältigten, ja ihre Bosheit, daß kein anderer Grund vorlag als der „Wir wollten nicht hören“ –, das alles kommt als ihr Bekenntnis heraus.

Was ist das Gewissen des Menschen doch für ein eigenes Ding! Der Mensch kann es betäuben, er schlägt es auf den Kopf: es soll nicht immer dazwischenreden, wenn man sich gerade amüsieren will; schweigen soll es und vergessen.

Da wird es wohl still im Inneren. Da setzt sich das Gewissen traurig nieder in einer dunklen Ecke der Seele und schweigt wirklich – und wartet auf seine Stunde. Auf Gottes Stunde! Ob sie wohl kommt?

Aber dann, wenn Gottes Hand greift und die Trübsal ein Menschenherz ängstet und umtreibt und jagt, und es weiß keinen Rat mehr irgendwo zu finden, dann hebt das Gewissen sein großes Auge empor und schaut den Menschen lange und fragend an.

Und nun redet es!

Merkwürdig, es ist Gottes Diener: „Unsere Missetat stellst

du vor dich und unsere unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht“ (Ps. 90, 8). Da kommt es alles, alles heraus. Längst vergessene Dinge, Sünde, die man sich vielleicht früher nie eingestanden, nie angerechnet hat. Ganz genau ist es in der Erinnerung des Gewissens festgehalten worden, die einzelnen Züge bis in die Kleinigkeiten hinein.

Es ist eine wunderbare Stelle, an der wir hier stehen. Lest doch vorher die Geschichte, wie sie Joseph verkauften (Kap. 37)! Sie ist kurz und knapp. Von diesem Flehen des Joseph, von der Angst seiner Seele keine Silbe. Davon ist erst jetzt die Rede, wo das Gewissen dieser Männer zu Wort kommt. Da siehe, Zug um Zug: die bangen Augen, die flehenden Hände, die Angst seiner Seele. Das alles war ihnen durch und durch gegangen. Sie hatten es sich nur nicht eingestehen wollen. Sie hatten nicht miteinander darüber geredet. Vielleicht hatten sie damals darüber gespottet. Aber es war ihnen doch ins Herz gedrungen, und jetzt kommt es heraus.

Alte Sündengeschichten, alte, alte Geschichten! Wunderbares Ding, das Gewissen! Hast du auch solche Geschichten hinter dir? Du sollst die Größe deiner Schuld besehen. Vielleicht hast du nie zusammengezählt, wie hoch die Summe deiner Schuld vor Gott ist. Jemand, der nahe vor dem Bankrott steht, sieht nicht gern in die Bücher, macht keinen Abschluß mehr, rechnet nicht mehr zusammen. Er hat Angst vor den Büchern, vor den Zahlen, den unerbittlichen. Ist es so auch bei dir? Wolltest du nicht hören auf die Stimme deines Gewissens?

Oh, laß es reden! Es redet, ja, es malt Zug um Zug jener alten Geschichte, die dich so besonders quält. Siehst du noch die bangen Augen deiner Mutter, da sie dich anflehte, ja, da ihre Seele Angst ausstand, daß du doch vom Sündenweg ablassen solltest? Hörst du noch die traurigen Worte deines Vaters? Aber du wolltest sie nicht hören. Siehst du die Angst des Mannes, dem du im Geschäft den Hals zugezogen hast, daß er unterging? Und du hättest ihm mit ein wenig Nachsicht helfen können, sein Geschäft hätte sich wohl doch noch erholt, und er hätte noch alles bezahlt. Weißt du noch, wie der dich anflehte? Und du wolltest ihn nicht hören. Siehst du noch die Angst der Seele, die du damals verführt hast? Hörst du noch das Flehen der Stimme? Verführt zum Griff in die fremde Kasse, verführt auf Wege der Fleischeslust, vielleicht sogar verführt, Blut zu vergießen, Leben zu töten? Vielleicht noch ungeborenes Leben?

Oder der Trinker, hat er nie gehört das Flehen seiner Frau? Hat er nie gesehen die ängstlichen Augen seiner Kinder, die bange vor ihrem Vater flohen? Die gerungenen Hände, wie seine Frau so vor ihm stand: „O Mann, laß ab, gib es auf!“

Menschen haben dich gewarnt. Ruben kann mit Recht in unserer Geschichte seinen Vorwurf machen: „Sagte ich es euch nicht?“ (Vers 22). An ihren Vater hatte er wohl erinnert, dem wollte er den Knaben wieder zuführen. Auf Gott hatte er sie gewiesen: „Versündigt euch nicht an dem Knaben!“ Und sie wollten nicht hören. Und Juda hatte ja auch noch gesagt: „Er ist unser Fleisch und Blut“ (1. Mose 37, 27). Warnung über Warnung!

Warnung auch bei dir durch Gottes Geist, durch Menschenmund, durch Erinnerung an die Eltern, an Gott und seine Gebote!

Und in der Erinnerung an diese Warnung und bei dem Blick auf die Schuld verstummen dann alle Entschuldigungen. Die Brüder hatten Joseph ja nicht getötet, wie sie anfangs geplant hatten, sie hatten ihn ja „nur“ verkauft. Darauf beruft euch doch, ihr Männer! Es ist ja gar nicht so schlimm! Wehrt euch doch gegen Ruben, der meint ja immer noch, ihr hättet ihn getötet!

Ach nein, solche Ausreden, solche Entschuldigungen können sie jetzt nicht mehr vorbringen. Ein wenig hatten sie den Warnungen Gehör gegeben. Die schlimmste Sünde hatten sie nicht ausgeführt. Aber das kommt jetzt gar nicht in Betracht. Sie sind schuld an dem Blut ihres Bruders, der seither verschollen ist. Sie haben dem Warnen des Geistes Gottes nicht ganz nachgegeben. So sind sie ganz schuldig.

Und das wird auch ein jeder, der heute von Gott gerufen wird, erfahren. Er möchte manches anführen können, daß er doch nicht so ganz gewissenlos gewesen ist, er habe sich doch durch manche Warnungen zurückhalten lassen. Gottes Gnade, daß es so ist! Aber darum ist er nicht entschuldigt. Er hat nicht ganz gehorcht der Stimme des Geistes. Und ob er nicht das Blut seines Bruders hat strömen sehen: man kann auch morden, ohne Blut zu vergießen; man kann auch stehlen, ohne direkt in die Kasse zu greifen. Man kann auch Weib und Kind, Vater und Mutter ins Grab bringen, ohne sie geschlagen zu haben; ein Leben zertreten, ohne je Gewalt anzuwenden. Und ob die Sünde nach außen hin schön verkleidet und verhüllt worden ist: Gott mag das Schlimmste in Gnaden

verhütet haben. Aber dessen darfst du dich nicht rühmen. Schuld! ruft dein Gewissen. Auf die Gesinnung kommt es an. Schuld! Tausendfache Schuld!

„Nun wird sein Blut von uns gefordert“ (Vers 22). Auch das noch! Das Blut wird gefordert. Das kann doch nur heißen: „Auch unser Leben ist verwirkt. Diese Not, in der wir jetzt stecken, ist nur der Anfang: es wird uns jetzt irgendwo die Todesstrafe erreichen.“ Und das ist recht, das ist gerecht. So spricht die Stimme des Gewissens.

Gott ist gerecht, und seine Gerechtigkeit waltet über dem Menschen. Und ob man sich noch so oft mit dem Trost des sogenannten „lieben Gottes“ zu beruhigen sucht nach der Melodie „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.“ – Den sogenannten „lieben Gott“, der alles gehen läßt, gibt es nicht! Gott ist wohl barmherzig, er ist aber auch gerecht, und seine Gerechtigkeit fordert Strafe für jede Schuld.

Und wenn jetzt die Trübsal mir schon wie eine Strafe vorkommt für mein Leben: das ist nur erst der Anfang. Jetzt bin ich noch in der Zeit, da Gott wartet, da er Gnade übt, da er gibt, immer aufs neue, auch dem Sünder, Sonnenschein und Regen. Aber es kommt ein Tag, da Gott fordert, und dann hält er es genau.

Scharf und hart behandelt Joseph seine Brüder, ganz entsprechend der grausamen Art, wie sie ihren Bruder einst behandelt haben. Und ihr Gewissen deutet ihnen ihr Erlebnis alsbald: „Das ist der Lohn! Das ist das Echo unserer Taten.“ Und wie Simeon gebunden wird (Vers 24), da werden sie gleichsam in ihm alle gebunden. Sie wissen es: wir alle sind schuldig derselben Strafe. Und sie wissen, daß solches Gebundenwerden zum Tode führt. Gott ist gerecht. Das Blut wird gefordert.

Ja, es kommt ein Tag, der Tag des Echos, da Gott Forderungen eintreibt, haarscharf, buchmäßig genau. Und wenn du jetzt einen dahinsterben siehst, gebunden wie dort den Simeon, in seiner Sünde, hinein in die Verdammnis: das ist dein Bild, das ist dir zur Warnung geschehen. Denn wenn du nicht umkehrst, wird man auch dich binden an Händen und Füßen und werfen in die äußerste Finsternis. „Da wird sein Heulen und Zähneklappen!“

Und das wird das Heulen sein: Alle, alle in der Hölle werden ganz genau wissen: darum! Ihre Schuld, all ihre Schuld steht vor ihnen, von einer unbestechlichen Hand mit feurigen

Lettern geschrieben wie dort in Belsazars Saal (Dan. 5). Und diesem Finger, der dort gegen uns schreibt, kann man nichts abhandeln. Darum kommt nun „diese Trübsal“, diese ewige Not der Verdammnis über uns. Wir haben es verschuldet. Darum! Gott ist gerecht.

Die besondere Schuld Rubens

Gott findet auch einen jeden in seiner besonderen Sünde. Aus Rubens aufgeregtem, heftigem Wort: „Sagte ich es euch nicht?“ merkt man heraus, daß bei ihm eine alte Wunde aufgebrochen war. Es war für ihn eine furchtbare Erinnerung, jener Tag. Es stand ihm klar vor der Seele: er hätte seinen Bruder retten können, und er hätte ihn retten müssen. Er war der Älteste, er hätte es durchsetzen müssen, und ob es ihn sein Leben kostete. War er doch auch an den Jammer seines alten Vaters erinnert worden.

Aber anstatt durchzugreifen mit starker Tat, hatte er sich so wie Pilatus bei Jesu Verurteilung auf Winkelzüge eingelassen. Er hatte die anderen überredet: „Werft Joseph in die Grube“ (1. Mose 37, 22)! Daraus wollte er ihn dann hernach wieder herausziehen und seinem Vater wiederbringen. Dann war er weggegangen. Und wie er wieder zur Grube kam, war der Knabe nicht da (1. Mose 37, 29 u. 30). Er war verkauft. Aber das sagten ihm die Brüder nicht. Er hielt ihn offenbar auch jetzt noch für tot und hatte damals nicht weiter nachgeforscht.

Aber konnte nun nicht gerade Ruben sich am besten entschuldigen? Konnte er nicht sagen: „Ich bin doch weggegangen von der Sache. Ich habe nichts damit zu tun haben wollen. Ich habe doch dagegen protestiert, ich habe ihn doch retten wollen. Ich habe getan, was ich konnte.“

Ach nein, wir merken, daß gerade Ruben sich völlig schuldig weiß. Man kann sich nicht damit vor Gott entschuldigen: „Ich habe protestiert, ich bin weggegangen, als es zu schlimm wurde. Ich habe es verhüten wollen.“ Was du einmal wolltest, davon ist vor Gott nicht die Rede, sondern davon, was du nun wirklich getan hast, und wiewohl Ruben nach unserer Meinung am wenigsten schuldig war, so wird ihm doch die Schuld ganz aufgeladen vor Gott. Er steht mit darunter; denn er hat nicht getan, was er konnte.

Wie war es doch gewesen, als er den Knaben nicht fand? Da

zerriß er sein Kleid und schrie: „Der Knabe ist nicht da, wo soll ich hin?“ Ein leidenschaftlicher Mensch, aufgeregt! Die anderen werden ihn gekannt haben. Sie wissen: „Das gibt sich, der wird sich schon beruhigen. Wir sagen es ihm gar nicht, wie es zusammenhängt.“

„Wo soll ich hin?“ so rief Ruben, so rufen heute manche im ersten, überwältigenden Bewußtsein einer Schuld und ihrer traurigen Folgen und zerreißen ihr Kleid und – sind weit entfernt von wahrer Buße.

Ruben, zerreiß nicht dein Kleid, zerreiß dein Herz! Schrei nicht, sondern schlag in dich! Frage nicht: „Wo soll ich hin?“ Die Sache ist doch klar: zu deinem Vater sollst du hin und ihm erzählen, daß es nicht stimmt mit dem blutigen Rock und daß etwas nicht in Ordnung ist bei der Geschichte. Du sollst offenbar machen, daß da finstere Mächte ihr Spiel getrieben haben. Aber das tut er nicht. Ja, es scheint, daß er die Sache gar nicht weiter untersucht, sondern auf sich hat beruhen lassen und hat das grausame Spiel bei dem Vater mitgespielt und ihm den blutigen Rock gebracht.

Darum ist Ruben jetzt in der großen Not. Sein Gewissen war damals schon aufgewacht, aber er hatte ihm nicht recht gegeben, und nun bricht die Wunde wieder auf. Keine Entschuldigung fällt ihm ein, keine Ausrede hilft, sein Blut wird gefordert.

Und wenn unter uns einer ist, der die Absicht hat, mit irgendwelchen Entschuldigungen vor Gott durchzukommen, der mag sich bei Ruben befragen, ob das möglich ist. Wenn Gottes Hand einen gefaßt hat, dann hört alles Ausweichen auf. Dann merkt man es: er kennt meine besondere Schuld, ganz genau meinen Anteil an der Gesamtschuld. Er weiß, was ich getan habe, und was ich hätte tun können und tun müssen. Er ist gerecht, und er fordert.

Ja, auch meinen Anteil der Gesamtschuld kennt Gott. Rubens Anteil an der Gesamtschuld des Bruderkreises war vielleicht vor den Augen der Menschen gering, vor Gott nicht. Er war verantwortlich für seine Brüder als der Älteste. Das fühlte er damals, und das fühlte er auch jetzt; das merkt man seinen Worten an. Und seine Verantwortung fühlt ein jeder, der sie hat für jüngere Geschwister, Freunde, Untergebene, daß er ein schlechtes Beispiel gewesen ist, auch wenn er noch so oft es sich auszureden versucht.

Und auch dadurch war Rubens Schuld so groß: an seinem

Herzen hatte Gott damals angeklopft, ihn hatte er benutzen wollen, die ganze Sünde zu vereiteln. Und er hatte sich auf eine zweideutige Weise aus der Sache herausgezogen und war nicht der Kanal des Segens Gottes geworden für die anderen. Das fühlte er, und das fühlen auch wir im gleichen Falle.

Das sind Dinge, über die uns Menschen nichts sagen, auch nichts vorwerfen können. Davon weiß nur Gott und der Mensch allein. Aber es wird an jenem Tag auch dies herauskommen, wie oft Gott einen Menschen gewarnt und gelockt hat, damit er anderen zum Segen sein und zur Bewahrung dienen sollte, und er hat sich geweigert. Dann ist sein Teil an der Gesamtschuld größer als der der anderen. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Wie hätte Ruben vor seinem Vater durch ein offenes Bekenntnis die ganze Sache klären können: „Vater, wir haben dich betrogen!“ Die anderen würden ihm wohl von da an vielleicht feindlich entgegengetreten sein. Aber er hätte sein Gewissen entlastet, und auch mancher von den anderen wäre ihm vielleicht heimlich dankbar gewesen, daß er durchgebrochen war durch diesen Bann.

Laßt uns nie denken, eine Sünde wäre nur eine Sache zwischen uns und Gott allein! Jede Sünde ist zugleich auch Sündensaat auf anderer Leute Feld. Und wenn ich nicht Ernst mache mit dem Aufdecken meiner Schuld, so zerstöre ich nicht nur den Segen über meinem Leben, sondern so halte ich auch andere Seelen auf dem Wege zu ihrem ewigen Heil auf. Ja, es gibt eine Gesamtschuld, und niemand kann sich losmachen von seinen Brüdern, von seiner Umgebung. Wenn wir nicht aufräumen mit unseren Sünden und durchbrechen mit Bekenntnis und aufrichtiger Änderung unseres Lebens in all den Punkten, in denen wir vor Gott nicht bestehen können, so halten wir auch die anderen Seelen und auch Gottes Wort in unserem Volk auf. Und auch das wird er von uns fordern. Gott nimmt es genau.

Darum laßt uns vor unserer Sünde stille stehen und die Größe unserer Schuld besehen!

3. Du sollst zu Jesus, deinem Heiland, gehen

Dann wollen wir uns aufmachen und zu Jesus, unserem Heiland, gehen. Ist uns Joseph in dieser Geschichte nicht ein

freundliches Bild unseres Heilandes? Die Brüder wußten nicht, daß er sie verstand, aber er hatte alles verstanden. Unser Heiland „versteht“ uns auch, und ob wir es nicht wissen und nicht darauf achten, er steht jedesmal dabei, wenn es in unserem Herzen aufbricht und die Gedanken sich untereinander entschuldigen und verklagen. Und so wie dort Joseph durch manche seiner Bemerkungen die Verlegenheit seiner Brüder immer größer machte und durch sein Verhalten sie nach und nach immer mehr festsetzte, so ist auch unser Heiland bei uns am Werk. Er greift in die Kämpfe der Gedanken und des Gewissens ein durch sein Wort, bis endlich dein armes, kleines Herz überläuft über all der Not und dem Leid. Er ist es, der dich ruft, daß du stille stehen und deine Schuld besehen sollst. Aber er tut es deshalb, weil er Gedanken des Friedens mit dir hat und nicht des Leides.

Mit tiefer Bewegung sah Joseph seine Brüder und hörte ihre Selbstanklage. „O es fängt an zu tauen, das Eis ihrer harten Herzen“, so jubelte es in ihm. Und in dieser kurzen Stunde kam über ihn das Licht, daß er die ganze lange Zeit seiner Not und die traurige Geschichte seiner Brüder verstehen lernte. Deshalb war er vor ihnen heraufgeschickt, damit er seines Vaters und seiner Brüder Leben rettete, das Leben derer, die ihn so schmäzlich behandelt hatten. Und wie ihm dies alles durchs Herz zog, wieviel Schmerzen seine Brüder durch ihre Sünde sich und anderen gemacht hatten, und wie er daran dachte, wie sie ihn mißhandelt hatten, und seines Gottes wunderbare Hand in dem allen erkannte, da brach es in ihm auf: er wendete sich ab und weinte.

Auch bei ihm war noch nichts vergessen. Er hatte es auch empfunden, was ihm damals angetan worden war von diesen harten Männern, die dort vor ihm standen. Aber kein Gedanke des Hasses und der Rachsucht kam in ihm auf. Sie hatten aus seinem Flehen und Weinen sich nichts gemacht. Aber ihm kamen die Tränen über ihre Not. Liebe, Gnade, Vergebung, das war es, was sein Herz bewegte.

Wunderbares Bild unseres Meisters! Ja, er hat es auch nicht vergessen, was die Menschen ihm angetan haben. Und was er damals durchgemacht hat auf der harten, steilen Straße nach Golgatha, jeden Schritt hat er tief schmerzlich empfunden; jede Station der Leidensgeschichte war für ihn eine Qual, für sein an die zarte Liebe des Vaters gewöhntes Herz.

Aber so wie Joseph alsbald Gottes Weg versteht, auch all

die schwere Zeit, die er ferne von dem geliebten Vater hat durchleben müssen; so wie er auf seines Gottes Absicht eingeht, den anderen zum Retter zu werden, so und noch viel herrlicher ist es bei unserem Heiland. Ja, er ist durch all das Schwere hindurchgegangen, durch unsere Schuld, aber mit freiem Willen, auf daß er vor uns heraufgeschickt würde, zu retten viel Volks, damit er durch sein Kreuz und sein Blut unser Heiland, unser Sündenträger würde.

O wie gern will er der Heiland sein für uns alle! Und nun steht er heute vor unserer Seele, der Heiland, wie er traurig ist, ja, wie er weint. Und wie er weint über dich; denn er kennt deine Geschichte. Und er ist's, der nach dir greift, der bei dir anklopft. Es tropfen Tränen aus Jesu Augen, und die klopfen an. Stärker als alle Not, als alles Rufen klingt die Stimme jener Tränen: „O Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen! Aber ihr habt nicht gewollt.“

„Ihr wolltet nicht hören!“ Ist das auch heute deine Antwort: „Ich will nicht hören!“? Sieh diesen Jesus an, sieh seine Tränen, die ihm kommen im Blick auf das ewige Unheil, das du über dein Haupt ziehst, sieh, er macht es gerade so wie dort Joseph. Hart greift dieser den Simeon an (Vers 24), damit die Brüder in sich gehen. So greift Jesus nach dir. Freundlich geht Joseph mit ihnen um. Er gibt ihnen allen ihr Geld zurück. Und wie ist Jesus immer so freundlich, so gnädig zu dir! Warum? Die geängsteten Leute sollen aufmerken. Es geht etwas vor. Gnade hat ihre Hand um dein Leben gelegt, wunderbare Gnade. Du sollst es merken. Es ist die Gnade, die dich tief beugen will, bis du auf ihn, deinen Heiland, schaust und all deine Sünde dir dann erst recht sündig wird: „Das alles habe ich an ihm, meinem Bruder, verschuldet. Meine Sünde und seine Wunden, die hängen eng zusammen. Ich bin schuldig, schuldig!“

Und es ist die Gnade, die dich hoch erheben will. Jesus will dir deine Sünde vergeben. Aus Gnaden!

O komm, er ruft! Du sollst still stehen und deine große Schuld besehen! O komm, du sollst zu deinem Heiland gehen!

Kraft in der Ohnmacht

Und da sie ihn nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästlein von Rohr und verklebte es mit Erdharz und Pech und legte das Kind darein und legte ihn in das Schilf am Ufer des Wassers.

2. Mose 2, 3

Aus der Mutter Hand in Gottes Hand

Laßt mich euch, ihr Brüder, in dieser Zeit der Kämpfe ein Bild vor Augen malen von einem Menschen, der gekämpft hat bis zum Sieg! Es ist Moses Mutter.

Als sie ihr Kind in ihrem Schoße liegen hatte, da ging der Kampf an. Pharao hatte ja das Gebot erlassen, daß alle Knäblein getötet werden sollten. Es war ein Kampf des Glaubens, wie der Hebräerbrief sagt (11, 23). Sie glaubte, daß Gott das Kind nicht in den Tod fahren lassen werde, sondern noch Großes mit ihm vorhabe.

Da kam der Kampf. Draußen vor der Tür klang der Schritt der Häscher. Die laute Stimme des Säuglings, sonst der Mutter Freude, war ihre Not: daß nur niemand von dem Knäblein erfahre! Mit welcher Angst hat sie ihr Kind gehütet! Und doch wieder nicht mit Angst: sie glaubte. „Sie fürchtete sich nicht vor des Königs Gebot“ (Hebr. 11, 23). Das gab den Kampf: ob es ihr gelingen würde? Sie hielt sich hoch, sie hielt sich fest an Gottes Verheißungen. Und der Glaube dieser Frau hat sich der ganzen Familie mitgeteilt. Alle wurden gehalten durch ihren Glauben. Davon lebten sie alle. Wunderbar, wenn eine ganze Familie von dem Glauben einer Mutter lebt! Wenn ein Vater nicht nur den Seinen zurufen kann: „Kopf hoch!“, sondern wenn man merkt, sein Auge ruht auf dem Herrn! Gesegnetes Haus, wo solche Eltern sind!

Aber je mehr Moses Mutter wußte, daß alle auf sie schauten, um so banger wurde ihr Herz; dann, wenn sie es merkte: der Augenblick kommt näher, wo ich die Sache nicht mehr durchführen kann, wo sich das Knäblein nicht mehr verbergen läßt.

Drei Monate lang hat sie es durchgehalten (Hebr. 11, 23). So weit hat Gott geholfen. Sollte es nicht mehr gehen? Konnte

Gott nicht ein Wunder tun, daß das Gebot des Königs aufgehoben wurde? Es war eine Anspannung aller Kräfte, drei Monate lang.

Da kam der Tag, da die Mutter es laut vor sich hinsagte, was sie so lange schon kommen sah und sich doch nicht eingestehen wollte: „Ich kann nicht mehr!“ „Da sie ihn nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästlein von Rohr und legte das Kind darein.“

„Da sie ihn nicht länger verbergen konnte“, sagt der Bericht so schlicht. Was für ein Kampf! Was für ein Tag! Die Mutter ist am Ende ihrer Kraft! Waren alle Kämpfe umsonst gewesen, waren alle Tränen vergeblich geweint? – „Ich kann nicht mehr.“

Da, wo sie fast verzagen wollte, da loderte ihr Glaube auf zur hellen Flamme. Da kam die Großtat ihres Glaubens. Sie legte ihr Kind, um das sie bisher gesorgt, das sie bewahrt und verborgen hatte, aus ihrer Hand in Gottes Hand, daß er es bewahre und verberge. Mit der Hand des Glaubens baut sie das Kästlein, flicht Gebete des Glaubens hinein: „Ich kann nicht mehr, Herr, aber du kannst.“ Sie räumt den ganzen Schauplatz ihres Lebens der Allmacht Gottes ein. So legt sie ihr Kind ins Kästlein und trägt es ans Ufer. Die letzten Küsse! Tränen tropfen auf das Kind, das lächelnd im Kästlein jauchzt. Dann legt sie es hinein in das Schilf. Und dann geht sie nach Haus und dann ins Kämmerlein und dann auf die Knie: „Herr, hilf, ich habe es dir gegeben, aus meiner Hand in deine Hand, aus meinem Schutz in des Allmächtigen Schutz.“ Sie läßt ihr Kindlein los. Bisher lag es auf ihr wie eine Last, ihr liebes, kleines Kind, jetzt liegt sie mit ihrem Kind auf Gottes Schultern.

Da offenbart Gott seine Herrlichkeit. Am Abend hat sie ihr Kind wieder: im sichersten Schutz der Tochter Pharaos.

Hier scheiden sich die Menschen

Warum ich dies erzähle? Vielleicht ist es deine Geschichte, vielleicht soll sie es werden. Auch unter uns gibt es Sorgen und Kämpfe und Nöte. Ich will das im einzelnen nicht ausmalen. Wir haben jeder eine Last, die geht mit uns durch den ganzen Tag, die legt sich mit uns schlafen, die steht morgens schon vor uns auf und empfängt uns an der Türe des Tages: unsere

Sorge. Und hast du es nicht gemerkt, in letzter Zeit wurde es immer schlimmer? Aller Kampf dagegen war umsonst. Der Tag ist nicht fern, da du unter der Last zusammenbrechen mußt. Was sollst du tun? Alle Unruhe hilft nicht, alle Versuche schlagen fehl. Näher und näher kommt die schlimme Stunde, da du verzagen mußt. Vielleicht hast du auch die Sache im Gebet vor den Herrn gebracht. Ach, es gibt so manches Beten, das ist hartes Arbeiten, ein Ringen ohne Ruhe, ein Stürmen ohne Stille, eine Mühe, die uns nicht hilft. Endlich ist deine Kraft erschöpft. Die Sorge hat an deinem Leben gefressen wie ein Wurm, hat deine Kraft verzehrt. Da kommt der Tag mit dem furchtbaren Wort: „Ich kann nicht mehr!“ Das ist ein völliger Zusammenbruch.

Hier scheiden sich die Menschen. Für die einen ist solches Erlebnis wirklich ein heilloser Zusammenbruch, für den, der nicht glaubt an den Herrn. Wer nichts anderes hat als seine Kraft, der ist am Ende, wenn seine Kraft am Ende ist. Der wird zuschanden, wenn er an sich selbst zuschanden wird. Dann ist es aus: gebrochen die Hoffnung, müde der Schritt, stumpf das Auge.

Anders die, die im Glauben an den Herrn stehen. Sie erinnern sich in diesem Augenblick, wo ihre Kraft zu Ende ist, daß sie schon einmal an dieser Stelle gestanden haben, damals, als sie mit ihrer Sünde zum Herrn kamen. Da konnten sie nicht mehr die Last der Schuld tragen, da sind sie vor ihm niedergefallen und haben ihm die traurige Bürde gegeben. Und er hat sie angenommen.

Und indem sie sich daran erinnern, wie er ihnen geholfen hat, als sie zum erstenmal so hilflos zu ihm kamen, da fassen sie Mut. Der die Mühseligen und Beladenen willkommen hieß mit seiner Erquickung, als sie zu ihm kamen mit ihrer Schuld, der wird ihnen auch Ruhe geben für ihre Seele, wenn sie zu ihm ihre Sorge tragen.

Da fällt ein neues Licht auf unsere Not. Gott legt uns immer schwerere Last auf, nicht um unseren Rücken zu brechen, sondern um unsere Knie tiefer zu beugen. Er will uns wieder an den Punkt bringen, da wir niederknien: „Ich kann nicht mehr!“

Da haben wir Ruhe

Ein schrecklicher Augenblick, wenn wir, von unseren Sorgen und Nöten im Kreis umstanden, sagen müssen: „Ich kann nicht mehr!“ Nein, ein seliger Augenblick! Jetzt bist du an der tiefsten Stelle, jetzt sollst du auch kommen in die tiefste Stellung. Die Erklärung deiner Ohnmacht säubert den Schauplatz deines Lebens für Gottes Taten. Gib heraus deine Sorge, deine Not! Laß los, was du bis jetzt so festgehalten hast, als müßtest du es ordnen und bis zu Ende tragen! Du kannst nicht mehr, aber Gott kann. Lege alles aus deiner Hand in Gottes Hand! Gib ihm die Bahn frei! Da wirst du erfahren, was der Allmächtige kann. Das Ende deiner Kraft ist der Anfang der Taten Gottes.

Was wird er tun? Jener Frau, der Mutter des Mose, gab er ihr Kind wieder am selben Tage. Wird er dir auch den wiedergeben, um den du bangst? Wird er dir die Not abnehmen, so wie du es wünschst? Erhebt sich da nicht neue Sorge?

Nun kommt alles darauf an, ob du es wirklich herausgegeben hast aus deiner Hand in Gottes Hand. Er kann tun, was du begehrt, aber ob er es will? Wenn du dem Herrn deine Sache übergibst, so übergib sie ihm ganz. Das ist ja keine Treulosigkeit gegen den, um den du dich sorgst; im Gegenteil. Und doch sage ich: „Laß los! Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Gott muß alles in seiner Hand haben, dich und deine Not. Vielleicht, daß er dich durch Leiden führt, durch Tiefen, schlimmer, als du es dachtest. Aber du liegst bei alledem mit deiner Not in seiner Hand. Da hast du Ruhe, da hast du Frieden.

Frieden durch den Glauben! „Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe“ (Hebr. 4, 3). Solange wir sorgen, sind wir in der Unruhe. Je mehr wir sorgen, um so tiefer gehen wir in den Unfrieden hinein. „Wir aber, die wir glauben, gehen in die Ruhe“, und je mehr wir im Glauben alles dem Herrn übergeben, alles loslassen in seine Hand hinein, um so mehr gehen wir in die Ruhe, immer tiefer in die Ruhe hinein. Je völliger wir die Herrschaft unseres Lebens auf seine Schultern legen, um so seliger erfahren wir: „Er heißt Friedefürst.“ Da ist unser Leben nicht mehr bedroht, da wird unsere Existenz nicht mehr in Frage gestellt, sondern dann ist unsere Existenz auf Gott gestellt. Wenn wir aber nur eine Ecke in unserem Leben in unserer Hand behalten wollen und wollen nur einen Wunsch durchdrücken, ohne zu sagen: „Herr, dein Wille ge-

schehe!“, so wird die eine Ecke die Wetterecke unseres Lebens werden. Von daher kommt alle unsere Not, kommen alle Stürme, auch hinein in unser Kämmerlein. Das ist das Einfalls-tor des Feindes, der uns den Frieden raubt.

Wir aber, die wir glauben, gehen in die Ruhe.

Ein edles Herz

2. Mose 32

1. Man kann Gott halten

In der Mitte des Volkes steht das goldene Kalb, und um das Kalb her dreht sich das Volk im Tanz. Die Kinder Israel hatten es angebetet, und dann hatten sie sich gesetzt, zu essen und zu trinken, und waren aufgestanden, zu spielen – in wilder Lust der entfesselten Sünde. Und durch ihre Reihen schreitet mit besorgter Miene Aaron, den Stempel des bösen Gewissens auf der Stirn und im Blick, und sucht die schlimmsten Ausbrüche des Lasters zu verhindern und zu dämpfen.

Habt ihr den einsamen Mann gesehen, der oben auf Gottes Berg allein für dieses Volk eintritt und seine Last trägt?

Oh, Gott grüße euch, ihr einsamen Herzen, die ihr fernbleibt vom Singetanz der Lust dieser Welt, in der unser Volk dahinstürmt, die ihr euch nicht eines Aaron oberflächliches Urteil über die Sünde aneignen könnt, der verlegen die Achsel zuckt: „Das Volk ist nun einmal böse und will seine Lust und seine Freude haben, da muß man es gehen lassen!“ Oh, Gott segne euch, ihr einsamen Leute, die ihr auf die stillen Höhen des Gebetes emporsteigt, um des Volkes Sache vor Gott zu führen, ihr Lastträger unter Gottes Lasten, ihr Mitarbeiter an Gottes Werk, daß Sünder gerettet und selig werden! Euch möchte ich dieses edle Herz zur Ermunterung vor Augen führen, Mose, den Knecht Gottes, auf dem Berge Gottes als den Fürsprecher für sein Volk.

Der Herr sprach zu Mose: „Gehe, steig hinab, denn dein Volk, das du aus Ägyptenland geführt hast, hat's verderbt. Sie sind schnell von dem Wege getreten, den ich ihnen geboten habe. Sie haben sich ein gegossenes Kalb gemacht und haben es angebetet. Ich sehe, daß es ein halsstarriges Volk ist. Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie vertilge; so will ich dich zum großen Volk machen“ (Vers 7-10). Mit diesen Worten Gottes erfuhr Mose von der schweren Sünde seines Volkes und hörte zugleich damit Gottes Urteil über solche Schuld, hörte von seinem Grimm und von der Strafe, die er verhängen wollte. Gott wollte das Volk vertilgen.

Das war ein Schlag für Mose! Wie mag er zusammengesunken sein unter der Last, die sich damit auf sein Herz legte! Die meisten Menschen machen sich von der Sünde ihrer Mitmenschen los. Was geht das sie an? Darüber kann man doch hinwegkommen! Aber wer wie Mose vor dem Herrn steht und da Gottes Urteil hört über die Sünde, der kann nicht ausweichen, den wirft es danieder. Und nun noch die Ausdrücke, die Gott brauchte: „Dein Volk, das du aus Ägypten geführt hast, das hat es verderbt.“ Dein! Du!

Habt ihr es einmal gehört, wenn es durch eines gebeugten Vaters Gestalt wie ein tiefes Ächzen ging, habt ihr die treue Mutter erzittern sehen, als ihnen gesagt wurde: „Dein Sohn, deine Tochter, sie haben die Sünde getan, die Kinder, die du erzogen hast“? Ist es euch einmal selbst schon durch die Seele gefahren, wenn solche Last sich auf euch wälzte, unwiderstehlich, lähmend, drückend: „Deine Schüler, die Mitglieder deines Vereins, die, an denen du gearbeitet hast, die, für die du verantwortlich bist, die haben's verderbt“?

Oh, wie mag es in des Mose Herz in diesem Augenblick gestürmt haben! Gott warf das Volk mit seiner Sünde auf ihn, und er konnte sich dem nicht entziehen. Es war sein Volk, das Volk, das er liebte, mehr – das Volk, dessen Fürst und Führer er war, für das er vor Gott verantwortlich war. Ja, es war sein Volk, und dieses Volk hatte es verderbt. Was sollte er tun?

Immer wieder klangen Gottes furchtbare Worte in seinem Ohr, immer hoffnungsloser erschien ihm die Lage, in der er mit seinem Volk und dessen Sünde war. Aber siehe da, das Auge der Liebe spähte scharf, das treue Ohr hatte genau gelauscht. In Gottes Spruch, der vom Zorn der gekränkten Heiligkeit widerklang, war an einer Stelle verborgen ein stilles Wort, das aus der Gnade geflossen war. Man konnte es leicht überhören; aber das Ohr, das den Umgang mit Gott kannte, hatte es bald gefaßt. Gott sprach: „Laß mich, so will ich dieses Volk vertilgen; laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme!“ „Laß mich!“ – das war das Wort.

„Laß mich, denn die Morgenröte bricht an“ (1. Mose 32, 27). So hatte der Mann gesprochen, der mit Jakob rang, in der Nacht an der Furt des Jabbok. Dieser aber hatte gesagt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Und er segnete ihn daselbst. Das war vor langen Jahrhunderten; aber Mose kannte die Geschichte. Und nun sprach der Herr zu Mose hier wieder: „Laß mich!“ Da ging es durch das betrübte Herz des

liebenden Führers wie Siegesgewißheit: „Man kann Gott auch halten, ich kann ihn halten mit meinem Gebet.“

O wunderbare Macht der Fürbitte: Man kann Gott halten, und Gott will sich halten lassen, ja, er will es. Jenes Wort „Laß mich!“ war der Funke seiner Gnade, der in Mose die Flamme der Mittlerliebe und das Feuer der Fürbitte entzünden sollte. Ja, Gott will gern von denen gehalten werden, die vor ihm für die Sünde ihres Volkes stehen. So sagt er im Propheten Hese-kiel: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde vor mir für das Land, daß ich es nicht verderbte.“ Und traurig fügt er hinzu: „Aber ich fand keinen“ (22, 30). O wie gern will die ewige Liebe von ihrem Zorn lassen, wie gern will sie vergeben! Darum sucht Gott Leute, die sich in den Riß stellen für ihr Volk. Findet er sie unter uns?

Dieses Wort will uns ermuntern. Du Mutter, du Vater! Dein Kind hat es zu arg getrieben; die Freunde raten dir, es aufzugeben. Die scharfe Zunge der Lieblosen malt seine Sünde schwarz und blutig aus; und wie du ins Kämmerlein kommst, weißt du nicht, was du tun sollst. Sollst du auch nach dieser Tat eintreten für dein Kind? Ist es nicht, als ob Gott selbst es aufgegeben habe und nicht mehr gnädig sein wolle? O höre es doch, geh auf die Berge Gottes und halte dein Kind fest im Gebet! Gott hat sich in seiner Gnade an seine Verheißung gebunden. Dies ist sein Ruf an dich: „Halte Gott fest, laß du dein Kind nicht fallen, glaube an Gottes Verheißung!“ Man kann Gott halten, und er will gern gehalten werden und freut sich, wenn einer vor ihm steht für eine, wie es scheint, hoffnungslos verlorene Seele. Da freut sich dein Herr, er will gehalten werden im Gebet. Und ob du auch keine Mutter und kein Vater bist, du, der du auch an der Last irgendeiner Seele trägst, höre dieses Wort: „Laß mich!“ Es heißt doch im Mund der Gnade Gottes nichts anderes als dies: Du sollst emporru- fen: „Ich lasse dich nicht.“ O Gotteskind, halte fest, halte an am Gebet, gib nichts verloren, gib niemand auf! Gott ist die Liebe, und bei dem Herrn ist viel Vergebung.

Oh, daß doch mehr Brüder unter uns dieses heimliche Lok- ken Gottes hörten, der die Seinen in seine Sorgen um verlo- rene Menschenkinder hineinziehen möchte! Wie gern möchte er doch seinen Kindern andere Seelen aufs Herz legen! Aber sie hören so oft seine Stimme nicht. Denn dieses Reden Got- tes, dieses leise Flüstern hört nur der, der stille und in der Stille ist.

Ihr Kinder Gottes, legt doch das Vielerlei aus der Hand, das euch zerstreut! Geht hinweg von dem, was euer Ohr erfüllt und ablenkt! Kommt und werdet doch auch ihr zu stillen, einsamen Herzen, die alles andere gering schätzen; die manches, was sie ohne Sünde in der Welt genießen könnten, ablegen und aufgeben; die sich gern einseitig nennen lassen, wenn sie dagegen diesen stillen Umgang mit Gott eintauschen, wenn dadurch ihr inneres Ohr, ihr Herz für die Stimme Gottes offen wird, die nach Leuten sucht, die sich in den Riß stellen; wenn sie dadurch geehrt werden, daß Gott ihnen eine Seele im Kämmerlein auflegt, die sie vor Gott durch ihre Fürbitte halten sollen. Wie wenige von denen, die Gottes Eigentum sind, lassen sich in diese heiligste und innerste Arbeit hineinziehen, in das priesterliche Fürbitten im Kämmerlein! Gott grüße euch, ihr stillen, einsamen Herzen, die ihr in dieser Arbeit steht! Er hat euch zu Königen und Priestern gemacht.

2. Da hatte Gott seinen Beter

Mose hatte Gottes Wink verstanden. Er trat ein für sein Volk. Aber wo sollte er Fuß fassen mit seiner Fürbitte? Er konnte nicht reden von sich und seinen Verdiensten, die waren alle befleckt; auch konnte er nicht hinweisen auf das Volk und dessen früheres Verhalten. Es war halsstarrig gewesen und immer rasch abgewichen von Gottes Wegen; nein, das Volk hatte es verderbt, und Mose war auch nicht rein vor Gott. Nirgends konnte er Fuß fassen für sein Gebet, wenn er auf die Werke sah. Da sucht er den Grund für seine Fürbitte in der Gnade; nicht auf Werke, sondern auf Gottes Erbarmen stützt er sein Gebet und wirft mit kühner Bitte das Volk, das Gott ihm aufgelegt hat, auf den Herrn: „Es ist dein Volk, das du mit großer Kraft und starker Hand aus Ägyptenland geführt hast“ (Vers 11).

Da hatte Gott seinen Beter, einen Beter, der ihn faßt an seinem Herzen, der ihn greift bei seiner Gnade, der nicht losläßt. „Es ist dein Volk“, so erinnert er den Herrn an seine Gnade. „Du hast dein Werk mit diesem Volk begonnen, du hast es dir erwählt, und nun laß, Herr, da Gnade dich verklärt und ewig währt, dein Werk nicht fahren!“ So läuft Mose Sturm auf Gottes Herz mit der Waffe des Erinnerns an Gottes Erbarmen.

Und weiter: „Was werden die Ägypter sagen? Die werden

dich lästern, und die Ehre deines Namens wird vor aller Welt in den Staub gezogen (Vers 12). Ja, die Ehre deines Namens! Du hast dich aus lauter Gnade einmal so nahe mit diesem Volk eingelassen, daß dein Name mit ihm verbunden ist. Du kannst nicht mehr zurück. Wenn dieses Volk vertilgt wird in der Wüste, so steht die Ehre deines Namens auf dem Spiel.“ Ein kühnes Wort! Da hatte Gott seinen Beter.

Und zuletzt: „Gedenke, Herr, an deinen Diener Abraham“ – Mose sprach jedes Wort mit tiefster Bewegung und Betonung – „und Isaak – und Israel! Gedenke, was du ihnen geschworen hast bei dir selbst und hast es ihnen verheißen!“ (Vers 13). Ja, das war Gottes Beter, der ihn erinnerte „an die Wunder, die er tat, und was sein Mund versprochen hat“. Da gereute den Herrn das Übel, das er seinem Volke zu tun drohte (Vers 14). Was er nach den Rechten seines Gesetzesbundes gedroht hatte, das unterließ er, als das Gesetz zum Schweigen gebracht wurde und Gnade für Recht eintrat.

3. Moses Abstieg zum Volk

Gott hatte seine Strafandrohung aufgehoben, und Mose eilte hinab zum Volk. Das war ein Abstieg! So wie des Menschen Sohn, der vorher über Jerusalem bittere Tränen weinte und hernach für sein Volk sein Blut vergoß, zwischendurch mit ehernem Arm die Krämer und Verkäufer aus dem Tempel jagte, so ging es dem Mose im heiligen Zorn; im Zorn der Liebe, die für sein Volk eingetreten war und eintreten wollte wie nie ein Mensch. Und die Splitter der zerschmetterten Tafeln, die dort von Fels zu Fels hinabsprangen, sie waren die Zeugen dafür vor Himmel und Erde: der Bund ist zerbrochen. Und die Splitter und Scherben der Tafeln, sie waren Sinnbilder für die Unfähigkeit der Menschen, das Heilige unter sich zu haben, Gottes Gesetz zu halten. Wenn es geht nach dem Gesetz und nach den Werken zwischen Gott und diesen Menschen, dann geht alles in Splitter und Scherben, dann sind alle verloren.

So trat Mose unter sein Volk. Es klingt wie schluchzende Mutterliebe, als er zu Aaron sprach: „Was hat das Volk dir getan, daß du eine so große Sünde über sie gebracht hast?“ (Vers 21). Wie die auffahrende Stimme einer Mutter, die ihrem ältesten Sohn Vorwürfe macht, weil er ihre anderen Kin-

der nicht von dem Weg der Sünde abgehalten, sondern in ihr Verderben hineingeführt hat, so klang dieses Wort: „Was hat das Volk dir getan?“ Es war sein geliebtes Volk.

Aaron macht Ausflüchte: „Du weißt, daß dies Volk böse ist“ (Vers 22). Das sagt er so leicht und so ruhig, als wenn es nichts wäre. Er hatte Gottes Urteil nicht gehört und das Leuchten des Gerichtes Gottes nicht gesehen wie Mose. Und dann bietet Aaron wie der unbußfertige Sünder alles, auch das Unsinnigste auf, ehe er sich schuldig gibt: „Ich habe das Gold ins Feuer geworfen, daraus ist das Kalb geworden“ (Vers 24). Eine kindische Entschuldigung! Und das sagt er wieder so ruhig und leicht, als ob es nichts wäre, als ob er dabei keine Schuld hätte. Oh, wie mochte da Mose innerlich leiden, wie hat ihm das weh getan! Er wußte, von welchem Verderben er das Volk errettet hatte durch seine Fürbitte: und nun dieser leichte Ton, dieses oberflächliche Urteil über die Sünde, diese Gleichgültigkeit gegen eigene Schuld.

Da kam die Strafe über das Volk. Die Sünde konnte nicht ungestraft hingehen; den Götzen zerschlug Mose und zerstäubte ihn, sie mußten ihn im Wasser trinken. Eine verächtliche Strafe! Sie sollten ihn schmecken, bis zur Hefe austrinken ihren Götzen und Götzendienst. Dann kam das Schwert über die Übertreter, es fielen des Tages 3000 Mann (Vers 28).

4. Oh, gäbe uns Gott solche Liebe!

Und dann kam der zweite Aufstieg des Mose auf Gottes einsamen Berg, der zweite Gang – der schwerste Weg. Es war noch nicht alles in Ordnung vor Gott. Die angedrohte Strafe hatte Gott vom Volk genommen, er wollte es nicht vertilgen, aber er hatte noch nicht vergeben. Und Mose sprach zum Volk: „Ihr habt eine große Sünde getan; nun will ich hinaufsteigen zu dem Herrn, ob ich vielleicht eure Sünde versöhnen möge“ (Vers 30).

„Was hat der Mann nur?“ so ging ein Fragen durch das Volk. Er sah sie alle an, so wehmütig. Er sprach mit verhaltener, tiefer Bewegung, als gälte es ein Abschiednehmen für immer. Sie ahnten nicht, was in ihm vorging, als er dort so langsam den Berg hinaufstieg und noch einmal auf dem letzten Felsvorsprung lange stehenblieb und hinabschaute auf das Zeltlager Israels. Habt ihr das Wort gehört, das eine Wort:

„vielleicht“ – „ob ich vielleicht eure Sünde versöhnen möge“? Zentnerschweres Wort, meerestief: vielleicht. Was hat der Mann?

Gottes Gnade hatte in Mose ein Feuer entzündet, das hatte weiter gebrannt, ein Feuer göttlicher Liebe. Das brach nun hervor zu ganzer voller Glut. Gott hatte zu ihm gesagt: „Laß mich, so will ich das Volk vernichten und dich zum großen Volk machen.“ Abrahams Same soll vertilgt werden, Moses Same soll Gottes auserwähltes Volk werden. „Laß mich!“ Es war eine Versuchung Gottes. Aber Gott versucht uns nicht wie der Satan, der in uns das Böse hervorlockt und uns in das Böse verketteten will. Gott versucht uns, damit durch seinen Geist das Edle in uns hervortrete und siege.

Mose hatte auf jenes Wort des Herrn eigentlich nicht geantwortet. Nur kurz hatte er ihn erinnert an seine dem Samen Abrahams gegebene Verheißung. Aber tief in seiner Seele war dieses Wort verschlossen, und tief in seiner Seele hatte es gearbeitet. Gottes Worte arbeiten in der Seele seiner Knechte. Und als Mose den Jammer der Sünde des Volkes gesehen hatte, da war es in ihm zum Entschluß geworden: „Ich soll statt ihrer erwählt werden? Nein! – Ja, ich statt ihrer, aber nicht erwählt, sondern gestraft!“ Da war’s in ihm gereift: „Herr, vergib ihnen ihre Sünde“, so wollte er zu Gott reden, „wo nicht – so tilge mich aus deinem Buch“ (Vers 32). Ja, er statt ihrer! Er wollte sich opfern für sein Volk. So oft hatte er Gott reden hören von Versöhnung, von Stellvertretung, von Hingabe und Opfer des Unschuldigen für die Schuldigen. Da war sein Plan in ihm gereift. Er wollte sich geben für sein Volk. Das war der tiefe Ton gewesen in dem Wörtchen „vielleicht“ – „ob ich vielleicht eure Sünde versöhnen möge“. Er war bereit, zu sterben für sein Volk.

Und nun kommt herbei, ihr Kritiker, und wägt Moses Worte und sagt: „Das war Torheit von ihm, das war Vermessenheit. Er hat nicht bedacht, was es heißt: ausgetilgt werden aus Gottes Buch.“ Gewiß, wir können es nicht verstehen, wie auch Paulus sagen kann, er wollte verbannt werden von Christus um seiner Brüder willen, wenn sie nur dadurch selig würden (Röm. 9, 3). Gewiß, Gott hat des Mose Opfer nicht angenommen und konnte es nicht annehmen. Aber wenn ihr sagt: „Er hat töricht und vermessen geredet“, so nehme ich die Waage des Heiligtums und sage dies: Was aus solch göttlicher Liebe hervorgeht, das wird geheiligt durch diese Liebe. Und

ob Mose zu weit ging und zu kühn war, der augenblickliche Irrtum seiner Worte gehört seiner menschlichen Beschränktheit an, aber göttlich ist diese Liebe. Oh, gäbe uns Gott solche Liebe!

Da stehen wir alle am Werk, Pastoren und Älteste, Vereinsarbeiter und Jugendpfleger und Sonntagschulhelfer, und über so manchen und über so manches geht Gottes Urteil: „Sie suchen alle das Ihre.“ Aber hier steht eine Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern die anderen, die sich opfert für ihr Volk. O meine Brüder, wollt ihr Dienst tun für Gott, Dienst, der etwas wert ist vor seinen Augen, dann laßt euch diese Liebe schenken, daß ihr etwas opfert für die, die ihr werben wollt, daß ihr in einer Hingabe dient, die bereit ist zu sterben: zu sterben den eigenen Wünschen, der sanften Bequemlichkeit, den gemütlichen Stunden und Abenden, zu sterben wie das Samenkorn, auf daß es viel Frucht bringe!

Willst du Dienst tun für Gott, so lege dein Leben heran an den Jammer deiner Umgebung, an das Elend unseres Volkes, an einen, der hoffnungslos verloren zu sein scheint! Und dann laß dich daran festbinden mit Seilen göttlicher Liebe, daß du nicht mehr loskannst, und greif hinein in seine Not mit der Liebe, die den Ertrinkenden greift und die eher selbst ihr Leben darüber einbüßt, ehe sie den wieder losläßt, den Gott ihr aufs Herz legte! Oh, gäbe uns Gott solche Liebe, die stärker ist als der Tod, Liebe, die nicht redet und scheint, sondern sich opfert und stirbt um der Not der anderen willen!

5. Von Sinai nach Golgatha

Es war ein ergreifender Augenblick, als Mose vor Gott stand. Langsam, sehr langsam war er hinaufgestiegen, langsam, wie damals Abraham auf den Morija, sein Sohn Isaak neben ihm. Bei jedem Schritt war es ihm, als träte ihm etwas auf sein Vaterherz. Opferwege gehen sich langsam. So sprach Mose zum Herrn: „Es ist wahr, das Volk hat eine große Sünde getan. Nun vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht“ – er schwieg eine Weile –, „wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch, das du geschrieben hast.“ Der Herr läßt keine Freude an diesem Wort seines Knechtes merken, wiewohl sein Herz gejubelt haben wird; aber er vergibt, wenn er auch die zeitliche Strafe nicht von seinem Volk abnimmt. Dieses Wort hatte ihn über-

wunden. Da hatte Gott seinen Beter, der sich selbst opferte für sein Volk. Das war das stärkste Wort für Gott.

Als Mose dieses Angebot machte, da klang in Gottes Herzen der tiefste Ton mit. Oh, das war ja die Liebe, das war ja etwas von dem ewigen Geist, in dem der Sohn sich opferte für die Sünden der Welt. Wie hat das Herz Gottes sich zu seinem Knecht geneigt, dessen Vorschlag an einen anderen Vorgang erinnerte in den fernen Zeitaltern der Ewigkeit, als der Sohn Gottes es auf sich nahm, die Menschen zu erlösen und durch sein Blut eine Versöhnung zu schaffen für ihre Schuld!

Und deutlich wies dieser Augenblick hinaus in ferne Zeit der Zukunft. Vor Gottes Auge stand ein dunkler Garten, und in Gottes Ohr tönte es hervor aus den Bäumen wie die Seufzer eines, der hart kämpfen muß: „Vater, ist’s möglich, vielleicht, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber dein Wille geschehe.“ Ja, hier war das Vorbild, dort die Erfüllung, und der Vater, der Moses, des Knechtes, Opfer nicht annahm – jenes andere Opfer, das Opfer des Sohnes, nahm er an, das Opfer, das er selbst brachte in seinem Sohn. Kein Schritt wurde Jesus erspart auf diesem Wege des Opfers. Von Gethsemane ging er hin ans Kreuz. Dort hing er als ein Fluch an unserer Statt und ließ sich behandeln, als wäre er ausgetilgt aus Gottes Buch. Gott warf das Volk auf ihn: „Dein Volk hat es verderbt“, und Jesus hat sein Volk nicht verleugnet und nahm seine Last auf sich. Ja, sein Volk hatte es verderbt; und er starb für sein Volk.

Das war das vollgültige Opfer, und um dieses Opfers willen, das in der Fülle der Zeit kommen sollte, wurde schon damals zu Moses Zeit die Sünde des Volkes verziehen, und um dieses Opfers willen, das der brachte, der sich selbst für uns dargegeben hat, soll nun Vergebung finden, wer immer mit seiner Sünde vor Gott kommt. Nicht nur vielleicht, nein, gewiß; denn mit einem Opfer hat er vollendet in Ewigkeit, die geheilt werden!

Oh, komm von diesem wunderbaren Vorspiel dort auf dem Sinai hinüber nach dem Hügel Golgatha! Da kannst du deine Sünden niederlegen, und ob es „eine große Sünde“ ist, höre es nur: Er trat für dich ein, er starb für dich, die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, damit wir nicht ausgetilgt würden aus Gottes Buch. Unter dieses Kreuz wollen wir die Leute bringen, unter die Besprengung dieses Blutes sie tragen, wenn wir sie halten in unserer Fürbitte im Gebet. Jesu

Fürbitte ist die Grundlage aller unserer Fürbitte, seine Fürbitte auch jetzt die Grundlage all unseres Lebens in ihm. Es gehen starke Stimmen auf Gottes heiligen Bergen. Der damals sein Leben für dich gab, er, der große, ewige Hohepriester, er ist auch jetzt, größer als Mose damals, auf Gottes Berg dein Vertreter. Er bittet für uns, und sein Fürsprechen ist stark und sein Hohepriesterwort ist unser Trost: „Vater, um meinetwillen, weil ich den Zorn und Fluch getragen habe: vergib ihnen ihre Sünde!“

Einem jeglichen sein Erbe

4. Mose 32

„Wollt ihr“, so fragte Mose die Stämme, die östlich des Jordans bleiben wollten, als Israel im Begriff stand, das verheißene Land zu erobern, „wollt ihr eure Brüder allein in den Streit ziehen lassen und hier in Sicherheit bleiben?“ „Nein!“ war die Antwort, „wir wollen uns rüsten vornan vor den Kindern Israel her, und wir wollen nicht heimkehren, bis die Kinder Israel einnehmen ein jeglicher sein Erbe“ (Vers 17 und 18).

Dieses Wort wendet sich an die unter uns, die ihr Erbe eingenommen haben, die nach Hause gekommen sind aus der Not und dem Streit ihrer Seele und haben in Christus ihren Heiland und durch Christus ihren Vater gefunden. „Wollt ihr“, so fragt er sie, „es euch nun wohl sein lassen in dem Frieden und Glück des Vaterhauses und euch nicht darum kümmern, daß auch die anderen einnehmen ein jeglicher sein Erbe?“

Auch die anderen! Es ist doch ein großes Erbe, das uns der Herr, unser Heiland, erworben hat, und er vergleicht sich, wo er davon spricht, mit einem Menschen, „der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu“ (Luk. 14, 16). Er hat durch sein Sterben und Auferstehen den Heimweg eröffnet, daß die in Schuld und Sünde verlorenen Söhne nach Hause kommen können an ihres Vaters Herz. Meint ihr, dazu habe er nur euch berufen, die ihr jetzt schon seinen Frieden genießt? Sind nicht noch „zerstreute Kinder Gottes“, die er zusammenbringen muß (Joh. 11, 52), in eurem Haus, in eurem Verein, in eurer Fabrik, in eurer Umgebung? Wir dürfen nicht mit unserer Arbeit haltmachen vor ganzen Schichten und Klassen, sondern müssen zu aller Herzen die Wege suchen. Müssen wir nicht jeden Menschen ansehen als einen, der einmal heimkehren möchte?

Und heimkehren soll! Der Herr hat einem jeglichen zuge-dacht sein Erbe. Es ist sein, so wahr Jesus der Heiland aller Welt ist. Verschmäht es einer und stößt es von sich, nachdem wir es ihm nahegebracht haben – „da siehe du zu!“ Aber haben wir es ihnen wirklich schon nahegebracht? Was haben wir

denn getan, und was wollen wir tun, daß ein jeglicher einnehme sein Erbe? Was würden wir sagen, wenn bei einem irdischen Erbe einige Erben ihren Besitz anträten, aber die anderen, die nichts von dem Testament wissen, in Unkenntnis ließen und ließen sie in Armut und harter, hoffnungsloser Fron und Mühe ihr Leben verbringen, das so viel leichter und lichter sein könnte? Wir würden kaum Worte finden, scharf genug, eine solche Gesinnung zu geißeln.

Ich fürchte, manches dieser Worte trifft uns alle, die wir unseren Heiland gefunden haben. Wir haben noch nicht alles getan, daß die anderen alle, jeder einzelne, „ein jeglicher“, erfahre von dem großen Erblasser und seinem Erbe und dem feierlichen Testament, das mit dem Blut seines Sohnes besiegelt ist.

Was wollt ihr tun? Das Wort der Stämme dort vor Mose soll unser Wort werden. Wir wollen „uns rüsten“, wollen alles zielbewußt auf diese eine Aufgabe einstellen, alles andere, was wir sonst auch noch taten und tun können und bieten möchten, beiseite lassen und dies eine und dies allein auf unsere Fahne schreiben: „Einem jeglichen sein Erbe!“ Wahrlich, das ist ein Ziel, hoch genug, daß man ein ganzes Leben daransetze. Und darum: Wir wollen „nicht heimkehren“. Nicht heimkehren, wiewohl uns von manchen Seiten gemütliche Abende und genußreiche Zusammenkünfte mit unseren Freunden locken, wiewohl wir mit diesem Entschluß auf vieles verzichten, was wir sonst auch wohl mitnehmen könnten, ohne unser Gewissen zu belasten. Nein! Es gilt ein Opfer, es gilt eine ganze Hingabe, daß wir mit jeder Faser unseres Wesens für diese eine Aufgabe und nur für sie leben, mit jedem einzelnen zu reden: Denk an dein Erbe!

Wenn es uns noch nicht Ernst ist mit dieser Aufgabe, unserem Gott ist es Ernst, blutiger Ernst; denn er hat das Blut seines Sohnes nicht für zu teuer geachtet, sondern ihn für alle dahingegeben. Wahrlich, wir müssen, wir wollen ans Werk, daß keiner bei uns sagen könne: Ich habe nichts von meinem Erbe gewußt! „Wo ihr aber nicht also tun wollt, siehe, so werdet ihr euch an dem Herrn versündigen und werdet eurer Sünde innewerden, wenn sie euch finden wird“ (Vers 23).

Nicht wie Ägyptenland!

5. Mose 11, 8–17

Weg vom Selbermüssen

Das Volk Israel stand an einem neuen Anfang. Mose legte es ihm vor, daß das Leben im Lande der Verheißung nicht nach denselben Regeln gehen werde wie in Ägyptenland. Dort hatten sie in den Niederungen des Nil ihr Land bewässern müssen wie einen Kohlgarten, indem sie ihre Schöpfräder traten und das fruchtbare Naß auf ihre Ländereien leiteten. Daraus war ihnen immer ihr Lebensunterhalt zugewachsen.

Kanaan werde „nicht wie Ägyptenland“ (Vers 10) sein. Es hat Berge und Auen an den Hängen der Hügel. Da ist keine Möglichkeit, diese Äcker und Wiesen durch die Kraft der Schöpfräder aus den Niederungen eines fruchtbaren Flusses zu feuchten. Alle Frucht hängt davon ab, ob der Regen des Himmels die Auen trinkt.

Kann man nichts tun, um die Fruchtbarkeit der Felder von sich aus zu steigern? Nein, mußte Mose antworten. Ist denn dann unsere Existenz nicht in Frage gestellt? Nein, sie ist auf Gott gestellt! Denn „der Herr, dein Gott, hat acht auf dieses Land, und die Augen des Herrn sehen immerdar darauf von Anfang des Jahres bis an das Ende“ (Vers 12).

Von Gottes Treue, davon, daß er seine Verheißungen hält, werden die Kinder Israel in Zukunft abhängen. Das ist ein neues Leben, „nicht wie in Ägyptenland“. Ob nicht manche in Israel sich bei dieser Aussicht zurücksehnten nach Ägyptenland, nach der sicheren Gewähr, die dort ihr Fleiß, ihre Mühe, ihre Arbeit, da sie ihr Land „selbst tränken mußten“, ihnen für ihr Durchkommen bot? Das neue Leben, ein Leben, das nur auf die Verheißung und Treue des unsichtbaren Gottes sich gründete, war doch zu ungewiß!

Vor einer ganz ähnlichen Entscheidung stehen wir alle, ihr lieben Brüder, früher oder später einmal in unserer Wirksamkeit. Es gibt so viele Arbeiter im Reiche Gottes, die treiben ihr Werk „wie in Ägyptenland“. Sie halten den Betrieb in Gang, indem sie wie ein Pferd im Göpel (Antriebsvorrichtung) laufen. Sie eilen durch die Reihen ihrer Vereinsmitglie-

der, ermahnen hier diesen und strafen dort jenen und bieten das Bild eines Menschen, der treu in seinem Schöpfrad läuft und alles tut, damit doch ja die Frucht seiner Mühe ihm nicht ausbleibe. Und ein gewisser Erfolg ist ihm sicher: die Achtung der Menschen. Er ist fleißig, „ein treuer Haushalter“, wie manche sagen; es geschieht ja auch allerlei im Verein. Auch die Jugend hängt ihm an, ja verehrt ihn. Er ist ein Vereinsarbeiter mit dem Erfolg, den natürliches, fleißiges Arbeiten einbringt – nur ohne Frucht, nach Gottes Maß gemessen.

Wer Frucht sucht, die von Gott kommt, der soll dieses andere Leben wählen: „nicht wie Ägyptenland“. Ein Leben, da man nicht mehr „selber muß“. Daß dabei auch treu die Pflicht erfüllt und das Werk durchdacht und mit Weisheit und viel Arbeit gepflegt werden muß, ist so selbstverständlich wie das, daß den Israeliten auch in Kanaan die Früchte ihrer Felder nicht von selbst in den Mund wuchsen.

Aber die innere Stellung zur Arbeit und ihrer Frucht ist anders. Man ist von dem „Selbermüssen“ abgekommen und hat es gelernt, in völliger Abhängigkeit sein Vertrauen ganz auf den Herrn zu setzen. Man hat keine andere Gewähr für die Fruchtbarkeit der Arbeit als die, daß „die Augen des Herrn immerdar darauf sehen von Anfang des Jahres bis ans Ende, daß er seinen Frühregen und Spätregen sendet, daß wir einsammeln“ (Vers 12 und 14).

Ein gewaltiges Wagnis

Es ist ein gewaltiges Wagnis, das uns da zugemutet wird. Wir werden ganz nach oben gezogen. Unser Blick ruht dann nicht mehr auf unserem Ackerland, nicht mehr auf der Berechnung der Ertragnisse unseres „Selbermüssens“, unseres Schöpfrades, sondern unser Glaubensauge ruht auf der Treue unseres Gottes, auf dem Wort seiner Verheißung.

Und bleibt einmal der sichtbare Erfolg aus, dann sind diese Leute doppelt arm und doppelt reich. Sie können nicht durch erhöhten Arbeitseifer, durch um so beweglicheres Umhertoben in ihrem Schöpfrad die Leere ihres Werkes ausfüllen, über den toten Punkt hinwegzutäuschen versuchen wie die anderen, die man in solchen Fällen immer mehr und gewaltiger sich anspannen und ermüden sieht; nein: dann sind sie doppelt arm. Man sieht nichts von ihrer Frucht, sie können auch

dem Auge nichts darbieten von vermehrter Anstrengung, bei der sie dies und das „selber müssen“. Für andere bieten sie in solchen Zeiten einen fast kläglichen Anblick, und für sich selbst sind sie das furchtbarste Problem. Sollen sie doch wieder zurück ans Schöpfrad, „wie in Ägyptenland“?

Nein, sie halten durch im Glauben! Auch wo nichts zu sehen ist für den natürlichen Blick, sehen sie das Auge ihres Gottes, das acht hat auf ihr Land. Auch wo von anderen nichts bemerkt wird, hören sie schon das Rauschen seines Regens, den er, früh und spät, senden wird. Aber freilich, es sind Zeiten der äußersten Spannung, Zeiten der Versuchung, ins alte Wesen des „Selbermüssens“ wieder zurückzufinden. Sie sind vor den Augen der Menschen doppelt arm. Gottes Frucht ist nicht zu sehen und nicht einmal der laut klappernde Betrieb der Schöpfräder zu vernehmen, den ihre Genossen im anderen Verein fleißig im Gang halten.

Aber vor Gott sind solche Leute doppelt reich. Sie harren auf den Herrn. In solchen Zeiten, da es sie immer aufs neue täglich, stündlich ins Gebet und auf die Knie treibt, werden sie mit ihrem Gott vertraut, da baut sich der Glaube sein Nest in seinem Wort der Zusage und hofft, da für das natürliche Auge nichts zu hoffen ist. Sie werden je länger je mehr Menschen, die auf das Unsichtbare sehen, die mit all ihrem Denken, Rechnen und Hoffen in der unsichtbaren Welt leben.

Wieviel leichter wäre es dem alten Menschen, im Schöpfrad unter dem Beifall des Vorstandes, unter dem Zulauf der Jugend sich müde zu arbeiten! Wieviel schwerer ist dieser innerste Kampf des Glaubens, der treu seine Arbeit im Verein verrichtet, aber innerlich nicht nach unten auf das eigene Wirken, sondern nach oben auf Gottes Geben schaut!

Und doch, wie arm ist jener andere Mann, der im Trott des Schöpfrades sich müde gelaufen hat, wenn er in der Stille des Abends oder in der Ernüchterung eines Urlaubs, in dem er sein Werk aus einem gewissen Abstand beschaut, inne wird, daß er zwar vieles „selber mußte“, aber nichts dabei herauskam von Frucht für Gottes ewige Scheune.

Wollen wir nicht lieber Menschen des Glaubens sein und diese neue Stellung „nicht wie Ägyptenland“ mit immer neuem Entschluß wählen bei jeder neuen Arbeit, bei jeder Ansprache, die wir halten? Da werden wir uns treu und gewissenhaft vorbereiten, aber unsere Hoffnung nicht setzen auf unser Manuskript. Wenn wir reden, beginnt nicht das Schöpf-

rad zu klappern, sondern es beginnt innerlich ein Steigen und Sich-Neigen, ein Schauen auf den Herrn, ein Nehmen aus seiner Fülle. Seine Augen sehen ja auf mein Land auch in dieser Stunde.

Ernste Zucht des Geistes

Es ist ein Wagnis, das uns zugemutet wird, noch in einer anderen Hinsicht. Solch eine Glaubensstellung, solche Abhängigkeit von Gott führt uns in die strenge Zucht seines Geistes: „Hütet euch aber, daß sich euer Herz nicht überreden lasse, daß ihr abweicht und dienet anderen Göttern“ (Vers 16 und 17). Man kann im Schöpfrad des Betriebes sehr eifrig im Verein umherlaufen und es dabei nicht genau nehmen mit der Sünde und der innersten Zucht des Herrn ausweichen. Ja, viele laufen deshalb im Räderwerk der Vereinsmaschine und haben ihre liebe Not, es in Gang zu halten, weil sie der inneren Stimme des Herrn sich entziehen und sie übertäuben wollen. Sie hatten vielleicht auch einmal den Weg des Glaubens gewählt, aber dann kam eine Sünde, und damit standen sie vor der Entscheidung. Das Leben des Glaubens, der in der unsichtbaren Welt, in der Treue des Herzens Gottes seine Sicherheiten und sein Fundament sucht, verträgt sich nicht mit der Sünde. Eins von beiden muß weichen.

Wer am Herrn hängen will, wird willig sich beugen und seine Sünde schonungslos aufdecken, um so ernster, je entschlossener all sein Leben an Gottes Gnade hängt. Will aber einer die Sünde festhalten, der kann nicht mehr im Glauben allein auf den Herrn schauen, der eilt zum Schöpfrad. Der Herr, der bisher seine Zuversicht war in der Not, ist ihm schrecklich (Jer. 17, 17), entzieht sich ihm, ist ihm ein Born, der nicht mehr quellen will (Jer. 15, 18). Dann ist der Himmel wie Eisen und die Erde wie Erz (3. Mose 26, 19), dann sieht man ihn bald wieder am Schöpfrad laufen. Er ist ein fleißiger Mann, aber sein „Fleiß“ ist nichts anderes als der Deckmantel seiner inneren Friedelosigkeit und Gottesferne. Er war des Königs Freund und ist ein Knecht geworden, der wieder „selber muß“. Ein armes Leben!

Wollt ihr das Wagnis nicht wagen, meine Brüder? Es ist ein Wagnis. Wir kommen hinein in ernste Zucht des Geistes Gottes. Wir geben uns wirklich mit unserem ganzen Leben in Got-

tes Hand. Aber es ist das Leben des Friedens. Das verheißene Land ist ja das Land der Ruhe. Das ist gewißlich wahr. Je völliger wir den Rücken kehren dem „Ägyptenland“, da wir „selber mußten“, um so mehr werden wir erfahren: „Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe“ (Hebr. 4, 3), in um so tiefere Ruhe hinein, je mehr wir unser ganzes Leben im Glauben leben. Dann werden wir unsere Frucht haben, „nicht wie in Ägyptenland“, sondern als Leute, auf deren Land die Augen des Herrn sehen von Anfang des Jahres bis ans Ende.

Achan

Josua 7

1. Gesamtschuld und Einzelschuld

Jeder ist mitverantwortlich

„Aber die Kinder Israel vergriffen sich...; denn Achan...“
Wie bezeichnend ist dieser Eingang der erschütternden Geschichte von Achans Diebstahl! Ein einzelner sündigte, dem ganzen Volk wurde es zugeschrieben: „Israel hat sich versündigt“ (Vers 11); „sie sind im Bann“ (Vers 12). In jeder Lebensgemeinschaft, in jeder Familie, in jedem Verein, in jeder Gemeinde gibt es Zusammenhänge zwischen der Sünde des einzelnen und der Gesamtschuld der Gemeinschaft.

Im besonderen Falle mögen die Verbindungslinien, die herüber- und hinüberführen, nicht immer klar zutage liegen. Wenn uns die Frage bewegt, warum die Sünde des Achan dem ganzen Volk zur Last gelegt wurde und ob da nicht vorher schon Belastungen von der Gesamtheit des Volkes aus auf den einzelnen, den Achan, ausgegangen waren, so wird uns darüber in unserer Geschichte nichts mit klaren Worten gesagt.

Es scheint aber so, als dürften wir den Schluß ziehen, daß auch die Umgebung des Achan, daß das ganze Volk, das bis zum Sturz der Mauern Jerichos, in heiliger Zucht und Furcht Gottes gehalten, sich vor der Sünde gehütet hatte, im Augenblick, als die Mauern fielen, in eine leichtfertige Stimmung übergegangen war. Das ehrfurchtsvolle Harren auf den Herrn war sehr schnell umgeschlagen in frohen Siegesjubiläum und in die selbstbewußte, hochmütige Sprache, die uns aus dem Munde der Kundschafter entgegenklingt: „Laß sich um Ai nicht das ganze Volk bemühen; denn ihrer sind wenig“ (Vers 3). Das läßt uns hineinschauen in die allgemeine Volksstimmung. Man hatte sich allzu schnell der strengen Zucht, die bis dahin geherrscht hatte, entzogen und war aus dem ehrfurchtsvollen Abhängigkeitsgefühl sehr bald hinübergewechselt in siegesfrohe Selbstsicherheit.

Durch diese Gesinnung, die im Volk ausbrach, als die gefürchteten Riesenmauern der Stadt Jericho zusammensanken, durch diesen Geist seiner Umgebung konnte Achan wohl bestärkt werden zu seiner Tat der Übertretung des Gebotes Gottes. Achan beging die Sünde, aber es war nicht ungerecht, wenn das ganze Volk mit für schuldig erklärt wurde und die Strafe auf dem ganzen Volk lag.

Es ist ein Geheimnis, die Gemeinschaft der Sünde unter den Gliedern desselben Lebenskreises. Wo immer sich Sünde in unserer Umgebung breitmacht und offenbar wird, da müssen wir als Mitschuldige an unsere eigene Brust schlagen. Auch die Allerernstesten, ja gerade sie müssen es sich vor Augen halten: Wir stehen alle unter dem Gericht: „Israel hat sich versündigt.“

Das werden auch gerade die, die dem Herrn nahestehen und Ernst machen mit der Heiligung ihres Lebens, anerkennen. Von Natur regt sich in uns, wenn wir eines Bruders Sündenfall sehen, etwas Grauensvolles: ein Gefühl, das der Schadenfreude nahe verwandt ist. Gottes Geist aber wirkt in den Seinen ein heiliges Mitleiden, ein Sich-mit-darunter-Stellen. Sie fühlen den Zusammenhang mit ihrer Umgebung aufs engste; sie merken auch die geistigen Mächte, die in der Luft liegen und herrschen, und wissen sich mitschuldig, wenn die Mächte der Finsternis Oberhand bekommen in ihrem Lebenskreis. Denn ob wir auch in diesem einen Fall der besonderen Sünde eines anderen vielleicht ohne Schuld sind, jedenfalls ohne nachweisbare Mitschuld, so sagt uns unser Gewissen doch, daß wir jedesmal, wenn wir einer Sünde nachgeben – ob kein Mensch davon weiß und ob es scheint, als ginge es nur uns selbst an; auch dann, wenn es sich nicht um grobe Laster, sondern um Sünden in feinsten Form handelt –, daß wir jedesmal durch unsere Tat die sündige Luft in unserer Umgebung bestärken. Ist die Verbindung zwischen mir und Gott getrübt, so kann ich kein Kanal des Segens sein für meine Umgebung; ja im Gegenteil, ich bin, vielleicht ohne es zu merken, ein Helfer und Mitarbeiter des Bösen.

Deshalb können wir uns auch nicht davon losmachen, daß es eine Schuld der Gemeinschaft gibt, in der wir leben. Und wenn Volkssünden unter uns im Schwange sind, vor denen uns Grauen und Abscheu erfüllen, wir sind daran nicht unschuldig. Nicht nur gibt unser Gewissen uns Zeugnis, daß auch wir zu alledem fähig sind, was andere tun, und der Stoff

und die Neigung zu jeder Sünde auch in unserem Herzen wohnen; nein, auch wenn wir vor ähnlichen Ausbrüchen der Sünde bewahrt worden sind, wir gehören doch mit unserem Volk zusammen, schon durch die Blutsverwandtschaft, durch die Stammeseinheit, aber auch durch die Einflüsse, die unter uns hinüber- und herübergehen. Wir sind eine große Familie, und obwohl die Verbindung unter uns weithin gelockert ist, keiner kann sich losmachen von seinem Volksgenossen und ihn abschütteln: „Ich kenne dich nicht; von deiner Sünde weiß ich nicht.“ Wenn wir im Ausland sind, dann empfinden wir es deutlich, daß wir als Deutsche für alles, was Deutsche in der Welt tun, mit verantwortlich gemacht werden können.

In noch viel tieferer Weise müssen sich die Jünger unseres Herrn in unserem Volk mit verantwortlich fühlen für jede, auch die grauenvollste Sünde, die sie in ihrem Volk sehen, auch wenn sie selbst mit Wort und Wandel weit von solchen Untaten abrücken. Der Prophet Hesekiel sah, daß die Leute im Volk als die Gott Wohlgefälligen bezeichnet wurden, „so da seufzen und jammern über alle Greuel, so darin geschehen“ (Hes. 9, 4). Vom Apostel Paulus heißt es, als er die wahrsagende Magd ihm nachlaufen sah: „Paulus aber tat das wehe“ (Apg. 16, 18). So sollen wir unter all den Verwüstungen stehen, die Satans Macht in unserem Volk anrichtet.

Es ist sehr bequem und sehr selbstsüchtig und nicht nach der Art des Heilandes, wenn wir uns aus der großen Gemeinde unseres Volkes absondern und nicht mit verantwortlich sein wollen für die Schäden in Volk und Kirche. Vor Gott können wir uns davon nicht frei machen. Und darum ist es nicht unsere Aufgabe, daß wir von unseren Volksgenossen und den Gliedern unserer Volkskirche uns trennen, sondern daß wir uns darunter stellen unter die Last, darunter stellen auch unter die Sünde unserer Umgebung, damit wir sie mit ganzer Wucht empfinden und uns tief darunter beugen. Josua erhielt von Gott, als die Sünde im Volk offenbar wurde, nicht den Auftrag, eine freie reine Gemeinde der Treuen, der Gläubigen im Volk, zu gründen; nein, das ganze Volk und auch besonders sein sündigstes Glied wurde ihm aufgelegt, ihm und den Ältesten seines Volkes, den wahrhaften Gotteskindern. Tief wurde es ihnen eingepägt: Ihr seid alle mitschuldig, ihr müßt euch alle mit beugen unter der Sünde des einen Gliedes eures Volkes.

Es tut not, daß wir uns diese Wahrheit immer wieder einmal

vor Augen halten, da stets von neuem in jedem Kreis erweckter junger Menschen die Neigung auftaucht, eine reine Gemeinde zu bilden, die sich äußerlich absondert von den Gliedern des Volkes und der Kirche, die nicht Ernst machen wollen mit der Furcht Gottes. Solche Gedanken werden zurechtgerückt und mit Gottes Licht beleuchtet durch die Art, wie in unserem Kapitel der Herr mit Josua und den Ältesten verhandelt. Sie werden uns auch in ihrer Irrigkeit offenbar, sobald um unseren eigenen Tisch herum unsere Kinder als ein Stück des deutschen Volkes und unserer Volkskirche heranwachsen.

Der Blick auf die nachwachsende Generation, für die wir in ganz besonderer Weise verantwortlich sind, hilft uns, die grundsätzlich richtige Stellung zu unserem ganzen Volk zu gewinnen, auch zur großen Volkskirche, in der wir so manches sehen, was dem Ideal einer Kirche Christi nicht entspricht. Sich abzusondern ist verhältnismäßig einfach. Sich darunter zu stellen und mit verantwortlich zu wissen und vor allem vor Gott auf seinem Angesicht zu liegen, auch für die, die Gottes Wort nicht ernst nehmen, das ist die Stellung, die Gott von uns erwartet. Gerade in den großen Volkskirchen haben die Männer Gottes es am tiefsten gelernt, Leid zu tragen über die Sünde der Menschheit, die sich mitten in der Gemeinde, die nach dem Namen Jesu genannt ist, breitmacht und immer wieder durchsetzt. Die großen Erweckungen in der Geschichte der christlichen Kirche sind immer ausgegangen aus großen Volkskirchen, aus der gewaltigen Spannung und Not heraus, unter der die Männer Gottes litten, die sich innerlich nicht losmachen konnten von der Sünde ihres Volkes und ihrer Gemeinden.

Bei dieser Betonung unserer Mitverantwortlichkeit für die Sünde unseres Volkes und der Lebensgemeinschaften, in denen wir uns bewegen, muß aber heute zugleich darauf hingewiesen werden, daß man nicht in unbiblischer Weise diese Wahrheit überspannt und damit wieder völlig außer Kraft setzt. Wenn heute manchmal betont wird, daß auch die Gläubigen immer nur in der „Gemeinschaft der Sünder“ ständen und nichts anderes sind und bleiben als Sünder unter den Sündern, so müssen wir nach Gottes Wort den Finger darauf legen, daß die durch Gottes Wort und Geist aus dem Dienst der Sünde Herausgerufenen die Gemeinschaft der Heiligen bilden, die Gemeinschaft derer, die Gott gehören und nicht

mehr auf seiten der Sünde stehen, wiewohl sie noch Sünder sind. Aber wir sind in der Gemeinschaft der Heiligen in Christus miteinander verbunden, um, gebeugt unter der eigenen Sündenlast, uns darunter zu stellen, auch unter die Last der anderen, und um in einer Welt der Sünde durch Gottes Gnade ein Segen zu sein für unsere Umgebung.

Je ernster wir uns gerade als die dem Herrn Angehörigen hineinstellen in die Zusammenhänge unseres Volkes, um so stärker wird das Verlangen sein, eben weil wir unsere Stellung im Volk nicht mehr oberflächlich auffassen können, den anderen die Kräfte der Ewigkeit zu vermitteln; um so stärker auch die Furcht, ihnen durch unsere immer noch anklebende Sünde ein Hindernis oder gar ein Fluch zu werden.

Überspannt wird dieser Gedanke aber auch und damit wieder völlig außer Kraft gesetzt, wenn man in verkehrter Weise nun den einzelnen verantwortlich machen will für große geschichtliche Fehlentscheidungen in unserem Volk. In gutgemeintem Eifer, unsere jungen Männer für die sozialen Nöte und Aufgaben unserer Zeit aufzuwecken, wird da in mancher Ansprache auf sie eine Last gelegt, die sie nicht tragen können und in ganz gesunder Reaktion auch zu tragen ablehnen. Wenn in einer Stunde tiefer Beugung über der Sünde unseres Volkes nun auf einmal der Gedanke in den Kreis junger Brüder hineingeworfen wird: „Wir sind schuld am Kapitalismus; wir sind schuld an der Wohnungsnot“, und ähnliches, so ist das ein unpsychologisches und unpädagogisches, auch unbiblisches Reden und ist nur imstande, das eben sich regende Gewissen durch übergroße Lasten zu lähmen und zu erdrücken.

„Solche Riesengewichte kann meine Seele nicht tragen“, sagt der Aufrichtige, „ich kann nicht aller Welt Last auf mich nehmen. Jeder Mut auch zur kleinsten Tat sozialer Verantwortung wird ja erdrückt, wenn die furchtbaren Gebilde dämonischer Mächte, die sich in unserem Volk gestaltet haben, in solcher Weise meiner erschütterten Seele aufgelegt werden.“ Es gilt, mit viel Weisheit Gottes Wort recht zu teilen. Dazu gehört auch: die Verantwortung für die Sünden unseres Volkes den Jüngern des Herrn nach Gottes Wort mit aufzuerlegen. Dann aber muß alles so von Gottes Wort beleuchtet werden, daß es nicht ausschlägt zu einem dumpfen Gefühl des Erdrücktwerdens durch übermenschliche Gewalten, sondern daß für den einzelnen der Weg gezeigt wird zu durchdringender Fürbitte und schlichter, einfacher Tat der Hilfe.

Sündensaat oder Segenssaat

Wichtig ist, daß ein jeder von uns es stets vor Augen hat: „Ich stehe nie allein, in keinem Augenblick. Alles, was ich tue, denke und sage, ja die Art, wie ich gesinnt bin, die aus mir spricht, das alles ist Saat für künftige Frucht und wirkt sich aus auch in meiner Umgebung: Sündensaat oder Segenssaat.“

Wenn im Familienkreis sich ein gläubiger Vater gehen läßt, seinen Launen, Lieblingssünden oder unedlen Gewohnheiten nachgibt, so kann er sich nicht wundern, wenn seine Kinder den Weg in die Welt gehen. Des Vaters Gleichgültigkeit gegenüber der Sünde in einem von ihm vielleicht wenig beachteten Punkt ist schuld daran, daß sich die Kinder hinwegsetzen über Grenzen und Zäune, die der Vater nie überschritten hätte. Da mag er wohl entsetzt sein über seiner Kinder Sünde und weltliches Wesen und darüber klagen, bis Gott ihm die Augen öffnet und er merkt, daß er selber schuld ist an dieser Entwicklung seines Hauses.

Wieviel Herzeleid brach über David herein durch die Sünden seiner Kinder! Und doch sehen wir in der Geschichte ganz deutlich die Zusammenhänge, wie durch seinen Sündenfall die Zuchtlosigkeit in seiner Familie einriß. Wenn Christen im Handel und Wandel dem Mammonsgeist sich ergeben und es nicht peinlich genau nehmen mit dem Geld oder mit der Wahrheit, so zieht das den allgemeinen Ton des Verkehrs herab. Von ihnen hätte man das nicht erwartet. Es ist schlimm, wenn die Kinder Gottes so wandeln, daß sich die anderen nicht zu schämen brauchen. Man erwartet von ihnen, daß sie es besonders genau nehmen.

Wenn einer, der des Herrn Namen bekennt, schlüpfrige oder anstößige Reden im Munde führt, so legt er mit diesem Ton der Lüstertheit vielleicht eine Bresche hinein in ein Herz, das durch Sitte und Erziehung bis dahin treu behütet war gegen diesen schmutzigen Geist und das gerade bei den Christen Hilfe im Kampf und nicht denselben Sündengeist erwartet hatte. Wenn Gotteskinder es nicht genau nehmen und nicht erschrecken vor der leisesten Berührung mit der geheimsten Sünde, vor jeder Antastung des bösen Feindes, dann sinkt die geistliche Höhenlage ihrer Umgebung wie der Spiegel eines Sees, der wohl einen Abfluß hat, aber keinen neuen Zustrom.

Je tiefer der Stand des geistlichen Lebens in einem Kreis ist,

je weniger einer sich vor dem anderen zu schämen braucht über einer Sünde, je weniger die Sünde gestraft wird durch den Wandel der Christen, um so schwerer ringt sich ein Mensch in diesem Kreis hindurch aus der Sünde zum neuen Leben, um so leichter fällt einer, der verzweifelt gegen die Sünde gekämpft hat, doch der Versuchung und Anfechtung zum Opfer. Und umgekehrt. Die Jugend einer Gemeinde, eines Vereins, einer Familie hat es leichter im Kampf gegen die Sünde, wenn edle Vorbilder ihr vor Augen stehen, wenn sie am Anblick derer, die vorsichtig wandeln, einen Halt haben gegen die Versuchung, wenn eine Schar von Betern täglich zu Gott schreit, daß er die Sündenquellen verstopfe und Bewahrungskräfte schenke.

Durch solchen Wandel und solches Gebet der Gläubigen wird die Macht des Feindes gedämpft und der Sieg über die Sünde leichter auch für die Schwachen. Ja, auch bei den Wankenden wird dadurch manche Sünde von vornherein unmöglich. Wie manche Tochter wurde vor dem Sündenfall bewahrt durch die Erinnerung an das Bild ihrer edlen, betenden Mutter; wie mancher Sohn vom Sündenweg zurückgehalten, weil es ihm war, als ob das Antlitz seines gottesfürchtigen Vaters plötzlich ihn ansähe!

So sind wir Menschen

Nur das Salz hält die Fäulnis auf. Wenn darum das Salz keine Salzkraft hat, wenn Gottes Volk nicht für Gott steht gegen die Sünde, dann halten wir Gottes Segen über unserem Volk auf. Nicht starke Worte der Entrüstung, nicht bitteres Schelten ist es, was Gott von uns erwartet, sondern ein waches Gewissen der Sünde gegenüber, ein gebeugtes Herz, das es immer vor Augen hat: „So sind wir Menschen“ – und aufrichtige Fürbitte, die sich unter die Last des Volkes stellt.

Es sollte uns eigentlich auch nicht schwer sein, wenn wir uns selber kennen, ein gebeugtes Herz zu haben. Die Geschichte von Achans Diebstahl leuchtet in einige besondere Sündeneken unseres Lebens hell hinein. Wie undankbar war damals das Verhalten dem Herrn gegenüber! „Also war der Herr mit Josua, daß man von ihm sagte in allen Landen“, so schließt Kapitel 6. Und dann geht es in Kapitel 7 weiter: „Aber die Kinder Israel vergriffen sich.“ Der Herr hatte sie durch den

Jordan geführt und Jerichos Mauern fallen lassen, und trotzdem vergalten sie ihm mit Sünde. Wie heiß mögen vorher die Gelübde emporgestiegen sein, nach solcher Hilfe des Herrn in Aufrichtigkeit vor ihm zu wandeln immer und ewiglich! Wie kurz war hernach das Gedächtnis für Gottes Wohltaten und Gnadenerweisungen! Auf den Trümmern eines Jericho, die Zeichen und Zeugen sind der Hilfe des Herrn, zeigt sich oft unser schnöder Undank am deutlichsten. Gott hat es nicht um uns verdient, aber wir haben ihm die Treue gebrochen.

Undank – und dann der Stolz! Die Kundschafter, die Josua gegen Ai schickte, redeten so siegestrunken: „Laß nicht das ganze Volk sich bemühen; denn ihrer sind wenig“ (Vers 3). Die großen Taten ihres Gottes hatten sie ihrer eigenen Kraft zugeschrieben und verfielen in hochmütiges Betrachten der Feinde, bis der Feind sie „zu Paaren“ trieb und dann „dem Volk das Herz verzagt ward und ward zu Wasser“ (Vers 5). Gerade wie bei uns, die wir uns immer so leicht Gottes Hilfe auf unser Konto schreiben, als hätte unser Arm uns errettet, und die wir dann hochmütig einherfahren, bis das trotzige Herz wieder in Verzagtheit versinkt.

Und auch noch anderen Sünden spürt Gott in solchen Zeiten der Not nach. Es mag schon lange zurückliegen, eine Geschichte, die wohl schon abgelaufen zu sein scheint, und doch legt in der Not, wenn vor der Übermacht der Feinde das Herz verzweifelt, Gott seinen Finger darauf. Es war immer dieselbe Geschichte, bei Eva schon: „Ich sah, da gelüstete mich, und ich nahm.“ Da war das Band des Gehorsams zerrissen und kein Friede mehr auf Erden. Genau so hier bei Achan: „Ich sah..., es gelüstete mich, und ich nahm es“ (Vers 21). War es nicht auch dasselbe bei David auf dem Dach, als er Urias Weib erblickte: „Ich sah, es gelüstete mich, und ich nahm“?

Wie manches Gewissen ist beschwert durch eine alte Sündengeschichte! Da kann man nicht die Einzelschuld abschieben, indem man auf die Gesamtschuld verweist: „Die Kinder Israel vergriffen sich.“ – Nein, es heißt weiter: „Denn Achan.“ Er war der Schuldige. Da helfen die Worte nichts: „Wir sind ja alle Sünder.“ Da kann der einzelne nicht die Last von sich abschieben, es kommt keine Ruhe, bis er mit Achan bekennt: „Ich habe mich versündigt an dem Herrn“ (Vers 20).

2. Unter dem Zorn Gottes

Manches Menschenleben ist kurz mit diesem Wort gezeichnet: unter dem Zorn Gottes. – Es ist das Bild des Achan, der gesündigt hat, aber keine Freude hat an seiner Sünde. Er hatte gestohlen, aber dann konnte er das gestohlene Gut nicht genießen. Er mußte es verscharren in der Erde. Da verdarb es, und er hatte nichts davon.

Mir sagte einmal einer: „Ich mußte immer stehlen, meine Freunde hatten die Freude davon, ich nur die Hölle in der Brust.“ Der Mensch hat nichts von der Sünde. So ist es nicht nur bei dem gestohlenen Gut, auch wenn er Süندنlust und Freudenrausch erwartet, stellt sich statt dessen bei ihm der Ekel ein. Nicht nur die Hölle, auch der Weg zur Hölle ist sehr traurig. Über solchem Leben steht das Wort: „Es ist ein Bann unter dir, Israel“ (Vers 13).

Die Folge davon ist: „Darum kannst du nicht stehen vor deinen Feinden.“ Wie viele erfahren das! Ihr Leben ist voll bitterer Enttäuschungen, voller Fehlschläge ihrer Pläne, als ob eine tückische Hand immer wieder die Weiche herumschleuderte und den Zug in bester Fahrt zur Entgleisung brächte. Sie kommen nicht voran. Es mißbrät ihnen alles. Sie seufzen wohl und fragen tausendmal nach der Ursache.

Hier ist die Antwort: Du bist im Bann. Gottes Zorn ist über dir. Der Herr ist gegen dich. Dann ist der geringste deiner Feinde dir zu mächtig, und es bleiben dir nur Niederlagen. Vielleicht ist der junge Mann, das junge Mädchen durch eine Sünde gebunden, eine stumme, geheime, schändliche Sünde. Deshalb können sie nicht stehen vor ihren Feinden und sinken immer in neue Sünden hinein. Ein geschlagenes, zerschlagenes Leben! Sie mögen ringen und kämpfen gegen besondere Leidenschaft und Liebessünde, sie kommen nicht zum Sieg. Weil sie auf einem ganz anderen Gebiet vielleicht – wie oft ist es die falsche Stellung zu den Eltern! – in Sünde gebunden sind, können sie nicht überwinden auf dem Punkt, auf den sie alle ihre Anstrengung richten. Sie sind unter dem Bann. Darum können sie nicht stehen vor ihren Feinden.

Und dann kommt die Strafe des Herrn wie bei Achan. Es war für Achan ein furchtbarer Tag, der am anderen Morgen heraufkam. Schrecklich war schon die Nacht. Freilich als Josua ankündigte: „Morgen lösen wir“ – da wird man nichts haben merken können an Achan. Er ist wohl mit der Miene des

Unschuldigen umhergegangen. Aber die Nacht! Die Nacht vor dem Gericht! Manche Nächte sind schrecklich, wenn die Stimme des Gewissens aufwacht und einer Seele klar vor Augen tritt: Gott weiß alles! Und morgen wird gelost! Und „das Los wird geworfen in den Schoß; aber es fällt, wie der Herr will“ (Sprüche 16, 33).

Furchtbare Nacht! Furchtbarer Tag! Die ganze Gemeinde war versammelt. Welche Qual muß es für Achan gewesen sein, als er beim langsamen Werfen des Loses merkte: „Die Kreise ziehen sich immer enger um mein Haupt!“ Je länger desto deutlicher mußte er erkennen: „Der Herr findet mich! Er findet mich!“ Und dann kam der Augenblick, da ging es, wie wenn ein Adler, der langsam am Himmel seine Kreise gezogen hat, plötzlich herniederstößt und sein Opfer faßt: „Da ward getroffen Achan“ (Vers 18).

Kein Leugnen war mehr möglich. „Mein Sohn, gib Gott die Ehre“, sagte ihm Josua. Da sprudelte es heraus: alles, alles wurde von ihm bekannt. Und dann wurde er hinausgeführt mit seinen Söhnen und Töchtern, mit seinem ganzen Haus. „Das ganze Israel steinigte ihn und verbrannte sie mit Feuer“ (Vers 25). Ob seine Kinder Helfershelfer gewesen sind, ob nur Mitwisser? Uns liegt es nahe, derartiges anzunehmen. Der Text deutet nichts davon an. Es entspricht der Heiligkeit Gottes und dem großen Ernst, mit dem die Stellvertretung des Vaters für sein Haus in Israel gehandhabt wurde, daß Achan mit seinen Kindern des Todes sterben mußte, daß des Vaters Sünde die Kinder mit in den Tod hineinzog. Ein furchtbares Strafgericht! Israel sollte nicht wie ein Räubervolk über seine Feinde in Kanaan herfallen, darum nahm es der Herr bei ihm besonders ernst und genau: „Aus allen Geschlechtern auf Erden habe ich allein euch erkannt; darum will ich auch euch heimsuchen in all eurer Missetat“ (Amos 3, 2).

Ein furchtbarer Tag im Tal Achor! Noch furchtbarer ist der große Tag des Zornes Gottes, wenn er alle Menschen vor seinen Richterstuhl rufen wird. Da mögen sie wohl den Atem anhalten vor Angst, wenn die Augen des Richters, die wie Feuerflammen leuchten, auf ihnen ruhen. Da wird sich einer hinter dem anderen zu verstecken suchen und ein gellender Ruf auffahren: „Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel, decket uns!“ Aber da ist kein Entkommen. Ein Auge, das alles gesehen hat, ein Ohr, dem nichts entgangen ist! Eine Hand, die gegen uns herausgeht, schreibt an der Wand und schreibt alles,

was wir getan haben. Da ist kein Entkommen. Entsetzliche Entdeckung für den Sünder: „Er findet mich!“

Hörst du es? Achan, wo bist du? Ein Menschenauge kann dich unter deinen Kameraden in deiner Umgebung nicht entdecken, aber der Herr findet dich, und während du dieses lie-sest, stellt er deine Sünde vor dich. Ob alles verscharrt ist in der Erde und versenkt tief unten ins Wasser und soll nie mehr hervorkommen, was dich verklagen kann, es wird alles offen-bar an jenem Tage: der Herr findet dich!

Und noch weiter. Wie muß für das Vaterherz des Achan die Strafe doppelt schwer gewesen sein, als er sah, daß er auch seine Kinder mit hineingezogen hatte in sein Verderben! Hier war es nur der äußere Tod. Wie aber müssen diejenigen dop-pelte Höllenpein durchkosten, denen es ihr Gewissen be-zeugt, daß sie andere verführt haben! Vielleicht haben sie ein Kind zur Lüge verleitet, einen jungen Mann von der Nüch-ternheit abgewandt, ein junges Mädchen um ihre Ehre und Unschuld gebracht.

„Solch einem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist“, sagt Jesus (Matth. 18, 6), der nicht unnötig scharfe und schroffe Worte sagte. Niemand soll glauben, daß wir versuch-ten, ihm die Hölle heiß oder ihm bange zu machen mit Din-gen, die ihn nichts angehen. Hast du keine Angst, glaubst du bestehen zu können am Jüngsten Tage, dann trifft dies alles dich ja nicht. Aber damit es nicht einstmals mich verklagt an jenem Tag, der schrecklicher ist als alles, was darüber geredet werden kann, daß ich es nicht ernst genug gesagt hätte, darum soll es klar und deutlich verkündigt werden: Wer unter dem Fluch und dem Zorn Gottes unversöhnt, unter dem Bann der Sünde dahin lebt und stirbt – es kommt der Tag, da heißt es: „Da ward getroffen Achan, der Sohn Charmis, des Sohnes Sabdis, des Sohnes Serahs, aus dem Stamm Juda“ (Vers 18). Es stimmt ganz genau, es ist kein Irrtum: Der Herr kennt ihn, er findet ihn! Er wird auch dich finden!

3. Die Umkehr

Es gibt einen Weg zur Umkehr. Von Josua können wir ihn ler-nen, der im Namen seines Volkes und des Sünders unter sei-nen Brüdern vor dem Herrn Buße tat. Als Josua von der Nie-

derlage hörte und die Verzagtheit des Volkes sah, da hatte er es nur mit Gott zu tun. Tief unter die Sünde des Volkes gebeugt, „fiel er auf sein Angesicht zur Erde vor der Lade des Herrn bis auf den Abend samt den Ältesten Israels, und sie warfen Staub auf ihre Häupter“ (Vers 6). Er hielt keine großen Beratungen mit den Ältesten. Es wurde keine Volksversammlung einberufen. Ihm war klar, daß hier eine Sache vorlag, die nur zwischen Gott und ihm geordnet werden konnte. Darum beugte er sich mit den Ältesten vor Gott und wartete, bis Gottes Licht über den Grund der Niederlage ihm geschenkt wurde.

Dies ist der einzige Weg, aus dem Bann der Sünde herauszukommen, daß wir uns beugen vor Gott und stille bleiben, bis uns Klarheit wird, daß wir uns Zeit nehmen zu ernster Prüfung und unser ganzes Leben von Gottes Licht beleuchten lassen. Dabei kommen wir an eine Stelle, da stockt unser Herz. Es wird uns beklommen zumute: „Da ist es! Da ist es! Da ist der Bann offenbar vor Gottes Auge!“ Der Herr läßt keinen vergeblich suchen, der Licht haben will über seine Sünde: man kann zur Klarheit kommen!

Der Herr fragt dann den Josua: „Warum liegst du also auf deinem Angesicht?“ (Vers 10). „Israel hat sich versündigt, ist im Bann. Ich werde hinfort nicht mit euch sein, wo ihr nicht den Bann aus euch vertilget“ (Vers 12). Und nun: „Stehe auf!“ Es muß etwas geschehen! Und wieder endet die Rede: „...bis daß ihr den Bann von euch tut“ (Vers 13). Jetzt ist nicht die Zeit zu klagen, auch nicht die Zeit, nur zu beten. Die Sünde muß ans Licht, der Diebstahl muß entlarvt, das gestohlene Gut herausgegeben werden!

So geht es oft in unserem Leben. Die Sünde wird uns ganz klar enthüllt. Nun ist nur ein Wort noch am Platz: „Stehe auf!“ Wenn es dir Ernst ist mit deiner Reue, wenn du wirklich Gottes Angesicht suchst, seinen Frieden, wenn deine Tränen nicht nur Schwermut sind, nicht nur Ausbruch des Bedauerns über die Folgen der Sünde, sondern wirklich Reue, daß du Gott betrübt und gegen ihn gesündigt hast: „Stehe auf!“

Buße ist eine Tat! Mancher hat bittere Tränen geweint und hat sich müde gebetet, um die Last von seinem Leben abzuwälzen, und wurde sie doch nicht los. Warum nicht? Er wollte das nicht tun, was Gott von ihm forderte: seine Sünde bekennen, wie Achan es tat, ohne Umschweife und Beschönigung. Das fordert der Herr. Ehe du dich am Altar deines Gottes

freuen kannst: „gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder“ (Matth. 5, 24)! Da muß zuvor etwas geschehen, ehe du Gottes Angesicht wieder schauen kannst. Was ist das eine? Wie mancher saß bei ernster Predigt, das Haupt in die Hand gestützt, und ging mit sich zu Rate! Er wußte: „Es muß alles heraus, ich muß es bekennen, ich muß heute hingehen und es ordnen.“ Aber dann ließ man es doch wieder anstehen und – blieb unter dem Bann.

Warum liegst du auf deinem Angesicht? Warum das Beten? Sieh zu, daß dein Beten nicht zur Heuchelei wird! Es kommt jetzt alles an auf einen Gang, auf ein Wort, auf einen Entschluß. Buße ist eine Tat! Es muß heraus! Gestohlenes Gut? Es muß wiedererstattet werden! Eine Beleidigung? Man muß sie abbitten! Eine Lüge? Es gilt, sie zurückzunehmen und zurechtzustellen! Ein Sündenfall? Bekenne es einem Vertrauten in sein Herz hinein! Es muß heraus!

Wundervoll war die Beichtfrage des Josua: „Mein Sohn, gib dem Herrn, dem Gott Israels, die Ehre und gib ihm das Lob und sage mir an: Was hast du getan, und leugne mir nichts“ (Vers 19).

Und Achan? Es ist, als ob der Bann schon von ihm wiche: „Wahrlich, ich habe mich versündigt an dem Herrn, dem Gott Israels. Also und also habe ich getan“ (Vers 20). Er sieht seine Strafe kommen, aber ganz offenbar ist ihm das nicht das Schlimmste. Die Strafe nimmt er auf sich, aber der Bann muß fort, der Bann, der ihn scheidet von Gott. Es muß heraus! Offenbar ist es bei Achan zu einer gründlichen Beugung gekommen. Das hört man aus seinem Bekenntnis, daß er sich „an dem Herrn versündigt“ hatte. Wir kennen seinen Namen eigentlich immer nur in der Verbindung: „Achans Diebstahl“, so wie wir auch sprechen von „Davids Sündenfall“, von „der Verleugnung des Petrus“, vom „ungläubigen Thomas“. Es ist von diesen allen aber noch mehr zu sagen als nur von ihrer Sünde. Auch von Achan. Die zeitliche Strafe ging über ihn und sein Haus. Über sein ewiges Heil können wir daraus nichts schließen. Er scheint sich zum Herrn zurückgefunden zu haben. Damit es aber dazu kam, mußte er seine Sünde bekennen.

Das ist auch dein Fall. Und ob der Gang auch noch so bitter ist, die Strafe ist nicht das Schwerste. Die Folgen nimm still auf dich! Es ist die bittere Frucht der Sünde. Aber es muß heraus, heute noch, daß der Bann von dir genommen wird und

Gottes Angesicht dir wieder in Gnaden leuchtet.

Denn wenn du deine Sünde bekennst und loslässest, darfst du dich zu dem Herrn wenden um Vergebung, dann darfst du in neutestamentlicher Weise die Frage an den Herrn richten, die Josua ihm vorlegte: „Was willst du denn für deinen großen Namen tun?“ (Vers 9). An seinen großen Namen darf der Sünder Gott erinnern. Sein Name heißt Erbarmen. Sein Name heißt Jesus; denn er kam, daß er sein Volk selig machte von seinen Sünden.

Wer von seiner Sünde weiß, unter seiner Sünde liegt, unter das Urteil Gottes sich gebeugt hat, der darf im Glauben fragen: „Herr, was willst du für deinen großen Namen tun?“ Und er soll es erfahren: Jesus nimmt die Sünder an. Der früher stand unter dem Bann, unter dem Zorn Gottes, daß er nicht stehen konnte vor seinen Feinden, der soll erfahren, daß statt des Fluches der Segen Gottes über seinem Leben ruht; daß er, der ihm alle seine Sünde vergeben hat und ihm Frieden schenkte über seiner Schuld, ihm nun auch den Sieg gibt gegen seine Feinde, wie der Herr ihn Israel gab (Kapitel 8). Nun heißt es nicht mehr: „Es ist ein Bann unter dir, Israel“, sondern: „Es ist mein Segen über dir und mein Sieg mit dir.“

„Euer himmlischer Vater weiß“

Da nun Josua alt war und wohl betagt, sprach der Herr zu ihm: Du bist alt geworden und wohl betagt, und des Landes ist noch sehr viel übrig einzunehmen, nämlich alle Kreise der Philister und... Ich will sie vertreiben vor den Kindern Israel. Lose nur darum, sie auszuteilen unter Israel, wie ich dir geboten habe.

Josua 13, 1-6

Josua war alt geworden. Die Spannkraft seiner Mannesjahre hatte nachgelassen. Und noch war sein Lebenswerk nicht vollendet.

Das lag auf ihm wie ein Druck. Das war seine Sorge. „Es ist des Landes noch sehr viel übrig einzunehmen.“ Dieser übriggebliebene Teil seiner Lebensaufgabe, das war die Last, die auf seinen Schultern lag. Ein altes Gebot des Herrn klang oft durch seine Seele: „Ich habe dir geboten, das Land auszuteilen.“ Er war nicht im unklaren über die Größe seiner Aufgabe und über den göttlichen Befehl. Aber er konnte nicht. Er war alt und schwach geworden. Mit Seufzen mag er durch seine Tage gewandert sein. Wenn die Nacht herabsank, dann standen die Sorgen um sein Lager, und sein Herz wurde beschwert. Und wenn der Morgen graute, dann wachte mit ihm auch die Frage wieder auf: „Woher nehme ich die Kraft zu meinem Dienst? Ich bin so alt geworden.“

Da sprach der Herr zu Josua. Wundervoll, wenn Gott zu uns über unsere Sorgen spricht, wenn wir es merken, der Herr kümmert sich um uns! Was uns das Herz drückt, das ist ihm auch nicht gleichgültig. „Du bist alt geworden und wohl betagt.“ Also der Herr wußte es, was in heimlichen Stunden den alten Mann am meisten quälte. Und er tadelte ihn deshalb nicht. Wenn Josua zu sich selber sprach: „Ich bin alt geworden“, wie scharf klang dann der Satz, wie hart das kurze Wörtlein: alt geworden! Wie ganz anders klang es, wenn der Herr zu ihm sprach: „Du bist alt geworden, Josua.“ Da tönte etwas mit, was ihn empfinden ließ, Gott hat Mitleid mit unserer Schwachheit. Er weiß, was für ein Gemächte wir sind.

Ja, er weiß es alles ganz genau: „Du bist alt geworden und wohl betagt.“ Der Herr nimmt Wort für Wort die Sprache von

Josuas Sorgen auf. Es sind dieselben Worte. Ihm ist kein einziges verborgen. Und die Worte, die so oft wie Spieße und Schwerter auf Josua eingedrungen waren, nimmt er freundlich in seine weiche Hand. Da ist aus ihnen alles Scharfe und jeder Stachel geschwunden. Da bleibt nichts zurück, was als ein Druck auf der Seele des alten Gottesknechtes lasten konnte.

Welche Erleichterung! Es war ja ganz natürlich, daß Josua alt geworden war. Aber ihm war es bisher vorgekommen wie eine Schuld, wie ein Vorwurf. Es war vieles ungeschehen geblieben wegen seiner zunehmenden Schwäche, und das war natürlich. Aber ihm war es vorgekommen wie sein Versäumnis. Er selbst konnte es sich nicht vergeben, daß er alt geworden war und wohl betagt, und er hatte wohl mit sich selbst gehadert, daß er nicht mehr den festen Schritt und Griff seiner Jugend hatte.

Aber nun: „Der Herr weiß es. Der Herr rechnet damit, daß ich alt geworden bin. Er hat bei seinen Plänen mit mir das auch mit in Anschlag gebracht. O wie gut, daß der Herr einmal mit mir darüber geredet hat!“ Nun liegt auf dem allen ein neues Licht. Nun ist neue Kraft geschenkt. Was früher dem hochbetagten Mann wie eine schwere Last aufgelegt hatte – es war ja im Grunde eine frohe Verheißung gewesen: Es ist des Landes noch sehr viel übrig einzunehmen. Wie freudig hat er sich jetzt diesen Satz immer wieder vor Augen gehalten! Wie hatte er es bisher nur als eine schwere Aufgabe, als eine quälende Pflicht auffassen können, daß noch so viel Land einzunehmen war! Aber es war ja ein Wort der Zusage Gottes, ein Versprechen des Allmächtigen von dem, was geschehen werde, nicht von dem, was er leisten müsse. Es war wie ein froher Blick in eine wundervoll reiche Zukunft, angefüllt mit Gottes mächtigen Taten und Durchhilfen.

Vorher sagte Josua manches Mal mit sorgenvollem Blick: „Noch sehr viel Land!“ Und je mehr er es erfaßte, wieviel Land noch einzunehmen war, und je öfter er auf den Höhen über das Gebirge und die Grenzen der Feinde hinüberschaute, desto trauriger und schwermütiger wurde sein Herz. Jetzt sagte er mit ganz anderem Klang: „Noch sehr viel Land!“ Ja, hoffentlich noch sehr viel Land! Und das alles einnehmen, Herr, in deiner Kraft! Sehr viel! Darin lag bisher das Bleigewicht seiner Pflichten und Aufgaben, das ihn nach unten zog. Das war sein Seufzer. Sehr viel! Darin regten sich jetzt die

Flügel seiner Freude, die ihn emportragen in froher Erwartung des Glaubens. Es wurde ein Jauchzen mit strahlenden Augen.

Was ihm früher ein hartes Gesetz war, „das Land austeilen, wie ich dir geboten habe“, darin sah Josua jetzt die freundliche Hand, die sich ihm entgegenstreckte: „Komm! Die mir völlig vertrauen, finden mich völlig treu. Was ich dir gebiete, das helfe ich dir tun; nein, das tue ich für dich: Ich will die Feinde vertreiben vor den Kindern Israel.“ Ja, Gott hatte dem Josua etwas geboten. Aber nicht, was Josua leisten sollte in seiner eigenen Kraft, sondern daß er hineintreten sollte in Gottes Sieg: „Lose nur darum, das Land auszuteilen!“ Das heißt ja nichts anderes als: „Glaube nur! Nimm Gott beim Wort! Und wie er in seiner gütigen Herablassung mit deiner Schwachheit rechnet, so rechne du mit seinem Wort, mit seiner Treue, mit seiner Macht!“

Und deine Sorgen, mein Bruder? Und dein bisher so trüber Blick in die Zukunft? Und dein Seufzen über zu schwere Pflicht und zu kleine Kraft? Unsere Sorgen besuchen uns oft und unsere künftigen Aufgaben und quälen uns, indem sie uns immer wieder starr anschauen. Das geht uns durch und durch. Das lähmt unsere Kraft. Aber der Herr will dich auch besuchen und will zu dir wie dort zu Josua sprechen, gerade in den Stunden, wo deine Sorge zu dir redet, so laut und ungestüm. Dann lausche ihm und rede ihm nicht darein und sträube dich nicht gegen seinen Trost und ruhe aus auf dem sicheren, seligen Grund: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“

Achsa

Morgenandacht auf einem Pfarrertreffen

Kaleb sprach: Wer Kirjath-Sepher schlägt und gewinnt, dem will ich meine Tochter Achsa zum Weibe geben. Da gewann es Othniel, der Sohn des Kenas, der Bruder Kaleb; und er gab ihm seine Tochter Achsa zum Weibe.

Und es begab sich, da sie einzog, beredete sie ihn, einen Acker zu fordern von ihrem Vater. Und sie stieg vom Esel; da sprach Kaleb zu ihr: Was ist dir? Sie sprach: Gib mir einen Segen! Denn du hast mir ein Mittagsland gegeben; gib mir auch Wasserquellen! Da gab er ihr die Quellen oben und unten.

Josua 15, 16-19

Fehlt etwas?

Diese Geschichte ist auch ein Gleichnis vom Himmelreich. Die Deutung klingt uns allen im Ohr: „Sodenn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten“ (Luk. 11, 13)! Wem dieses Wort des Meisters schon den heiligen Durst nach Gottes großer Gabe entzündet hat, der sehe das Bild der Achsa an, um durch ihre Bitte und ihr Empfangen noch mehr erfüllt zu werden mit dem Verlangen, Gottes Gnade zu erfahren.

Das erste, in dem sie uns ein Vorbild ist, ist ihre nüchterne Art, ihre Lage zu beurteilen. Achsa sah, daß sie für das kommende Leben nicht ausgerüstet war, und sie gab sich nicht damit zufrieden, als sie merkte, daß bei ihr nicht alles in Ordnung sei. Weil ihrem Erbteil die Wasserquellen fehlten, konnte sie nicht getrost den Muts in die Zukunft schauen. So mußte sie zuschanden werden. Geht es dir auch so? Mußt du auch feststellen, daß du nicht ausgerüstet bist für die kommenden Aufgaben? Gib dich nicht zufrieden, wenn es bei dir noch nicht in Ordnung ist!

Vielleicht ist einer unter uns, der hat überhaupt noch nicht die Begegnung mit seinem Heiland erlebt. Wie kann er zum Dienst ausgerüstet sein? Es ist ein Segen, wenn solcher Mangel offenbar wird. Wohl dem, der sich dann nicht zufrieden gibt, bis auch er rühmen kann: „Meine Seele ist genesen!“

Aber gibt es nicht auch unter denen, die Gottes Kinder geworden sind, manchen, der es mit Trauer und Wehmut bei sich bemerkt: „Ich bin so nicht imstande, den Aufgaben des kommenden Lebens zu begegnen. Mir fehlt die rechte Freude in Christus. Wohl bin ich ein Eigentum des Herrn, aber es ist alles in mir verdunkelt, was vorher mir geschenkt wurde an Sonnenschein und Freude.“ Das kann leicht vorkommen, durch eigene Untreue vielleicht oder dadurch, daß wir ein Leben suchen in unserer Hand und im falschen Heiligungstreben immer nur auf uns und unseren Fortschritt sehen. Wir können auch in Dunkelheiten geführt worden sein durch Gottes Hand, damit wir um so mehr hungern möchten nach seiner Gabe.

Wie manch einem geht es so wie der Hanna, der Mutter des Samuel, daß er am liebsten mitten vom schönen Fest, mitten aus der Gemeinschaft der Brüder aufstehen möchte, um ins Heiligtum Gottes zu eilen und ihm seine Last zu klagen unter Tränen: „Es geht so nicht weiter!“ Ist solch einer unter uns, dem rufe ich zu: „Gib dich nicht zufrieden, wenn du bei dir einen Mangel bemerkst! Gewöhne dich nicht ans Unglücklichsein und Unbefriedigtsein! Bitte den Herrn, daß er in dir rechtes Heimweh wecke, sooft du nicht ganz in der Freude vor ihm stehst!“ Wie wird er sich freuen, wenn ein Pfarrer zu ihm die Zuflucht nimmt, um vor seinem Thron niederzubrechen: „Ich kann nicht mehr, Herr! Ich bin nicht ausgerüstet zum Dienst! Es muß mehr sein!“

Wie manch einer seufzt: „Es fehlt mir die Kraft! Ein Stück des Weges bin ich nun gewandert, aber ich bin so enttäuscht. Ich hatte es mir ganz anders gedacht. Ich wollte stehen in der Kraft des Herrn, und nun, wie bin ich so schwach!“ Ist das dein Fall? Nun, so sieh deinem Mangel in die Augen! Es ist schon der Anfang des Segens, wenn du es inne wirst, daß dir etwas fehlt.

Oder fehlt dir die Liebe? Man kann auch in der Liebe erkalten mitten im Liebesdienst. Wie oft empfinden wir es, daß uns, während wir Seelsorge treiben, selbst das Herz nicht dabei ist! Das Herz, die Seele fehlt in unserem Werk. Es ist ein großer Unterschied, ob wir ein Rad sind an einer Maschine oder eine Rebe am Weinstock. Wie arm, wenn all unser Arbeiten für den Herrn so geschäftsmäßig wird, nur äußerlicher Betrieb! Da fehlt die Liebe. Da fehlt das Herz.

Oder sind dir die anderen Quellen verschüttet? Du hast

keine Kraft mehr im Gebet. Wehmütig denkst du an frühere Zeiten, da das Kämmerlein für dich der Ort tiefster Erquickung war. Müde sitztest du über deiner Bibel. Es will nicht mehr zu dir reden, das alte Gotteswort, wie es früher zu dir sprach. Der Umgang mit dem Herrn hinüber und herüber ist erlahmt. Es fehlt etwas.

Nun, wenn es so ist bei dir und mir, dann wollen wir jetzt nicht wieder darüber hinweggehen. Wir wollen uns nicht darüber täuschen. Wenn jemand ein Steinchen im Stiefel hat, so tut er gut, beiseite zu treten und es zu entfernen. Wandert er weiter, so macht er sich selber viele Schmerzen und muß doch hernach den Stein entfernen. Es sind Stunden des Segens, wenn wir mit einem Mangel vor unserem Herrn offenbar werden, wenn ein Jakob mit seinem Gott ringt, weil er es nicht wagt, dem folgenden Tag entgegenzusehen. Es sind Stunden des Segens, wenn ein Knecht im Weinberg des Herrn zum Meister emporschreit: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“

Müssen nicht auch wir so rufen? Wir können den anderen nur dann etwas sein, wenn es mit uns selbst in Ordnung ist. Wie manchmal mögen sie von uns enttäuscht hinweggegangen sein! Sie hatten Kraft Gottes und Lebensbrot bei uns gesucht und haben nur Worte gefunden und nur den Schein eines gottseligen Lebens. Um der vielen Gebundenen willen, die uns auf unserem Weg begegnen, tut es not, daß wir die ganze Kraft haben, die Gott uns zgedacht hat. Wie sollen wir sonst ihnen helfen, ihre Ketten zu lösen? Ja, die Not unseres Arbeitsfeldes, der Jammer der in Sünde geknechteten Welt um uns her, muß uns dahin treiben, daß wir unseren Mangel merken und dann mit unserer Ohnmacht zu dem Herrn gehen.

Wasserquellen im Mittagsland

Was tat Achsa? Sie redete mit ihrem Mann, er solle von ihrem Vater einen Acker fordern, durch den dem Mangel ihres Erbteils abgeholfen würde. Und als er es nicht tat, da sprach sie selbst mit dem Vater. Wie oft haben wir wohl versucht, mit anderen unsere Not zu besprechen! Wir hätten so sehr gewünscht, daß sie mit uns gingen zu dem Herrn, ihn um einen tieferen Segen zu bitten. Wie herrlich, wenn zwei darin eins werden, zu bitten um mehr Reinigung und völligere Kraft und

ganze Jesusnähe! Wie herrlich, wenn Mann und Frau darin gemeinsam ihre Bitten vor den Herrn bringen, wenn zwei Brüder sich mit diesem Anliegen vor dem Vater beugen! Aber wie manchmal auch empfanden wir, daß die anderen nicht denselben Trieb fühlten! Ihnen lag diese Not jetzt nicht auf der Seele. Dann waren wir allein. Aber dann müssen wir allein zum Vater gehen. Wir dürfen es nicht liegen lassen.

Ich male es mir aus. Vielleicht hat der Mann zu Achsa gesagt: „Es wird sich schon geben. Wir können jedenfalls erst einmal anfangen, unseren Hausstand zu führen. Geht es dann nicht, so können wir immer noch deinen Vater bitten.“ Hat dich auch schon einer so getröstet: „Es wird sich schon geben“? Wieviel echter Gotteshunger, wieviel leises, brennendes Fragen nach den Quellen Gottes ist, zumal bei jungen Predigern, dadurch erstickt worden, daß einer, der seinen Mangel fühlte, sich so getrösten ließ durch einen anderen, der noch ärmer war, der noch weniger hatte als er, der nicht einmal seufzte unter seiner Armut. Laß dich nicht täuschen: Es gibt sich nicht! Warum willst du erst Jahre voll Mühe und Not haben? Tritt nicht auf deinen Weg, fang dein neues Werk nicht an, bis sein Geist dir Zeugnis gibt, daß zwischen dir und deinem Meister alles in Ordnung ist!

Und darum komm ins Kämmerlein! Lerne es von der Achsa! Man darf dem Vater alles klagen. Sie fiel vor ihrem Vater nieder in kindlicher Ehrfurcht und brachte ihre Bitte vor. Auch wir müssen uns vor dem Vater beugen. Bei Achsa war keine Schuld. Bei uns ist Schuld. Es ist ein Fehlbetrag in unserer Rechnung, ein Zukurz, und das ist Sünde. Wir haben nicht genommen aus seiner Fülle. Wir haben nicht im Glauben die ewige Kraft Gottes in unser Leben hineingezogen. Da müssen wir uns beugen, und wie wir die Versäumnisse unseres Lebens nachsehen und nachzählen, die uns all unsere Armut vor Augen stellen, da werden wir den ganzen Tod in uns erkennen, und das ist gut, wie sehr es auch schmerzt. Jeder Segen fängt mit einer Beugung an. Aber dann dürfen wir unser Herz vor dem Vater ausschütten, ihm unseren ganzen Schaden sagen. Das wollen wir tun und nichts beschönigen. Wir wollen niederfallen mit der einen Klage: „So geht es nicht weiter, Herr, es muß mehr sein, das du uns gibst.“

„Du hast mir ein Mittagsland gegeben“, so sagt Achsa ihrem Vater. Auch wir dürfen ihm alles sagen. „Ich erzähle meine Wege, und du erhörst mich“, sagt der Psalmist (Ps.

119, 26). Hast du, mein Bruder, auch ein Mittagsland? Vielleicht körperliche Schwachheit, einen Pfahl im Fleisch? Es waren feierliche Stunden, als Paulus dreimal niederkniete, den Herrn wegen seiner leiblichen Nöte zu bitten. Es mag dir manchmal überschwer geworden sein, daß deine junge Kraft gehindert wurde durch Leibesnot, und dein Seufzen stieg zum Vater: „Du hast mir ein Mittagsland gegeben.“ Oder ist es Familienleid und heimliches Kreuz? Sind es Nöte deiner Umgebung, die dir die Kraft ausdörren und verzehren?

Manch einer steht in dürrem Land, kaum daß ein Bruder ihn von ferne grüßen kann. Er hat einen einsamen Posten. Es wäre ein Fest für ihn, einmal ein Gotteskind zu sehen. Aber er steht allein im Mittagsland. Einem anderen sind seine Pflichten zu schwer. Er möchte wohl wie Elia unter dem Wacholder zusammensinken und beten: „So nimm nun meine Seele von mir!“ Man steht wie vor einer Mauer in der Arbeit. Man möchte weglaufen aus dem Dienst. Oder schwierige Menschen, schwierige Brüder machen uns das Leben sauer. Man befleckt sich so schnell dabei, wenn man mit ihnen hadert, gerät in Eifer und Zorn und Richtgeist. O wie oft haben wir dagegen gekämpft und sind immer wieder zuschanden geworden! Da steigt das Seufzen zum Herrn empor: „Du hast mir ein Mittagsland gegeben.“

Und das Kind wirft sich dem Vater im Glauben ans Herz: „Vater, gib mir auch Wasserquellen!“ Wasserquellen! Das Wort sagt es: Erquickung, Erfrischung, Kraft, Wachstum. Und unwillkürlich denken wir an das Prophetenwort: „Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre. Ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen“ (Jes. 44, 3).

Ja, das ist's, was wir brauchen: Gottes Geist! „Er steht auf seiten der Wahrheit, aber ich vermisse bei ihm das Zeugnis des Heiligen Geistes“, so urteilte der ehrwürdige Pastor Engels in Nümbrecht einmal über einen jüngeren Prediger. Ist das unser Bild? O wie not tut es uns, daß wir erkennen, es gibt mehr, als wir haben, und auch für uns ist Gottes volle Gabe da! Auch uns gilt die Verheißung, daß wir erfüllt werden sollen mit dem Heiligen Geist. Auch wir werden in unserem Durst gerufen, daß wir kommen sollen, um zu trinken. An den göttlichen Wasserquellen soll unser Durst gestillt werden, unser Mangel ausgefüllt, unsere Schwäche zur Kraft Gottes werden.

Gott selber und ganz – unsere Quelle

Und indem wir von den Quellen des Heiligen Geistes reden, wollen wir nicht übersehen, daß er, der Meister selbst, es ist, der in seinem Geist zu uns kommt. Bei ihm ist die Quelle des Lebens. Alle unsere Quellen sind in ihm. Ihn selbst müssen wir haben, mit weniger können und dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Und darum wollen wir ihn anflehen: „Mache mich mit dir bekannt!“ „Gib dich mir und nimm mich hin!“

Der Vater gab Achsa die Quellen. Wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten! Ob Achsas Vater auf diese Bitte seines Kindes gewartet hat, wissen wir nicht. Vielleicht, daß er sie hat auf die Probe stellen wollen, ob sie bitten werde. Unser himmlischer Vater aber wartet auf uns. Er weiß, was wir bedürfen. Er hat unseren Mangel schon lange gesehen. Er blickt vom Himmel herab auf sein Kind: „Oh, wenn dieser junge Mann mir sein Leben ganz geben wollte, was wollte ich aus ihm machen!“ Er wartet auf deine Bitte, daß du zu ihm kommst. Dann wird er dir geben Wasserquellen oben und unten.

Kaleb gab der Achsa mehr, als sie gebeten hatte. Und unser Vater gibt auch über unser Bitten. Gäbe er uns nur das, was wir bitten, wir kämen nicht voran. Denn wir kennen ja oft gar nicht die Größe unserer Not, das tiefste Bedürfnis unseres inneren Lebens. Aber wenn Gott nur unser Flehen sieht, dann heilt er unseren Schaden, tiefer und völliger, als wir es verstanden und ihn baten.

Er gibt Quellen oben und unten. Quellen des Morgens, wenn der Tag vor uns liegt und wir zu ihm flehen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Tag werden!“ Er gibt Quellen am Abend, wenn wir ausgehen zur Hauptschlacht des Tages, zur Bibelstunde oder zu sonstigem Dienst. Er gibt Quellen in der Jugend, und keiner ist zu jung, daß er nicht ganz gesegnet sein könnte; und er gibt Quellen im Alter, keiner im grauen Haar braucht wehmütig alter Tage zu gedenken, da die Leuchte des Herrn über seinem Haupte war, sondern er soll gehen von Herrlichkeit zu Herrlichkeit in einen lichten Abend hinein. Er gibt Quellen auf den Höhen des Lebens, daß wir uns im Sonnenschein des Glücks nicht von seinen stillen Wassern entfernen. Er gibt Wasserquellen in den Niederungen, daß in den Stunden der Not er uns den Trunk der Erquickung biete.

Ja, der Herr gibt Wasserquellen oben und unten, und du,

mein Bruder, hast du noch irgendeinen Wunsch, hast du noch ein leeres Gefäß? O komm mit deinem Schöpfeimer zu Gottes Quelle, komm, sobald dich irgendein Mangel drückt, und du wirst es erfahren: Er gibt Quellen oben und unten, er selbst wird dir werden in deinem Leben zu einer unversieglichen Quelle!

Da geht's dir wie dem Bergsteiger. Anfangs haben die kleinen Höhen, die er erkletterte, seine Blicke abgelenkt von dem Gipfel, der vor ihm liegt. Aber je höher er steigt, je mehr weichen die niederen Höhen hinter ihm zurück, und vor seinen Augen liegt der große Bergriese, zu dem er hinauf will, und dieser Riese füllt dann den ganzen Horizont aus. Wenn du an den Quellen bleibst, wenn du aus ihm, der ewigen Quelle, schöpfst, dann wird, je länger um so mehr, es auch bei dir dahin kommen: Jesus füllt den ganzen Horizont deiner Seele aus.

Arge Gedanken

David aber gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen Saul in die Hände fallen.

1. Samuel 27, 1

Das vergeßliche Menschenherz

Es war in der Zeit, da David von Saul jahrelang in den Bergen des jüdischen Landes verfolgt wurde. Täglich ging es um sein Leben. Nicht einen Augenblick und nirgendwo war er sicher. Sein Leben war voller Unruhe.

Gerade aus diesen Zeiten lesen wir einige der wundervollsten Geschichten aus Davids Leben. Da, im täglichen Kleinkampf und auch in Stunden größter Entscheidung, hat er sich bewährt als ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein Mann des Glaubens, ein Mann auch, in dem die edelsten Früchte des Geistes zutage traten. Welch eine edle Gesinnung spricht doch aus der Art, wie er Saul zu wiederholten Malen verschonte, obwohl er wußte, daß es im umgekehrten Fall um sein Leben geschehen gewesen wäre! Und gerade bei diesen Geschichten legt Gottes Wort die Zusammenhänge seiner Gedankenwelt klar zutage: Weil jener der Gesalbte Gottes war, darum legte David seine Hand nicht an Saul. Die Furcht Gottes hielt sein Herz in Zucht, band ihm die Hände, drückte ihm das Schwert zu Boden. Nicht durch eine Gewalttat wollte er sein Leben erretten, sondern er hatte sich ganz in Gottes Hand gelegt: „Meine Seele werde groß geachtet vor den Augen des Herrn, und er errette mich von aller Trübsal“ (1. Sam. 26, 24). Auf den Herrn war sein Blick gerichtet. Daraus zog David die Kraft, durchzuhalten im Glauben und solchem Glauben entsprechend auch seinen Wandel zu führen.

Nachdem er Sauls Leben in der Stunde der Erprobung geschont hatte, heißt es: „David aber ging seine Straße“ (26, 25). Wir sehen ihn aus der Probe hervorgehen, untadelig, ein Kriegsheld und Edelmann, ein Mann des Glaubens. Bewundernd muß jeder junge Mann ihm nachschauen. Wohin auch immer ihn „seine Straße“ führen wird, er wird sich bewähren und seinem Gott Ehre machen.

Wie erschreckt und betrübt ist es uns da, wenn wir das Fol-

gende lesen: „David aber gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen Saul in die Hände fallen; es ist mir nichts besser, denn daß ich entrinne in der Philister Land, daß Saul von mir ablasse, mich fürder zu suchen im ganzen Gebiet Israels; so werde ich seinen Händen entrinne.“ In diesem Vers weht eine ganz andere Luft als die Luft des Glaubens, des königlichen, siegreichen, heldenhaften Trauens auf seinen Gott, das wir kurz vorher bei ihm wahrnehmen. Der Unglaube hat Davids Herz beschlichen. Wie ist das gekommen? Wie kommt es zu solchem Unglauben auch im Leben der Kinder Gottes?

„David gedachte in seinem Herzen: Ich werde der Tage einen doch noch Saul in die Hände fallen.“ Nach der Hochspannung einer besonderen Tat kam die Stunde des stillen Nachdenkens, die Stunde auch wohl einer Reaktion in Nerven und Gemüt, und auch über diesen starken Mann brachen die Wellen der Sorge herein: „Bisher ist es noch immer wieder durch Gottes Gnade gut gegangen. Aber wie wird es in Zukunft auslaufen? Es ist kein Ende abzusehen dieses mühevollen Ringens um das nackte Leben. Tag wird sich an Tag reihen, Woche an Woche, Jahr an Jahr. Ich habe mich bisher noch mit Gottes Hilfe halten können, aber die Übermacht ist auf der Seite des Gegners.“ Da wurde Davids Herz verzagt: „Ich werde der Tage einen doch noch Saul in die Hände fallen.“

David gedachte. Hat er denn nicht an Gottes wunderbare Durchhilfe gedacht, die er in überwältigender Weise erfahren hatte? Hatte er nicht selbst soeben noch gesagt: „durch Gottes Gnade“, „mit Gottes Hilfe“? Ach, wie schnell vergißt das Menschenherz die erfahrenen Freundlichkeiten des Herrn! „Denkt an die Wunder, die er tat, und was sein Mund versprochen hat!“ So ruft ein Lied uns zu und will uns dadurch helfen zum rechten Glaubenschluß von der Vergangenheit und ihrer reichen, hellen Geschichte der Güte Gottes hinüber in die dunkle Zukunft mit all ihren Sorgen und Gefahren.

Wir aber tun, als hätten wir noch nie erfahren, wie Gott durch die Tiefen des Meeres führen kann, wie er durch die Vögel der Luft, durch Witwen, die selbst nichts haben, ja durch seine Engel vom Himmel her seine Streiter zu erquicken weiß. Wie oft müßte wohl der Heiland zu uns sagen: „Gedenket ihr nicht, damals und damals bei den Speisungen, wieviel Körbe ihr da aufhobt?“

In früheren besseren Tagen hatte David selbst den kühnen Schluß des Glaubens gezogen und freimütig vor anderen be-

kannt: „Der Herr, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister“ (1. Sam. 17, 37). Und jetzt? Er gedachte in seinem Herzen; er überschlug alles hin und her. Der Wunder Gottes gedachte er nicht.

Und er dachte nicht an Gottes Verheißungen. Hatte der Herr ihm nicht verheißen, ihn zum König zu machen über sein Volk? Sollte den Herrn sein Bund gereuen, den er mit seinem jungen Streiter geschlossen hatte, oder sollte der Herr sich etwas vorgenommen haben, das er nun nicht hinausführen konnte? War sein Arm zu kurz, daß er nicht helfen konnte, oder hatte er seiner vergessen?

Nur im Glauben stehen wir auf Felsengrund

David gedachte. Und je mehr er sich in seine Gedanken hinein vergrub, um so mehr umflort wurde sein Blick. Finstere Mächte der Angst und Verzagtheit legten ihre Hand auf das Herz des sonst so fröhlichen Gotteskinds und gewannen Macht über sein Denken und Überlegen. Was konnte aus solchem Grübeln anderes hervorkommen als Entschlüsse und Taten, die den Glauben verleugneten?

Das konnte nicht anders sein; denn über seinem Sorgen hatte David den Blick auf seinen Gott verloren. Er gedachte in seinem Herzen. Sonst hatte er sich Rat geholt bei seinem Herrn, nicht einmal, nein mehrmals (23, 2 u. 4), ehe er einen Plan ausführte. Seinem eigenen Urteil hätte er nicht getraut, noch weniger dem Rat seiner Begleiter. „David aber stärkte sich in dem Herrn, seinem Gott“ (30, 6), gerade dann, wenn es ringsumher drüber und drunter ging, und er hatte es tausendfach erfahren, was unzählige Gotteskinder bekennen müssen: „Welche auf ihn sehen, die werden erquickt, und ihr Angesicht wird nicht zu Schanden“ (Ps. 34, 6). Wenn aber unser Blick vom Herrn abirrt und sich in die Welt ringsum verliert oder wenn wir in unserem Herzen allein Rat und Weisung suchen, dann geht es mit uns bergab.

„David gedachte in seinem Herzen.“ Aber aus dem Herzen kommen arge Gedanken. David konnte wohl sagen, daß die Umstände und Verhältnisse ihm diesen Entschluß nahegelegt hätten, aber dieselben Verhältnisse und noch viel schwerere hatten zu anderer Zeit in seinem Herzen den wunderbaren

Glauben aufleuchten lassen, den wir so oft bei ihm bewundern; dann nämlich, wenn er nicht mit seinem Herzen zu Rate ging, sondern seinen Gott mit hineinrechnete in seine Not. Da hatte Gottes Allmacht und das Wort seiner Verheißung all die dunklen und verzagten Stimmen des Herzens zum Schweigen gebracht, und die argen Gedanken des natürlichen Überlegens wurden überstrahlt von dem hellen Licht der göttlichen Zuversicht: „Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschlagen und mit meinem Gott über die Mauer springen“ (Ps. 18, 30).

Aber jetzt war alles dunkel in Davids Herz. Er fing an zu rechnen, aber nicht mit den Zahlen des Glaubens, sondern nach der Art des natürlichen Menschen; und dann war er verloren, dann ging alles nach der Melodie, die uns unser Herz immer wieder singt: doch noch! Eines Tages doch noch, trotz aller Hilfe Gottes, trotz aller Verheißungen, trotz alles Glaubens und alles Hoffens, doch noch!

So spricht der natürliche Mensch: „Es kann nicht gut gehen; es muß doch noch mein Fuß erlahmen und mein Leben versinken im Sumpf und in den tausendfachen Schlingen der Not.“ Wenn David so sprach, dann war er verloren; so verloren wie Petrus, als er statt auf den Heiland auf die Wellen sah, die ihn bedrohten. Ein Mann in Davids Lage war auf jeden Fall verloren, wenn es nur mit natürlichen Dingen zugeht. Bisher war er nur dadurch am Leben geblieben, daß er in der Welt des Glaubens lebte, daß er einen übernatürlichen Faktor mit einstellte in seine Rechnung: den Herrn, seinen Gott, den Allmächtigen und Treuen. Ging er aus dieser Welt heraus und setzte er sich nieder, um mit seinem Herzen Rat zu halten nach menschlicher Weise, dann mußte ihm die Sonne untergehen und alle Hoffungssterne mußten verbleichen: „Ich bin verloren. Der Tage einen werde ich doch noch Saul in die Hände fallen.“

Wie arm sind doch Gottes Kinder, wenn sie „aus ihrer eigenen Festung entfallen“ und den Boden des Glaubens verlassen! Die Welt mag glauben, daß sie dann gerade in der Luft hängen, wenn sie nicht mit den natürlichen Dingen und Tatsachen rechnen. Gottes Kinder, die ihrem Herrn vertrauen, hängen nicht in der Luft, sondern stehen im Glauben, stehen auf Felsengrund. Dann aber ist ihnen aller Boden unter den Füßen entzogen, dann zergeht jeder Lebensmut und zerrinnt ihre Kraft, wenn sie, statt auf den Herrn zu schauen, nach menschlicher Weise „gedenken in ihrem Herzen“. „Es ist das

Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?“ (Jer. 17, 9). Es läßt uns pendeln durch alle Höhen und Tiefen hindurch. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, haltlos geht dann ein Gotteskind umher, weil es gebetslos geworden ist und ohne den Blick auf den Herrn seinen Weg wählt. Das ist ein Weg vieler Tränen, ein Weg des Dunkels, ein Weg des Herzeleidens.

Laßt uns nicht gedenken in unserem Herzen, das uns schlecht berät, weil es fleischlich ist, sondern „das sei alle meine Tage meine Sorge, meine Frage, ob der Herr in mir regiert; ob ich in der Gnade stehe, ob ich nach dem Ziele gehe, ob ich folge, wie er führt“!

Sorget nicht!

Wie kam's? Getrost ging David seinen Weg trotz aller Unruhe, solange er Tag für Tag aus seines Gottes Gnade lebte. Aber als er glaubenslos in seinem Herzen sein Leben überdachte, da drängten sich die Sorgen der Zukunft hervor. Er sah die lange Kette noch folgender Leiden auf sich einstürmen, ihm wurde heißer und heißer, das Herz klopfte ihm ängstlich. Es war, wie wenn dunkle Wogen der Not gegen ihn heranrauschten. Da sah er sich verloren: „Der Tage einen werde ich doch noch Saul in die Hände fallen.“ Das war sein Fehler. Er gedachte an die Tage, die kommen sollten, und vergaß die Mahnung des Wortes Gottes: „Sorget nicht!“

Wie können wir David darin so gut verstehen! Wie oft ist uns auch der Mut entfallen, wenn sie vor uns standen, die kommenden Nöte, die Pflichten, die Aufgaben, die unserer warteten, die unsere Kraft weit überstiegen! Und dann war es uns, als müßten wir an einem Tag alle Not der Zukunft auf unser Herz nehmen. Sie legte sich einfach auf uns, und allmählich wurden wir ganz zugedeckt. Kaum, daß noch ein Schrei des bangen Herzens nach oben dringen, kaum, daß noch eine Hand des Glaubens sich durchringen konnte zum Gebet: die Tage, die Tage, die kommen werden! – So kam es bei David, und so kommt es auch bei uns zum Unglauben.

Der Herr hat uns verboten, im Blick auf den morgenden Tag uns zu zersorgen, als müßten wir ihn gestalten. Es liegt doch auch eine Anerkennung darin, wenn er sagt: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe“ (Matth. 6,

34). Dann ist der Herr mit uns zufrieden, wenn wir durch die Plage des heutigen Tages hindurchkommen an seiner Hand und diese unsere uns von ihm auferlegte Bürde treulich tragen in seiner Kraft. Statt dessen nehmen wir die ganzen Lasten der Zukunft auf uns und sehen ihn kommen, der Tage einen – dann reicht's nicht mehr, dann brechen wir nieder.

Kommt, liebe Brüder, laßt uns nicht sorgen! Das sei unser Lied: „Für heute Brot, für heute Licht, für heute Kraft, mehr brauch ich nicht.“ Der geistgesalbte Professor Martin Kähler, der mit viel Leibesschwachheit zu kämpfen hatte, hat sich immer wieder getröstet an dem Vers: „Du wirst mich nicht beschämen, weil du verboten hast, mehr über sich zu nehmen als eines Tages Last.“ Sollen wir denn ganz sorgenlos aus der Hand in den Mund leben? Ja, mein Bruder, aus der Hand in den Mund; denn es ist die Hand unseres himmlischen Vaters, aus der wir leben!

Dann werden wir auch lernen zu warten. Das ist ja auch eine Antwort auf die Frage: Wie kam es bei David? Er konnte nicht warten. Bisher hatte er auf den Herrn gewartet von einer Morgenwache zur anderen. Nun wollte er sich selbst aus der Not herausführen. Endlich sollte es doch damit einmal ein Ende haben, „daß Saul von mir ablasse, mich fürder zu suchen im ganzen Gebiet Israels“. Mit diesen Worten stellte er sich sein Gehetztsein noch einmal recht schwer vor die Augen. Nein, das mußte aufhören. Er wollte sich seinen Feind vom Leibe schaffen, wenn nicht mit Waffengewalt – daran hinderte ihn seine Stellung vor Gott –, dann durch einen listigen Plan. Das ist das Beste: „Ich entrinne in der Philister Land.“ Statt zu vertrauen, verfiel er auf kluge Gedanken fleischlicher Vorsicht und menschlicher Politik; statt zu beten, begab er sich auf Schleichwege. Auf diesen Wegen machte er sich viel Schmerzen.

Gott ist treu

So kam's. So kommt es auch bei uns. Und was ist die Folge? Wohl hatte David jetzt Ruhe vor Saul, seinem großen Gegner. Tatsächlich mag uns auf solchen Wegen selbsterwählter Flucht manchmal eine Zeitlang Ruhe beschieden sein vor dem besonderen Feind, den wir immer vor Augen hatten. Aber es ging in neue Not hinein. Freiwillig zog er jetzt aus „des Herrn

Erbeil“ heraus, von dem er sich nicht hatte trennen wollen (26, 19), aus dem Lande Jehovas in das Land der Götzendiner. Und ob es ihn nicht vom Herrn abgeführt hat, er kam dort in viel Not. Er ging mit Bewußtsein in die Schlinge wieder hinein, aus der ihn Gott früher so gnädig errettet hatte (21, 16). Vor allem, er ging auf einen Weg, auf dem er sich nur mit viel Lügen und Verdrehungen, mit Verstellungen und Heuchelei durchschlagen konnte. Ein trauriger Weg!

Und Gott hätte ihn doch so gerne bewahrt wie bisher, und all diese demütigenden und sein Gewissen belastenden Worte und Taten hätte er sich ersparen können. Ja, wieviel Verlegenheiten, wieviel Versuchungen könnten wir selbst von uns fernhalten, wenn wir beharren würden im Vertrauen auf den Herrn! Wieviel Verluste könnten wir vermeiden! An Gott liegt es nicht, wenn wir durch solche Demütigungen hindurch müssen. Seine Treue ist groß. Oh, daß unser Herz immerdar den Irrweg will, daß wir nicht Treue gegen Treue setzen! „O traue ihm, dem Treuen, doch alles, alles zu, so wird er dich erfreuen mit ewiger, seliger Ruh!“

Es ist ein dunkles Kapitel im Leben des David, in Gottes Wort mit allen Einzelheiten dargestellt, so daß wir sehen, wie es kam und was daraus folgte. Es ist geschrieben, uns zur Warnung, daß wir lernen möchten, uns zu fürchten vor dem Pläнемachen unseres verzagten Herzens. Wenn wir solch ein Erlebnis eines Großen im Reich Gottes sehen, dann kommt Gottes Wort zu uns: „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle“ (1. Kor. 10, 12).

Es ist uns auch zum Trost geschrieben. Nicht das nur macht uns Mut, wenn wir auch Gottes gesegnete Heilige in der Not desselben Glaubenskampfes sehen wie uns; ja, sie hatten auch ihren Streit. Die Männer Gottes kommen manchmal gerade durch die Sünden zu Fall, die man am wenigsten bei ihnen erwarten sollte. Abraham, der Mann des Glaubens, lügt kleingläubig, um sein Weib zu bewahren (1. Mose 20, 1ff). Elia, der furchtlose Held Gottes, wird schwach vor der Drohung einer Frau (1. Kön. 19, 1ff). David, im Glauben erprobt, fängt an zu zweifeln, gerade als der Herr ihm wunderbar geholfen hatte. Sie hatten auch alle ihren Kampf, die Heiligen Gottes. Das tröstet uns.

Aber vor allem tröstet uns der Bericht davon, wie Gott sie alle und auch hier den David, auch auf den selbsterwählten Wegen, die ihm nicht wohlgefallen konnten, dennoch bewahrt hat.

Er hat ihn dennoch getragen mit seiner Gnade. Wunderbar, zu sehen, wie Gott treu ist; wunderbar, es gerade dann zu sehen, wenn auch die größten Menschen vor uns in ihrer Armut offenbar werden! Wo alles wankt und alle wanken, wankt er doch nicht. Er steht zu seinem Wort und dem Bund seiner Gnade. Hielte er uns nicht, so käme keiner ans Ziel und würde kein Mensch selig. Liebe Brüder, „die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit“ (2. Petr. 3, 15)!

Es soll gleich geteilt werden

1. Samuel 30

Der freundliche Gruß

Es war ein dunkler Tag in dem damals so schweren Leben Davids, der Tag, als Ziklag zerstört wurde. David war zu den Philistern geflüchtet, und man hatte ihm Ziklag zum Wohnsitz angewiesen, ihm und seinen Kriegsmännern. Da waren eines Tages, während er auf einem Kriegszug für die Philister abwesend war, die Amalekiter ins Land gefallen und hatten die Stadt mit Feuer zerstört. Sie hatten aber niemand getötet, sondern alle Frauen und Kinder gefangen fortgeführt.

Als David mit seinen Männern heimkehrte, fand er die Stadt als Trümmerhaufen wieder. Sie mußten alle Menschen für tot halten „und weinten, bis sie nicht mehr weinen konnten“. „Und David war sehr geängstet“ (Vers 6). Das ganze Volk lehnte sich wider ihn auf und gab ihm die Schuld an dem Unglück. Man wollte ihn steinigen. Da nahm der vielgeprüfte Mann, der schon ein Jahrzehnt flüchtig auf den Bergen Judas umherirrte, wieder wie schon so oft seine Zuflucht zu dem Herrn. Von ihm erhielt er die Weisung, die Amalekiter zu verfolgen. Er ermunterte seine Getreuen. Sie machten sich auf und schlugen den Feind, und „David brachte es alles wieder“ (Vers 19). Und sie sprachen: „Das ist Davids Raub“ (Vers 20).

200 von seinen 600 Männern waren auf dem schnellen Erfolgsgang zurückgeblieben. Zu müde, um über den Bach Besor zu gehen, hatten sie ihn im kritischsten Augenblick vor Beginn der Schlacht im Stich gelassen. Jetzt kehrten die Kämpfer heim, und es wurden Stimmen laut, daß diesen zweihundert Männern nur ihre Frauen und Kinder wiedergegeben werden sollten, aber sie sollten nichts haben vom Raub des Tages. David aber trat zu ihnen und grüßte sie freundlich und brachte nach kurzen Verhandlungen seinen Willen zur Geltung: „Wie das Teil derjenigen, die in den Streit hinabgezogen sind, so soll auch sein das Teil derjenigen, die bei dem Geräte geblieben sind, und soll gleich geteilt werden“ (Vers 24). Davids Milde und Güte zeigt ihn uns als einen Mann nach dem

Herzen Gottes, in dem der Geist Gottes eine Gesinnung gewirkt hat, „wie Jesus Christus auch war“. Er ist uns in dieser Geschichte ein wunderbares Vorbild auf den Heiland und darum ein Vorbild für uns.

Welche Bewegung wird durch die Reihen der 200 gegangen sein, als David zu ihnen trat und sie freundlich grüßte! Sie waren tief in seiner Schuld. Morgens hatten sie den Aufruhr mitgemacht und abends ihn verlassen. Ihr trotziges und verzagtes Herz war offenbar geworden in seiner Untreue gegen ihren Herrn. Und nun kommt er wieder aus der Schlacht. Was sollen sie machen?

Sie schämen sich; sie gehen ihm entgegen, aber man hört kein Wort der Begrüßung oder des Glückwunsches. Auch kommt keine Entschuldigung heraus. Sie dürfen es nicht wagen, überhaupt noch etwas zu sagen. David wird wohl von ihnen nichts mehr hören und wissen wollen. Wie haben sie Angst vor dieser Begegnung gehabt! Was wird er sagen? Wird er ihnen Vorwürfe machen? Wird er sie von sich weisen? Wird er sie töten? Die anderen wären wohl darauf eingegangen. Stumm stehen sie da, voller Erwartung.

„Und David trat zu ihnen und grüßte sie freundlich“ (Vers 21). Darin liegt: Er hatte ihnen ihre Schuld vergeben, die Schuld vom Morgen und die Schuld vom Abend, alle ihre Schuld. Wie werden sie es zueinander gesagt haben: alle Schuld!

Ist David nicht ein wunderbares Vorbild auf unseren Heiland? Wie mancher hat Schuld auf seinem Leben, vielleicht alte Schuld vom Morgen her, aus der Jugendzeit, oder Schuld vom Mittag, da er auf der Höhe seines Lebens stand, oder Schuld vom Abend seines Alters. Und nun kommt die Begegnung mit dem König. Da steigt die Angst auf: „Wird er mich von sich stoßen? Wird sein Wort auch mich ergreifen: Gehet hin, ihr Verfluchten“?

Das wird sich nicht erst an jenem Tage entscheiden. Jetzt kommt die Begegnung, von der alles abhängt; jetzt, wenn sein Wort uns ruft. Wie viele haben Angst vor diesem Zusammentreffen! Sie bleiben stehen von ferne wie dort die 200. Sie dürfen doch nicht um ihren Heiland sein wie die anderen, die Tapferen. Und der Heiland macht es wie David. Er geht zu ihnen, er sucht sie auf, er sieht, daß sie sich schämen und schuldig wissen. Da redet er freundlich mit ihnen. Das ist seine Vergebung.

Er macht es so, wie er es vom Vater berichtet im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Wenn einer sich nicht für wert hält, daß er Gottes Kind heiße, dann läuft er ihm entgegen und küßt ihn und schließt ihm so den Mund, der reumütig alles bekennen will. Wie wichtig ist dieses Entgegenkommen Gottes! Es war der Weg der vorigen Tage des verlorenen Sohnes ja leicht gegenüber diesem letzten kleinen Schritt: ins Gartentor, auf den Hof, ins Haus hinein, da, wo ihn jeder kannte. Es war wohl Gefahr, daß er vielleicht noch an diesem schwersten Stück des Weges umgekehrt wäre und hätte es nicht über sich gebracht und nicht gewagt, hineinzugehen. Da eilt der Vater ihm entgegen, und ein Willkommen wird ihm zuteil, wie es sonst nirgends auf der Welt eins gibt.

So handelt die Gnade mit den Reumütigen, die von ferne stehen. „Tretet doch her zu mir, ich bin Joseph, euer Bruder“ (1. Mose 45, 4). Wie mag das Wort geklungen haben in den Ohren der Männer, die niedergeschmettert waren durch ihre Schuld! Kein Wort über ihre Sünde, keine Vorhaltung über ihren verächtlichen Charakter, sondern so wie bei der Sünderin, wie bei Zachäus, nur gnädiges Zudecken! Das Strafen hat Gottes Geist schon vorher getan. Er vergibt und redet freundlich mit uns.

Haben das nicht auch die Gotteskinder schon oft erfahren, wenn wieder Schuld sich auf ihr Leben gelegt hatte, Untreue gegen ihren Herrn; wenn sie dem Getümmel dieser Welt zu nahe gekommen waren und sich schämen mußten wie Petrus nach der Verleugnung? Er stand von ferne, als Jesus nach der Auferstehung zu den Jüngern kam mit seinem Gruß: „Friede sei mit euch!“ Reumütig fragte er sich: „Mit euch? Auch mit mir?“ Ja! Der Herr hat Gaben empfangen auch für die Abtrünnigen (Ps. 68, 19).

Du schämst dich mit Recht, mein Bruder, wegen immer erneuter Sündenfälle, immer wiederholten Versagens trotz aller Anläufe. Du erwartest Strafe und schlägst, um Gottes Zorn auf dein Herz wirken zu lassen, deine Bibel auf. Du willst dich beugen unter sein Gericht. Und was erfährst du? Er tritt herzu und redet freundlich mit dir. Er hat eine gelehrte Zunge, mit solchen Menschen zu reden. Und die traurige Klage: „Darf ich wiederkommen mit derselben Schuld?“ wird verschlungen durch den anderen Vers:

Wenn ich so dich frage,
und ich seh dich an,

o wie hat dein Herze
sich mir aufgetan!
Liebe, lauter Liebe
ist's, die mich umfängt,
ach, und eine Liebe,
wie kein Mensch es denkt.

Da wird uns ein Verslein teuer, das mir in bewegter Stunde
meines Lebens zum hellen Trost geworden ist:

Ich danke dir, daß dein Versöhnen
mir tägliche Vergebung schenkt,
und daß dir auch die Blumen grünen,
die voller Scham ihr Haupt gesenkt.

Die Augen der Liebe

David trat für die 200 ein bei den anderen, die ihnen nichts mitgeben wollten: „Es soll gleich geteilt werden“ (Vers 24). Auch darin ist er ein Vorbild auf unseren Heiland. Jesus trat für die Sünder ein bei den anderen. Er aß und trank mit ihnen. Da sprachen die stolzen Frommen: „Er ist kein Prophet“ und verachteten ihn. So mögen auch unter Davids stolzen Genossen manche gedacht haben: Das ist kein König – und schauten verächtlich auf sein Tun.

Wenn Gottes Gesalbter kam, dann mußte er so sein: die Sünder annehmen und für die Sünder eintreten. Manche von Davids Kriegern sind scharf: „Mansoll jenen nichts geben von dem Raub!“ So fahren uns auch wohl scharfe kritische Stimmen in manche schöne Stunde hinein, in der wir uns der Gnade erfreuen. Sie haben viel an uns auszusetzen, und mit Recht. Sie zeigen uns unsere Flecken, wie den Müden dort ihr Versagen vorgehalten wurde, und sie haben recht. Sie treiben uns in die Enge; denn unser Gewissen stimmt ihnen zu, und Gottes Gesetz führt den Prozeß gegen uns für Gott, und Satan verklagt uns.

Aber im Kämmerlein bringt der Heiland die Stimmen zum Schweigen und nimmt sich unser an, nicht durch Entschuldigung oder durch Erklärung, wie es kam, sondern durch Vergebung und Gnade. Wie ein Gotteskind zu Fall kommt, das sieht die Welt, wie es aber im Kämmerlein wieder aufsteht, vielleicht mit viel Tränen, von der Heilandshand getröstet, das sieht niemand als der Herr.

Und wie zart und liebevoll tritt Jesus für die Seinen ein! Er macht es wie David, der den schroffen Männern entgegenhielt: „Sie sind bei dem Geräte geblieben.“ Er sah sie an mit Augen der Liebe. Man kann alles ansehen mit Augen der Strenge und Härte oder mit Augen der Liebe und des Erbarmens, auch jeden Sündenfall. Das Wort von Elise Averdick „Laß die barmherzige Auffassung aller Dinge deine Lebensauffassung sein“ sollten wir über das Eingangstor jedes Tages schreiben. Man kann hart schlagen auf einen, der gefallen ist, und seine Tat heruntermachen, man kann auch freundlicher darauf sehen.

Gut, daß es die Gebeugten bei unserem Heiland mit solchen Augen der Liebe zu tun haben! Wie freundlich urteilte David über jene 200: Sie waren müde geworden und zurückgeblieben. Dabei aber hatten sie die Geräte im Lager Davids bewacht, und er, der über ihrer Schuld sie hätte strafen können, hat ihnen nicht nur die Schuld vergeben, sondern er will ihnen auch diesen Dienst nicht vergessen und noch dazu ihn dankbar vergelten. Er sieht auf das, was an ihnen noch anzuerkennen ist, und deutet ihr Verhalten zum Besten. Das ist das Auge der Liebe: „Es soll gleich geteilt werden.“

Und unser Heiland? Er sucht treulich, wo wir ihm vielleicht noch einen Dienst erwiesen haben, und wäre es ein Becher kalten Wassers, einem dieser Geringsten gereicht. Ja, diesem König darf das Weltgericht übergeben werden! Bei ihm wird sich niemand beklagen können, ihm werde zu scharf gemessen, ihm geschehe Unrecht. Er sieht alles, alles, was irgend Gutes bei uns ist. Wo wir Versäumnisse feststellen und Schuld, findet er noch Liebeswerk und Treue. Wo die Gerechten sich staunend wundern: „Herr, wo haben wir das getan?“, da sagt er sein dankbares Wort: „Das habt ihr mir getan.“ – Wer solche Gnade kennt und dennoch nicht selig werden will, da möchte man fast sagen: der muß sich Mühe geben, verlorenzugehen!

Gnade allein, Gnade für alle

Der Herr tut uns Gutes auch da, wo kein Verdienst ist, wo unser Gewissen Schuld findet. Ja, es liegt wirklich kein Verdienst vor. Die einen unter Davids Genossen hatten tapfer und stark im Streit gestanden, aber auch sie hatten Gnade nö-

tig; denn auch sie waren Empörer und hatten ihn am Morgen steinigen wollen. Wenn er sie nicht von sich wies, so war es Gnade allein. Die anderen, die Verzagten und Müden, hatten nicht Schritt gehalten mit ihm und waren nicht mitgekommen, aber sie hatten ihren Herrn doch lieb. Sie gehörten doch auch zu seiner Schar und schämten sich ihrer Untreue.

So geht es auch bei unseres Heilandes Leuten. Seine Liebe ist in Ewigkeit ihnen zugetan, nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden, und wenn einer seine Schwachheit fühlt: auch das schwächste Schäflein gehört zur Herde, auch das geringste Sternlein leuchtet zu seiner Verherrlichung. Und wenn sie zur Seite stehen und nichts zu sagen wagen an jenem Tage, wird er zu diesem Volk treten und sie freundlich grüßen: „Kommet her, ihr Gesegneten!“ „Es soll gleich geteilt werden.“

Kein Auge wird dann scheel sehen, daß der Herr so gütig ist; denn in jedem Auge schimmert eine Träne des Dankes. Warum zieht Petrus durch das Tor des Himmels ein? Weil Jesus ihm vergeben hat. Und er bekennt es: „Die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit“ (2. Petr. 3, 15). Warum ist Paulus in der ewigen Stadt? Weil ihm die Gnadenstunde schlug: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren“ (1. Tim. 1, 16). Gnade ist der Morgen- und Abendstern des Lebens der Jünger Jesu. Als wir zu ihm kamen, leuchtete uns sein Erbarmen, und wenn wir zu ihm kommen werden aus dieser Welt, dann wird nichts anderes uns trösten als der Abendstern seines Erbarmens. Und auf seine Gnade allein wollen sie alle selig werden. Alle umsonst! „Es soll gleich geteilt werden.“

Die 200 hatten David im Augenblick der höchsten Gefahr im Stich gelassen. An den anderen hatte er doch Wohlgefallen? Ach nein! Er hatte auch an ihnen schwer zu tragen, er mußte ihnen viel, viel vergeben.

Wie häßlich fährt ihr Wort ihm in seine milde Rede! Er grüßt die anderen freundlich, sie schreien dazwischen: „Nein, nein, man soll ihnen nichts geben! Diesen nichts!“ So ist der Mensch, scharf gegen andere. Wie hart, wie streng gegen Brüder, die eine Probe nicht bestanden haben, die in einem schweren Augenblick schwach geworden sind!

Haben diese harten Männer vergessen, daß auch sie selbst in tiefer Schuld waren? Denken sie nicht mehr an ihren Aufruhr am Morgen, da sie David steinigen wollten? Sie reden, als ob sie keiner Gnade bedürften.

Wunderbar steht zwischen diesen beiden Gruppen David,

ein Vorbild auf den Heiland. Er erwähnt nichts von der Schuld der beiden Scharen. Jetzt wäre doch die Zeit gewesen, mit ihnen allen abzurechnen, die morgens sich empörten, und die Rädelsführer zu bestrafen. Kein Wort darüber! Er vergibt den stolzen Männern wie den Bekümmerten. Er redet freundlich auch zu ihnen und hilft ihnen zurecht, geht ihnen freundlich nach, nennt sie: „Meine Brüder“ (Vers 23).

Wunderbare Gnade! Das ist noch mehr, als daß er die Verzagten aufrichtet, die Beschämten und Gedemütigten. Es ist menschlich verständlicher, daß er die Verzagten wieder annimmt, die Wortlosen, Verstummtten, als daß er den stolzen, wortreichen, harten Männern mit Liebe begegnet.

Wie muß ihm ihre Art verächtlich vorkommen! Er durchschaut ja ihre Jämmerlichkeit. Kaum sind sie vom schlimmsten Aufruhr ernüchert, da fahren sie hart gegen die anderen los, die schwach geworden sind, deren Schuld aber nicht viel größer ist als die ihrige. Wie bald haben sie ihre Bosheit vergessen!

Wie würden wir ihnen begegnet sein, ihrem Gedächtnis nachgeholfen, es ihnen eingetränkt haben! Wie würden wir es verstanden haben, diese Männer zu beschämen: treulose Gesellen, die noch das große Wort führen gegen andere!

David vergibt. Er beschämt sie nicht. Er bittet sie und geht ihnen nach. Er handelt, wie unser Heiland handelte. Wie viele Leute gibt es, die meinen, keiner Gnade zu bedürfen, die hart reden über die Verlorenen! Das sind die Männer und Frauen, die ein gutes Gewissen haben, weil sie ein schlechtes Gedächtnis haben, ihre eigene Schuld vergessen, aber anderer Leute Schuld gut behalten.

Wie viele sind wie der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn! Der sorgt dafür, daß das mit den Huren erwähnt wird, das vorher im Bericht zart verschwiegen worden war. Dafür sorgen solche älteren Brüder. Die wollen nicht bei einem Verlorenen sitzen, sich nicht mit ihm freuen, wenn einer aus der Irre nach Hause kommt, die stehen stolz und mürrisch draußen. Welch wunderbare Liebe hatte der Vater! Das ist die schönste Stelle im ganzen Gleichnis vom verlorenen Sohn: „Da ging sein Vater heraus und bat ihn“ (Luk. 15, 28).

So bat auch David die Stolzen. Sie sollten sich mitfreuen über der Gnade, die den anderen widerfuhr. Ob der ältere Bruder hineingegangen ist? Wir wissen es nicht. Viele ältere Brüder haben ihren Kopf nicht gebeugt. Von den Zöllnern

und Sündern wurden große Scharen selig, von den Pharisäern und Stolzen blieben viele ewig draußen vor des Vaters Haus. Sie wollten nicht mit den anderen zusammen von der Gnade leben. Welch dunkler Ton klingt da zum Schluß hinein in das wundervolle Gleichnis vom verlorenen Sohn! Die Gnade feiert ihre Siege – da geht ein anderer hin und will von der Liebe des Vaters nichts mehr wissen; er will nicht hinein, aus Stolz. Wie freundlich ist der Heiland, der große Davidssohn! Solchen Heiland mußten wir haben, der sich nicht nur der tief Gefallenen annimmt, sondern der sich auch nicht durch den Stolz der Stolzen erbittern läßt und ihnen noch nachgeht. Er bittet sie und will, daß sie auch noch selig werden.

„Die Geduld des Herrn achtet für eure Seligkeit!“

Wieviel Mühe hat Gott mit seinen Kindern, wieviel Geduld hat er nötig! Sie sind alle Empörer, er nimmt sie an aus Gnaden, alle nur aus Gnaden. Und dann entrüstet sich einer über des anderen Sünde: „Die haben nichts geleistet, nein, die sollen nichts empfangen.“

Unter denen, die er in Gnaden annimmt, stellt sich einer über den anderen. Und gerade die Tapferen und Treuen machen ihm, wie hier dem David, die meiste Mühe. Sie wollten Davids Gnade nicht freien Lauf lassen; sie sahen darum scheel, weil er so gütig war.

Ist's nicht heute noch so? Die alte, ehrwürdige Kirche tut an manchen Orten, als ob sie allein das Recht hätte, Seelen für den Herrn zu gewinnen. Die kleinen Gemeinschaften stellen sich, als ob bei ihnen allein Leben aus Gott wäre. Es klingt auf beiden Seiten fast wie Seelenpacht und Monopolstellung bei Gott. Und zwischen den einzelnen Jüngern ist's oft nicht viel anders. Einer erhebt sich über den anderen und spricht ihm das Leben Gottes ab, wo sie doch alle aus Gnaden selig werden sollen. Und sie zanken sich untereinander, und gerade um Gottes Werk zanken sie sich. Liebe Brüder, noch einmal: „Die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit!“

Ihm verdanken alle alles. Und nur eine Geduld, wie sie der Heiland hat, kann mit solchen armseligen Menschen sein Reich bauen. Es ist Gnade allein, wenn nur einer von uns das Ziel erreicht. Wenn David hier nicht Gnade walten ließ, verlor er alle seine Leute. Dann blieb er schließlich allein. Wenn

unser Heiland nach dem Recht verfährt, dann bleibt sein Himmel leer. Als in Offb. 5 gefragt wird: „Wer ist würdig, das Buch aufzutun?“, da heißt es weiter: „Und ich weinte sehr, daß niemand würdig erfunden ward.“ So ist es immer, wenn nach Würdigkeit gefragt wird, dann ist es zum Weinen. Wie es dort im Himmel geschah, so können auch wir jetzt nur unsere Augen richten auf das Lamm Gottes, das uns Gott erkauft hat: Du bist würdig, du allein.

Barmherzige, demütige, dankbare Leute

David ist ein Vorbild auf den Heiland und auch ein Vorbild für uns. Er hatte selbst ja Gnade erfahren und in tiefer Not der Schuld das Erbarmen Gottes erlebt. Da hatte er gelernt, Gnade zu üben, Liebe walten zu lassen, freundlich zu sein gegen die Verzagten und Sünder. Als die einen riefen: „Jene sollen nichts haben!“, da wird auch in ihm ein Echo aufgewacht sein. Die Worte waren gerecht, aber er gab ihnen nicht nach. Er blieb in der Liebe, er war ein durch Gnade innerlich gebeugter Mann. Wie oft sind wir stolz wie jene 400 Männer und denken nicht daran, wieviel Gott uns hat vergeben müssen, woher wir gekommen sind! Darum urteilen wir so scharf über die anderen, die tief Gesunkenen. Wir haben vielleicht mutig dreingeschlagen auf die Feinde des Herrn, wie die Getreuen des David, aber wir schlagen auch mutig drein mit unseren scharfen Zungen auf die Zerbrochenen und Beschämten. Wir sind so streng. Die anderen haben Angst vor uns und unserer Zunge. Sie atmen erst auf, wenn sie von uns und unserer Strenge hinwegsehen auf die Gnade des Herrn.

Jene Verzagten hatten es wohl lieber mit David zu tun als mit seinen strengen Getreuen. Wenn wir doch Leute wären, denen über der Erkenntnis ihrer Schuld und über dem Erleben der großen Gnade alles scharfe Wesen vergangen wäre; wenn über unserem ganzen Leben doch etwas von dem milden Flor läge, den das Bewußtsein erfahrener Barmherzigkeit ausbreitet; wenn in unserer Stimme doch etwas mitklingen wollte von dem Erbarmen, das uns widerfahren ist! Das sind des Heilands nächste Freunde: Leute, die einen Knick haben, die hinken an ihrer Hüfte (1. Mose 32, 32), weil Gottes Gerechtigkeit sie niedergeworfen und ihnen ihre eigene Naturkraft überaus sündig gemacht hat. Das ist's, was wir täglich

tun sollten: Wir sollten täglich unseren zerrissenen Schuldbrief studieren.

Der verschiedene Blick auf den Erfolg macht demütig oder stolz und damit freundlich oder hart gegen andere. Jene 400 Männer sagten: „Man soll ihnen nichts geben von der Beute, die wir errettet haben“ (Vers 22). David spricht von dem, „was uns der Herr gegeben hat und hat uns behütet und diese Kriegsleute in unsere Hände gegeben“ (Vers 23). Die einen machen aus dem, was Gott ihnen schenkte, sich selbst einen Thron zurecht, auf den sie sich setzen, dann werden die anderen klein in ihren Augen. Sie sind selbstgemachte Leute, das betonen sie oft und gern. Es hat ihnen niemand geholfen. Sie haben Gaben und sind tüchtig. Das lassen sie andere sehr merken. Dabei kann sich ein armer zerschlagener Sünder nicht wohlfühlen und geht ihnen aus dem Wege.

Die anderen sind wie David. Sie wissen, daß sie alles dem Herrn verdanken: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ In David zitterte noch die Erinnerung an den Morgen nach. Alles war verbrannt, Weiber und Kinder geraubt, sein Leben bedroht von den Seinen. Aber der Herr hatte ihm geholfen. Nun stand er und lauschte in Gottes Sieg hinein. Das beugte ihn tief. Darum war er auch gern bereit, anderen mitzugeben von der großen Liebe Gottes. Die kleinen Geister rühmen sich und sind scharf. Wahre Größe ist immer demütig. Sie gibt Gott alle Ehre und den Brüdern alle Liebe.

David dankte nicht nur Gott, sondern auch denen, denen er nach Meinung der anderen und ihrer selbst nichts zu verdanken hatte. Er sagte: „Sie sind beim Gerät geblieben.“

Und dann hat er eine lange Liste von Leuten, denen er dankte (Vers 27-31) und Geschenke schickte, von Leuten, die ihm in früherer Not geholfen hatten. Er war ein dankbarer, denn er war ein demütiger Mann.

Solche Liste sollten wir haben. Das beugt uns und macht uns milder. Manche suchen darin ihre Größe, daß sie niemandem etwas verdanken. Sie sehen nicht, wieviel Gutes sie anderen schulden. Das meiste und Beste in unserem Leben verdanken wir doch anderen. Wir wollen uns eine lange Dankesliste anlegen.

Und dann auch wirklich danken! Das ist nicht so einfach. Mit der Tat ist es oft einfacher und leichter als mit Worten. Denn anderen etwas tun und wieder vergelten, das entspricht unserer natürlichen Art und ist oft nichts anderes als Stolz: man will nichts schuldig bleiben.

Aber wir sollten es auch einmal aussprechen, daß wir anderen etwas verdanken. Dadurch wird das Leben viel sonniger, und Dank verbindet untereinander, wie wir es ja im deutschen Ausdruck haben: Ich bin dir verbunden. Wir wollen keinen auf unserer Liste vergessen, so wenig wie der Meister den Becher kalten Wassers vergißt. Und daß es alles so mit uns wird, wie es nach diesem wundervollen Vorbild sein soll, dazu laßt uns ganz der Gnade unseres Gottes uns öffnen!

Gnade, mach mich dir zum Preise,
bringe du mich selbst ans Ziel,
setz mich dessen zum Beweise,
was die Gnade kann und will.

„Fluchen sie, so segne du!“

2. Samuel 16, 5-14

David hatte es in allem immer nur mit Gott zu tun

Es war in einer der dunkelsten Stunden seines Lebens, als dem David auf der Flucht vor seinem Sohn Absalom ein Verwandter des Saul, Simei, nacheilte und den gebeugten König mit Steinen bewarf: „Heraus, heraus, du Bluthund, du heillosen Mann! Der Herr hat dir vergolten alles Blut des Hauses Sauls. Nun hat der Herr das Reich in die Hand deines Sohnes gegeben“ (Vers 7 u. 8).

War das für David Gottes Wort? War das die rechte Deutung seines furchtbaren Erlebens? Nein! David war unschuldig am Blut des Hauses Sauls. Er hatte seinem Vorgänger nichts anderes als Liebe erwiesen sein Leben lang. Simei urteilte nach dem Schein und richtete David so, weil er diese Auslegung seines Unglücks wünschte. Als Verwandter Sauls neidete er den neuen König.

Es ist oft sehr voreilig, eine schwere Lebensführung, die Gott über eins seiner Kinder kommen läßt, alsbald als Gottes letztes Wort und endgültige Absicht hinzustellen, und es wird über das Kreuz und die Widerwärtigkeiten eines Kindes Gottes oft von der Welt ein, wenn auch fromm klingendes, so doch gründlich verkehrtes Urteil gefällt. So wie hier von Simei: „Der Herr hat dir vergolten. Der Herr hat dein Reich deinem Sohn gegeben.“ Gott läßt oft dem Bösen eine Zeitlang freien Lauf, auch im Leben seiner Kinder, aber dann darf man das nicht leichtfertig als Gottes Urteil über den Menschen erklären. Nein, Simei hat nicht recht, und der Herr hat ja bald alles wieder ganz anders gewendet.

Aber eigenartig, was unwahr ist im Munde des Schmäherers, was Simei dem David nicht vorhalten darf, das empfängt seinen göttlichen Wahrheitsgehalt, wenn David sich selbst dieses Urteil in einem anderen geistlichen Verständnis zu eigen macht. Sein Feind darf ihm nicht sagen: „Der Herr ist gegen dich.“ Aber ganz anders ist es, wenn ein Gotteskind seinen Herrn in der Trübsal versteht und in all dem Schweren, das kommt, seines Gottes Hand erblickt: „Es ist der Herr!“

Wer sich nicht so zu einem Unglück stellt, der wird wie Simei schäumen und wüten und seinem Groll und seiner Bitterkeit in ungerechten Vorwürfen und Kränkungen gegen Unschuldige Luft machen. Simei hatte das Gericht über das Haus Sauls nicht aus Gottes Hand genommen, und nun tobte er gegen die Menschen und verrannte sich in wüsten Angriffen, die er später mit tief demütigendem Flehen wieder abbitten mußte (2. Sam. 19, 20).

Zu einer ähnlichen Stellungnahme wollte den David sein Begleiter Abisai verleiten: „Ich will hingehen und diesem Simei den Kopf abreißen“ (Vers 9). So knirschte dieser Recke voll Wut über die Beleidigung seines königlichen Herrn. Den Kopf abreißen! Es ist verständlich, daß er so spricht – nach der Menschen Weise zu reden. So wehrt sich der natürliche Mensch gegen Kränkungen. So greift das Fleisch zum Schwert, wie Petrus später für den Davidssohn im Garten Gethsemane.

Wie anders aber stellte sich David zu der Stimme des Lästers! Es wäre ihm ein leichtes gewesen, den Simei mit dem Tode zu bestrafen, aber er sah in diesem Vorgang die Hand seines Gottes, die ihn demütigte, die Rute des Vaters, die ihn schlug. Und darum sagte David: „Laßt ihn fluchen; denn der Herr hat es ihn geheißt“ (Vers 10). Nicht als ob David meinte, daß Gott durch seinen Geist den Simei zu diesem Werk angetrieben hätte. Nein, es war nur der Ausdruck der gesegneten inneren Stellung des David: er hatte es in allem immer nur mit Gott zu tun! Darum sein Wort: „Wer kann nun sagen, warum tust du also?“ Dieses Wörtchen „warum“ wurde von David immer nur nach oben gerichtet: „Warum tut der Herr also?“ Und wir sollten es auch immer nach oben richten. Da wandelt es sich in das Wörtchen „wozu“ und lenkt unseren Blick auf das Ziel, das Gott mit uns hat, und gibt uns Licht.

Gott bedient sich oft der Bosheit der Menschen, um seine Kinder zu demütigen und zu erziehen; so wie der Arzt Gift anwenden kann, um heilende Wirkung zu erzielen; so wie der Goldschmied Feile und Hammer benutzt, um ein Kleinod herzustellen. Welchen Frieden hat der, der von diesem Geheimnis weiß und so zu seinem Gott steht, daß er dessen Hand in allem erblickt! Der ist nicht mehr abhängig von dem Urteil der Leute, der weiß, zumal im Elend, daß er kein Spielball des Zufalls ist, sondern sieht des Vaters Hand in seiner Not: „So

ihr die Züchtigung erduldet, so erbietet sich euch Gott als Kindern“ (Hebr. 12, 7).

Zu seiner Haltung veranlaßte den David aber noch ein Grund. In der Sache zwar, die ihm Simeï vorwarf, an dem Tod des Saul war er völlig unschuldig, und was ihm jetzt von seinem aufrührerischen Sohn Absalom widerfuhr, war schändlicher Undank. Aber! Aber!

„Du Bluthund!“ hatte Simeï gerufen. So ungerecht das war in Simeï's Mund, so unzutreffend im Blick auf Sauls Tod – es klebte doch Blut an Davids Hand: das Blut Urias, seines Helden, dessen Weib der König verführt hatte. Wohl war diese Schuld ihm vom Herrn vergeben worden nach langer Zeit tiefster Buße, aber jetzt, wo dieses Lästerers Wort so gegen ihn losfuhr, blieb David ganz still. Er verstand seinen Gott. Die ganze Geschichte seines Ehebruchs und was damit zusammengehangen hatte, das stand vor seiner Seele. Von da an war in seinem Haus die Zucht gelockert, hob die Sünde auch im Leben seiner Kinder viel ungescheuter und entfesselter ihr Haupt empor. Von seiner eigenen Sünde und Zuchtlosigkeit kam schließlich auch das her, was ihm jetzt Absalom antat. Daher dieses alles! Daher auch dieser Schmäher! Da schwieg David still: „Der Herr hat es ihn geheißten.“

Eigenartig, wenn Gott mit uns rechnet! Ob wir uns auch von dem ganz frei wissen, was die Menschen uns vorwerfen – oh, wenn sie ahnten, wie uns über ihren Worten ganz anders innerlich Gottes Hand packt, wie Gottes Gericht in uns ist! Manchen Vorwurf der Menschen können wir abweisen. Unsere Sache ist gerecht. Aber unter dem, was wir leiden, legt der Herr seinen Finger auf etwas ganz anderes. Da werden innerlich die Bücher aufgetan, da neigt der Jünger des Herrn sein Haupt: „Herr, schlage zu, ich habe viel Schlimmeres als dies verdient!“ Wenn es uns gehen sollte nach Recht und Gerechtigkeit, dann ginge es nach dem Wort eines Kirchengebets: „daß wir nach deinem gerechten Urteil die ewige Verdammnis auf uns laden“.

Darum wird in solcher Lage ein Gotteskind so still: „Ich will mich des zeitlichen Gerichtes Gottes nicht weigern, auch nicht seiner demütigenden Wege.“ Denn wenn wir so gerichtet werden, dann „werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht samt der Welt verdammt werden“ (1. Kor. 11, 32). Wohl dem, dem solche Klarheit wurde!

Geht es uns nicht so immer wieder, liebe Brüder und

Schwestern? Bei manchem, was ich nicht unmittelbar als Strafe ansehen kann und darf, geht doch zwischen mir und meinem Gott ein geheimes Handeln vor sich. Ich verstehe! Und ob mich meine eigenen Verwandten und Freunde vielleicht verteidigen wollen gegen die Ungerechtigkeit der Menschen oder mich bedauern, daß ich solches durchmachen muß: ich weiß Bescheid! Es hat seine Zusammenhänge, und es hat sein Ziel: Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Darum, weil David sich beugte vor seinem Gott und in allem seines Gottes Hand sah, erschien ihm die Schuld des Simei in milderem Licht; er ließ sich vor allem nicht erbittern gegen das Werkzeug, durch das Gott ihn demütigte, und war fern davon, sich an ihm zu vergreifen. Wieviel können wir daraus lernen für uns selbst! Wir sollen nicht, wie mancher Hund es tut, in den Stock beißen, mit dem wir geschlagen werden, sondern uns die Züchtigung zu Herzen gehen lassen. Ja, wer seines Gottes Handlungsweise mit sich versteht, der kann nur in der Furcht Gottes sein Verhalten ordnen zu denen, die ihm als Gottes Geißel und Rute in den Weg treten. Wir haben es nur mit Gott zu tun.

Und das hält uns auch davon ab, zu vergleichen, ob denn der, der uns jetzt demütigt, besser oder schlechter ist als wir. Daß Simei gottloser war als David, das war für diesen jetzt gar keine Lösung seiner Schwierigkeit. Es war auch nicht seine Sache, darüber in diesem Augenblick nachzudenken. Es kann wohl eine Anfechtung des Glaubens werden, wenn sich offenbare Gottlose erheben dürfen über die Kinder Gottes. Aber die Gläubigen wissen: Gott läßt oft die Seinen züchtigen durch Knechte des Satans und hat sein Volk oft heimgesucht und auch innerlich zurechtgebracht durch Völker, die voller Greuel und Scheuel der Heiden und schlechter waren als Israel.

Vergleichen ist nicht die Sache dessen, der in Gottes Züchtigung liegt. Daß der Segen Gottes kommt aus unserer Not, das ist die eine Sache, die uns vor Augen stehen soll.

Gottes Segensabsicht in jeder Not

Und Gott hat seine Absicht mit jedermann, seine Segensabsicht in jeder Not. Wenn das auch die erkennen wollten, die bisher noch nicht im vertrauten Umgang mit ihm stehen!

Manche Not ist nur wie ein Steckbrief, den Gott hinter einem Menschen her erlassen hat. Er sprach zur Not: „Halt du ihn mir fest!“ Es ist ein Steckbrief der Liebe zum Segnen, nicht zum Strafen. Die Not ist die Hand Gottes, die hinter dem Menschen her greift. Eine Schwalbe hatte sich in eine Scheune verirrt, und der Bauer wollte sie ins Freie jagen. Aber sie fuhr aus Angst vor ihm hin und her und verletzte sich immer aufs neue im Dunkeln, bis sie endlich ermattet liegen blieb. Da trug der Bauer sie ins Freie. Dieser Schwalbe gleichen viele Menschen, die auf der Flucht sind vor Gott, der mit allerlei Trübsal nach ihnen greift, und sie verstehen ihn nicht. Wohl dem, der wie David in der Unbill, die ihm widerfährt, das Greifen Gottes erblickt und sich endlich, endlich fallen läßt in die Arme seines Friedens!

Dazu soll bei manchen auch die Not dienen, die ihnen ihre Kinder machen. David sprach zu Abisai und allen seinen Knechten: „Siehe, mein Sohn, der von meinem Leib gekommen ist, steht mir nach meinem Leben“ (Vers 11). Das war der bitterste Tropfen in dem bitteren Kelch der Demütigung, aber das war wohl auch in Gottes Hand die stärkste Segnung in dieser Trübsal. Ein Mensch sieht seine Sünden, sein Schlimmstes an sich nie so, als wenn die eigenen Sünden ihm in seinen Kindern wieder vor die Augen treten. „Mein eigener Sohn“, sagte David, „trachtet mir nach meinem Leben. Da kann ich mich nicht wundern über Simei.“ Die Sünden seines Sohnes beugten ihn tief. Bei ihm wohl besonders deshalb, weil es genau dieselbe Schuld war, die auf seinem Gewissen gelastet hatte: Er hatte auch einem nach dem Leben getrachtet, dem Uria.

Aber ob es auch nicht so offenbar genau dieselbe Sünde ist, die uns in unseren Kindern begegnet: nichts kann einen Menschen so demütigen wie die eigenen Kinder, nichts ihm so die eigene Sündhaftigkeit vor Augen führen, nichts so die eigene Ohnmacht uns klar machen wie die Schwierigkeiten, die in der Erziehung der Kinder uns entgegentreten. Oh, wir verstehen so gut, warum David an jenem Tage so still und schweigend und innerlich gebeugt war. Es sind schon manche Eltern, die früher laut waren, auf diese Weise still geworden. Das war Gottes ernsteste Sprache: die Not, die die Kinder machten. Und zugleich war es doch sein freundlichster Ruf: „Komm, nun kannst du es doch nicht mehr ohne mich! Nun lege dein Leben und mit ihm all die Deinen in meine Hand, dich und dein Haus!“

Tief gebeugt war David, aber auch tief gesegnet in seinem Leid und innerlich voll seligen Friedens: „Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen und mir mit Gutem vergelten sein heutiges Fluchen“ (Vers 12). Er setzte seine Hoffnung auf den Herrn, der alles Harte und Schwere wandeln kann in Gnade und Segen. Gott kann alles wandeln. „Fluchen sie, so segne du“, so bittet David in Ps. 109, 28. Das war der Schild, mit dem er sich deckte gegen seine Feinde. Können wir das nicht auch tun? Können wir nicht auch unter den Schlägen unserer Feinde innerlich tief gesegnet und glücklich ein Leben des Friedens führen, indem wir uns gegen alle Anwürfe der Menschen decken mit diesem Schild? „Fluchen sie, so segne du!“ Wir haben es nur mit Gott zu tun!

Wer sich vor Gottes Gericht beugt, der kann sich ein Herz fassen zu Gottes Gnade und kann wie David, wenn auch müde von den schweren Wegen, die Gott ihn führte, sich innerlich erquicken in seinem Gott. Und ob ein weites Stück unseres Weges solch ein Simeon neben uns her geht, ein Verkläger, der uns unsere alten Sünden uns zur Demütigung vorhalten darf, wir haben es nicht mit diesem peinlichen Begleiter zu tun. Wir lenken unser Ohr von seinen Worten hinweg auf das leise Flüstern des Geistes Gottes. Wir lenken unser Auge fort von den Steinen und Erdklößen, mit denen er uns bewirft und entehrt vor den Menschen.

Unter diesen äußeren schmerzhaften Vorgängen haben wir eine stille Zusammenkunft und vertraute Aussprache in Gottes heimlichem Zelt: „Von dir kommt, was uns je begegnet, es wird kein Härlein uns gekränkt; nur Liebe ist es, die es lenkt, es muß uns sein zum Ziel gesegnet.“ Der Herr erquickt uns wunderbar mitten unter dem Hagel der Steine und der Anwürfe der Menschen, wenn wir uns nur beugen unter sein Gericht; denn „den Demütigen gibt Gott Gnade.“

Es ist euch zuviel

1. Könige 12, 25-33

Die Stimme des Betrügers

Es war ein politischer Schachzug des Königs Jerobeam, daß er zwei goldene Kälber setzte in Beth-El und Dan. Er merkte, daß das Volk, wenn es hinaufzog nach Jerusalem zum Tempel Jehovas, dann dort auch dem in Jerusalem herrschenden rechtmäßigen König Rehabeam wieder zufallen würde. Um das zu verhindern, verfiel er auf den teuflischen Plan, das Volk zu götzendienerischer Anbetung der goldenen Kälber in Beth-El und Dan zu verführen, indem er auf dessen Trägheit und Bequemlichkeit spekulierte: „Es ist euch zuviel, hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe, da sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben.“ Das war der Jerobeam, von dem es später immer heißt, „der Israel sündigen machte“. Aus politischem Machthunger betrog er das Volk um seinen Gott und Gottesdienst.

Ein Abbild Satans, des großen Betrügers! Macht dieser es nicht ebenso? Wenn er merkt, daß ein Mensch sich anschickt, „hinaufzugehen gen Jerusalem“, das heißt für uns, Ernst damit zu machen, seinen Gott zu finden, so weiß er es ihm auszureden.

Dort in Jerusalem wurde das Opfer der Versöhnung im Tempel dargebracht. Und nach Versöhnung mit Gott sehnt sich manches Herz. Aber wenn einer fragt nach dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat, nach dem Kreuz des Heilandes, da auch er Vergebung seiner Sünden zu finden hofft, da kommt die Stimme des Betrügers: „Das ist zuviel! So ernst muß man es nicht nehmen. Es sind doch eigentlich nur Kleinigkeiten, die dich drücken. Es ist keiner, der nicht Ähnliches und Schwereres auf seinem Gewissen hätte, und die anderen tragen doch auch nicht so schwer daran. Man kann in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, und im Kampf des Lebens heutigen Tages es nicht so genau nehmen. Eigentlich ist deine Sünde doch nicht der Mühe wert.“

Und dann: vor dem Spruch der Vergebung steht das Bekennen. Da mußte im Tempel alles herausgesagt und bekannt

werden auf das Haupt des Sündopfers, ehe die Versöhnung geschah. Und so ist es auch bei Jesus, dem Heiland. „Und das ist zuviel“, flüstert die Stimme. „Nein, das ist unmöglich. Du kannst es doch nicht alles bekennen, du kannst dich doch nicht so bloßstellen. Du kannst dich einfach nicht so tief vor Gott beugen. Das ist zuviel verlangt.“

Dann gilt es auch, mit allem Sündendienst zu brechen. Die Heiligkeit des Herrn, zu dem du dich aufmachen willst, wird dein ganzes Leben ergreifen. Wenn du dich ihm nahst, wirst du merken, daß du alles andere lassen mußt, um nur ihm allein zu dienen. „Und das ist zuviel“, raunt dir die Stimme zu. „Das kann kein Mensch verlangen. Das kann auch Gott nicht verlangen. Man kann doch nicht seine ganze Jugend vertrauern. Man kann doch nicht auf alle Freude und alles Glück verzichten, auch wenn da einmal etwas mit unterläuft, was nicht ganz vor Gott bestehen kann. Man kann doch nicht die ganze Welt vor den Kopf stoßen und sich überall ausschließen und absondern.“

„Aber das mußt du dann“, so sagt die Stimme. „Hinaufgehen gen Jerusalem oder, was das für uns bedeutet: Jesus nachfolgen, Ernst machen mit diesem Heiland, das bedeutet ein Pilgerleben, Fremdlingschaft in dieser Welt, Trennung vielleicht von den Liebsten, die du hast, die dich dann nicht mehr verstehen. Dann mußt du wie ein Kreuzfahrer auf dein Gewand und damit wie einen Stempel auf dein ganzes Leben das Kreuz heften; dann stehst du im Kampf nach allen Seiten und ziehst die Angriffe aller auf dich, die diesen Jesus hassen. Du trägst die Schmach Christi dein Leben lang. Es bleibt dir nichts anderes übrig, als dein Leben immer im Harnisch zu führen, immer gegürtet und geschürzt, auszuwandern gerade da, wo es dir nach deinem Gemüt und deiner Natur so wohl gefallen will. Und das ist zuviel, das ist zu schwer.“

Die Stimme des Lügners von Anfang! Die Sünde nicht der Mühe wert? Es kommt ein Engpaß unseres Lebens, den keiner umgehen kann, die Stunde unseres Todes. Da wird sie uns der Mühe wert sein. Da wird sie den, der noch mit seiner Sünde beladen hindurchgehen will, hinuntersinken mit gewaltigem Gewicht. Es kommt eine Stunde des Gerichts, da eine Hand gegen uns schreiben wird, eine Hand, der man nichts abhandeln kann, und dann wird die Sünde die Waage herunterziehen: gewogen und zu leicht erfunden. Schändlicher Betrüger! Ist das nicht der Mühe wert?

Und das Bekennen ist so schwer? Wenn manche wüßten, welche Erleichterung über sie kommen würde, wenn sie einmal alles, alles von der Seele hätten, wenn sie einmal den einen schweren Schritt gewagt hätten, sich ganz zu beugen vor Gott, um mit ihrem ganzen Jammer und aller Sünde sich ihm zu enthüllen; wenn sie wüßten, welche eine Freude über sie kommen würde dadurch, daß die Heiligkeit Gottes selbst, die das Ideal, das Gesetz gegeben hat, sie freispricht von aller Übertretung, weil sie ihre Zuflucht genommen haben zum Altar der Versöhnung auf Golgatha; wenn sie wüßten, wie leicht, ja wie herrlich dann das Leben ist in der Nachfolge des Meisters, das ihnen vorher so finster und schwer erschien, wie er alles so reichlich ersetzen kann, was man um seinetwillen aufgeben muß und dann so gerne fahren läßt, ja, wie man gerade bei ihm endlich seine Heimat findet, das Nachhausekommen der Seele, das man so sehr entbehrt und gesucht hat, als man mitten unter seinen Lieben wohnte und doch keinen Frieden hatte! Dann würden sie es wie die Kreuzfahrer Christi täglich erfahren, von seiner Wolken- und Feuersäule geleitet, von seinem Manna gespeist: Nein, das ist nicht zuviel, das ist nicht schwere Last, das ist das ewige Leben.

Jesus war nichts zuviel

Aber auch an die, die ihrem rechtmäßigen, ewigen König Jesus ihr Leben geweiht haben, macht sich die leise Lügenstimme immer wieder heran.

Dienst für den Herrn? Hinaufgehen gen Jerusalem? Nein, das ist zuviel. Es ist so gemütlich zu Hause, im kleinen, traulichen Kreise: Warum sollen wir in den Verein gehen, wo es oft so ungemütlich ist? Warum Treppen steigen und Kranke besuchen und Blätter verteilen? Man ist doch abends so müde. Man will doch auch einmal einen Sonntag für sich haben. Man kann doch auch nicht „immer nur“ für den Herrn da sein. Hört ihr es, wie der, der Gottes Volk sündigen macht, auf dessen Trägheit, dessen Bequemlichkeit spekuliert? „Es ist euch zuviel!“ Wenn ihr wüßtet, welche herrlichen Erfahrungen man im Dienst des Herrn Jesus machen kann, wenn ihr einmal die Tränen im Auge eines Sünders gesehen hättet, der durch euren Dienst oder auch mit durch eure kleine und geringe Handreichung seinen Heiland gefunden hat, ihr hättet für an-

dere Perlen keinen Sinn mehr. Euch wär kein Preis zu teuer, euch wär kein Weg zu schwer, hinauszustreun sein Feuer ins große Völkermeer. Aber wie große Scharen in unseren christlichen Kreisen lassen sich betören durch des Betrügers Wort: „Es ist euch zuviel!“

Ist es denn nicht zuviel, daß man „immer“ opfern soll für Gottes Reich? Nicht nur seine Zeit und Kraft, auch sein Geld? Wird einem das nicht auf die Dauer mit Recht zuviel? – Ach, jetzt merken wir erst, woher dieses Wort „zuviel“ eigentlich stammt, das uns in dieser Verbindung ja ganz geläufig ist: Es ist zuviel, was da verlangt wird vom Verein, vom Bund, von der Gemeinde, von der Mission: immer opfern, immer geben!

Jetzt merken wir erst, dieses Wörtchen „zuviel“ stammt aus dem Wörterbuch des großen Betrügers. Meine Freunde, es stammt ganz sicher daher und nur daher, wenn ihr es je in Zusammenhang bringt mit einem Dienst für Jesus. Wann kommt die Zeit, wo wir anfangen, uns zu schämen, daß wir noch imstande sind, sonntags einen solch armseligen Betrag in den Klingelbeutel zu werfen?

Überall ist die Stimme des unheimlichen Betrügers in unser Denken und Überlegen hinein verwoben: Es ist zuviel, daß man „immer“ beten soll, und darüber findet es sich, daß man „keine Zeit“ für seine stille Stunde – was sage ich – stille Viertelstunde des Tages mit Jesus hat. Es ist zuviel, daß man „immer“ in der Bibel lesen soll. Mit solchen Worten betrügt uns der Feind um das Stück Himmel, das wir schon hier auf Erden haben könnten, und nimmt unseren Tagen die Kraft und das Mark der Ewigkeit.

Was werden wir wünschen an jenem Tage? Wie werden wir in der Stunde unseres Todes wünschen, unser Leben eingerichtet zu haben? Dann, wenn aller Betrug der Ernüchterung weicht, wenn wir das rechte Augenmaß finden für Zeit und Ewigkeit, für die Welt und Gottes Reich?

Aber wir wollen nicht erst warten bis zu jener Stunde, um uns zurechtzufinden. Ich weiß ein anderes Wort, das könnte uns helfen: „Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem“ (Mark. 10, 33). Jesus sagt es. Ihm war es der Mühe wert! Ihm war es nicht zuviel, die Herrlichkeit zu verlassen und unter den Menschen und ihren Nöten zu zelten, ihnen nachzugehen und ihre Sünden zu tragen. Es war viel, sehr viel, als er am Kreuz hing, von Gott verlassen, von den Menschen verstoßen, allein, ganz allein. Das war viel, sehr viel, aber es war ihm nicht zuviel,

„hinaufzugehen gen Jerusalem“. Und er hielt durch bis an den Ruf: „Vater, vergib ihnen! Es ist vollbracht!“

Was sagst du zu diesen Worten Jesu: „Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem“? Fragst du gar nichts danach, daß der Herr für dich starb? Es war viel, aber es war ihm nicht zuviel. Und du willst deinen Weg weitergehen wie bisher, dem Betrüger nach, der dir zuflüstert: „Es ist euch zuviel, hinaufzugehen gen Jerusalem.“ Willst du es wirklich?

Ach, Bruder!

1. Könige 13

Ein Mann Gottes in sündiger Umgebung! Das ist der Anblick, den uns das Kapitel 1. Kön. 13 bietet. Das zieht unser Auge an. Wir sind gespannt, zu erfahren, wie er sich in seiner Lage hält und stellt. Es war ein großer Tag im Leben jenes Mannes Gottes, der Tag vor dem gottlosen König Jerobeam. In der Kraft Gottes tritt er auf, er steht vor uns als ein Kämpfer für den Herrn und seine Ehre. Und doch – die Geschichte nimmt ein so trauriges Ende. Noch am Abend liegt er im Grabe, gerichtet durch den Ernst Gottes.

Es ist eine ergreifende Geschichte zu dem Thema: „Nicht der Anfang, nur das Ende krönt des Christen Glaubensstreit.“ Wir wollen sie in sechs Bildern betrachten.

1. Ein Mann Gottes

Wir versetzen uns nach Beth-El. Es war nach Salomos Tod. Jerobeam, der Widersacher Rehabeams, hatte, um das Volk dem Tempeldienst in Jerusalem zu entfremden, in Beth-El ein Heiligtum aufgerichtet. Dort stand ein goldenes Kalb. Dort unterhielt er Scharen von Priestern der Höhen. Dort feierte man große Feste. Es war der Jerobeam, von dem man später immer wieder in Gottes Wort den bösen Ruhm liest: „der Israel sündigen machte“. Es ging bei ihm ähnlich zu wie später am Hofe des Ahab, der ihn an Gottlosigkeit noch überbot.

Und wie zu Ahab der Prophet Elia, so wurde auch zu Jerobeam ein Mann Gottes aus Juda geschickt.

„Und siehe, ein Mann Gottes kam von Juda“ (Vers 1). Gott hat immer noch seine Leute, auch wenn ringsumher die Sünde herrscht, auch wenn es scheint, als ob alles dem Baal dieser Welt diene. Freilich, am gottlosen Königshof sind sie nicht zu Hause. Sie finden sich nicht da, wo man den Göttern dieser Welt opfert. In der Verborgenheit rüstet sich der Herr seine Leute aus.

Woher nahm der Mann Gottes den Mut zu seiner Tat? Er stand vor dem Herrn, so wie Elia sagte: „Der Herr, vor dem

ich stehe.“ Dieses „und siehe“ hat seine Vorgeschichte in dem Leben dieses Mannes gehabt. Ohne Zweifel war er einer von denen, denen der Götzendienst in Israel, von dem er in Juda gehört hatte, ein Greuel war und durchs Herz schnitt. Zehn Stämme seines Volkes verließen den Herrn! Da war das Wort des Herrn zu ihm gekommen, und er war nicht ungehorsam und ging nicht zurück, sondern mutig und kühn trat er mit seiner Drohung gegen den Altar Jerobeams vor den König.

Aus solchem Holz sind Gottes Männer geschnitzt, die er gebrauchen kann in seinem Dienst. Das sind Leute, die für Gottes Ehre eifern und denen die Gottlosigkeit der anderen durchs Herz geht, die sich tief beugen vor ihrem Gott über den Greueln der Volksgenossen. Gott kann keine Leute gebrauchen in seinem Dienst, die selbst noch Gefallen haben an der Sünde und mit ihr spielen. Wollen wir ihm dienen, so müssen wir ein tiefes Verständnis haben für ihn, unseren Gott, für seinen Willen und auch für seine Sorgen und müssen unserem Gott nachfühlen, wie durch die Sünde sein Name entehrt wird, müssen leiden unter der Sünde.

Und dann gilt es, ihm zu gehorchen. „Er kam durch das Wort des Herrn.“ Er wußte wohl, daß ihn der Gang sein Leben kosten konnte; auf einen Mord mehr oder weniger kam es dem Jerobeam nicht an. Aber wer vor dem Herrn steht, der allein kann vor Menschen stehen. Wer vor dem Herrn im Staub gebeugt seinen Auftrag empfangen hat, der zittert nicht vor dem Drohen eines Königs. So sind die Männer Gottes.

Willst du auch ein Mann Gottes werden, ein Mann, den Gott ausrüstet, den Gott gebraucht, zu dem Gott sich bekennt, so gehe diesen Weg! Nur die gänzliche Abhängigkeit von Gott gibt dir Unabhängigkeit von Menschen. Das Auge, das ständig auf ihn gerichtet ist, braucht nicht darauf zu sehen, was für Mienen die Menschen machen. Wer vor ihm steht, vor ihm im Kämmerlein liegt, der hat die Kraft, vor den Menschen zu stehen und ihrem Drohen. Wer auf ihn hört, den kümmert es nicht, was die Leute sagen.

Als der Mann Gottes vor den König trat, war dieser eben im Begriff, auf dem Altar zu räuchern. Mit der ganzen Wucht eines von heiligem Zorn erfüllten Herzens schleuderte er mit erhobener Stimme dem König die Drohung seines Gottes entgegen. Der Mann Gottes ließ sich nicht hinreißen in eigener Bitterkeit und fleischlichem Grimm, der Mann Gottes redete Gottes Wort, getrieben von Gottes Geist: „So spricht der Herr.“

Der ganze Hof mag bei diesen Worten erschüttert und entsetzt auf den König gesehen haben. Sie ahnten eine furchtbare Rache ihres Gebieters. Aber der Mann Gottes ließ sich nicht irremachen, sondern verkündete noch weiter dieses Wunderzeichen, daß der Altar zerrissen und die Asche verschüttet werden würde, die gerade jetzt darauf lag.

So konnte nur sprechen, wer in Gottes Auftrag kam. Und Gott, den dieser Mann so freimütig vor aller Welt bekannte, bekannte sich auch zu ihm. Die Hand des Königs, die sich nach ihm ausstreckte und ihn zu greifen befahl, „verdorrte“, und er konnte sie nicht wieder zu sich ziehen. Zugleich aber zerriß der Altar, und die Asche wurde verschüttet – der Herr hat sich noch je und je zu seinen Boten und Dienern bekannt. Wenn wir ihm nur ganz gehorchen, so wird er uns auch vor den Menschen als seine Boten anerkennen.

Des Königs Zorn war vorbei. Er merkte, daß er einem Mächtigeren gegenüberstand. Es ging ihm wie dem Pharao, der Mose um seine Fürbitte bei dem Herrn ansprach. So bat auch Jerobeam den Mann Gottes um seine Fürbitte vor dem Angesicht des Herrn, seines Gottes.

Und wiederum erkennen wir in dem Propheten den Mann Gottes; er steht im Dienst des Herrn, der nicht des Sünders Tod will, sondern daß sich der Sünder bekehre von seinem Wesen und lebe. Darum bittet er den Herrn um seine Gnade für den gestraften König.

Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Die Hand des Königs ward wieder zu ihm gebracht und ward, wie sie zuvor war. Wer in Gottes Dienst steht, wer mit seinem Willen ganz in Gottes Willen eingeht, der hat Kraft im Gebet. Des Gerechten Gebet vermag viel! Jesus sagt: „So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren“ (Joh. 15,7). Wollen wir Kraft haben im Gebet, so müssen wir Jesu Wort in uns zur Herrschaft kommen lassen. Jesus stellt sich hinter das Gebet des Beters, der sich erst mit seinem Gebet hinter Jesus gestellt hat.

Daß der Prophet ein Mann Gottes ist, das zeigt sich auch bei seinem Abschied von Jerobeam.

Der König bat ihn, mit hinaufzukommen in sein Haus, sich zu laben und von ihm ein Dankgeschenk anzunehmen. Aber der Prophet wies alles zurück: „Wenn du mir auch dein halbes Haus gäbest, so käme ich doch nicht mit dir“ (Vers 8). Der

Herr hatte ihm geboten, er solle, wie durch sein Wort, so auch durch sein Benehmen Gottes Mißfallen an dem abgöttischen Lande ausdrücken, indem er dort weder Brot aß noch Wasser trank. Und er blieb fest, ließ den König stehen und ging auf einem anderen Weg, als er gekommen war, wieder fort, so wie der Herr ihm geboten hatte.

Er war wirklich ein Mann Gottes, dem Herrn gehorsam nicht nur im Tun, auch im Lassen, unempfindlich und unzugänglich nicht nur für die Wut, sondern auch für die Lockungen der Welt. Er suchte Gottes Ehre allein und wies alle Ehrungen seiner Person von sich. Gottes Knecht zu sein, das war sein höchster Ehrgeiz. Und als Gottes Knecht erwies er sich durch seinen Mut, seine vergebende Liebe, durch die Kraft seines Gebetes, in seiner ganzen Entschiedenheit gegenüber Welt und Sünde, vor allem durch seinen Gehorsam. Alles in allem: ein Mann Gottes, uns allen ein Vorbild!

2. Ein Hemmschuh an Gottes Wagen

Das Wort des Mannes Gottes hatte einen tiefen Eindruck gemacht in Beth-El. Die Anwesenden eilten nach Hause, das Geschehene ihren Angehörigen zu erzählen. Es bildete überall das Tagesgespräch. Wie mächtig es gewirkt hat, können wir daraus sehen, daß noch nach Jahrhunderten, zur Zeit des Josia, der Spruch dieses Gottesmannes den Leuten von Beth-El bekannt war (2. Kön. 23, 16–18). Diese Weissagung von der Zerstörung der Opferstätte hing über dem Haupt jener Zeitgenossen des Jerobeam wie ein Schwert. Es mag doch manchem damals eine Erkenntnis seiner Sünde und der Gottlosigkeit seines Götzendienstes aufgegangen sein.

Aber, obwohl Gottes Wort Eingang gefunden hatte, lesen wir doch am Ende: „Aber nach dieser Geschichte kehrte sich Jerobeam nicht von seinem bösen Wege“ (Vers 33). Es hatte auch auf ihn Eindruck gemacht, was Gott an seiner Hand getan hatte. Er wird heilsam erschrocken an jenem Tag nach Hause zurückgekehrt sein. Aber es kam etwas hinzu, was den ganzen Eindruck verwischte: es legte sich ein Hemmschuh an den Wagen der Sache Gottes, der so schön in der Fahrt war.

Und dieser Hemmschuh war ein alter Prophet, der, aus Samaria gekommen, sich in Beth-El niedergelassen hatte. Er

war ein Prophet, dessen sich der Herr auch bedient hatte. Er war in seiner Jugend vielleicht einmal ein wackerer Streiter für Gottes Ehre gewesen. Aber schon lange hatte er es gelernt, sich in die sündige Welt einzuleben, seinen Widerstand gegen die Gottlosigkeit aufzugeben und mit den Wölfen zu heulen. Und ob er auch nicht geradezu den Götzendienst des Königs mitmachte, er hieß ihn doch durch seine Anwesenheit in Beth-El gut, und seine Söhne machten ihn mit. Er war wie ein stummer Hund und eiferte nicht gegen all die Greuel, die dort geschahen. Wie hätte er auch den Mut finden sollen zu solchem Auftreten? Er war ja selbst nur geteilten Herzens ein Knecht Gottes, eine zweideutige Figur, so wie Bileam.

Wäre er ein mutiger Kämpfer für den Herrn gewesen, so hätte ihn Jerobeam sicher nicht in Beth-El geduldet. Entschiedene Knechte des Herrn sind den Sündern sehr un bequem. Dem Mann Gottes aus Juda hätte er wahrlich nicht gestattet, täglich Zeuge seiner Sünde zu sein, aber diesen alten Propheten jagte er nicht weg. Im Gegenteil! Der schwieg ja zu allem, was der König tat, und war dadurch sogar noch ein willkommener Deckmantel vor dem Volk. Wenn ein Prophet des Herrn zu Jerobeams Taten schwieg, dann konnte es ja nicht so schlimm sein.

Die Welt, die sich so empfindlich zeigt gegen jeden Mann Gottes, der sie durch seine Anwesenheit schon stört, ist sehr duldsam gegen halbe und zweideutige Christen. Der Feind erreicht oft mehr durch solche zweideutige Christen als durch ausgesprochene Feinde Gottes. Sie täuschen andere und stören ihm sein Werk nicht. Ja, er braucht sie als Hemmschuhe an dem Wagen der Sache Gottes, um Gottes Reich aufzuhalten.

Dazu diente auch der alte Prophet. Als er von dem Auftreten des Mannes Gottes hörte, machte er sich sogleich auf seinem Esel auf hinter ihm her. Ihn trieb ein Doppeltes: einmal wollte er das Ansehen, das dieser Mann Gottes jetzt in Beth-El genoß, dazu benutzen, um sein Ansehen zu heben. Er wollte die Ehre haben, sagen zu können: „Der große Mann Gottes – ihr habt ja alle sein Auftreten gesehen – er hat an meinem Tisch gesessen und mit mir als seinem Amtsbruder verkehrt.“

Dann aber beseelte ihn weiterhin die Lust, die in allen halb entschiedenen, geteilten Christenherzen lebt. Sie fühlen sich gestraft durch die Entschiedenheit der anderen, und weil sie

doch mit diesen noch gern zusammengehören, ihre eigene traurige Stellung aber nicht aufgeben wollen, geben sie sich Mühe, die Entschiedensten von ihrer Entschiedenheit abzubringen, sie „milder“ zu stimmen, ihre „Engherzigkeit“ zu bekämpfen, ihre „Ecken“ abzuschleifen.

Der alte Prophet wollte dem jungen Heißsporn bei Tisch einmal zusprechen: „Du hast ja, wie ich höre, heute morgen eine herrliche Predigt gehalten; aber glaube einem alten, erfahrenen Mann, so kommst du nicht durch die Welt, du mußt Wasser in deinen Wein gießen, etwas sanftere Saiten aufziehen. Schlimm genug, wie es Jerobeam treibt, aber du wirst doch wohl nicht meinen, du könntest ihn bekehren. Das muß Gott tun zu seiner Zeit. Wir müssen warten können, und unterdes muß man die Kunst lernen, manches zu übersehen und zu überhören. Laß fünf gerade sein, drück ein Auge zu!“ Das war der Hemmschuh am Wagen Gottes!

Das war das Werkzeug des Satans, durch das alle die guten Samenkörner in Beth-El, die morgens ausgestreut worden waren, wieder weggenommen wurden. Das war der Mann, der den Segen raubte und ihn in Fluch verwandelte. Sind unter uns vielleicht auch solche Alten, die einmal feurig für den Herrn standen und nun gestraft werden durch die erste Liebe der Jüngeren und sie in ihre Halbheit hineinziehen möchten?! Sehe doch jeder zu, ob er eine klare Stellung hat zu dem Herrn und zu der Welt, und frage sich ein jeder im Blick auf sein Leben: „Bin ich auch vielleicht ein Hemmschuh an Gottes Wagen, in meiner Familie, in meiner Umgebung?“

3. Wie es dunkel wurde

Am Wegesrand unter einer Eiche saß der Mann Gottes aus Juda. Er war scharf geritten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und hielt kurze Rast. Sein Reittier graste neben ihm. Er selbst aber aß nicht und trank nicht aus der Quelle am Weg. Er blieb dem Wort des Herrn gehorsam. Sein Herz war voll Friede und Freude; im Sonnenschein der Gnade Gottes, dem er treu gedient hatte, genoß er das Wohlsein in Gott – ein glücklicher Mann!

Da kommt der alte Prophet geritten. Bald sind sie miteinander bekannt, und der Alte bringt seinen Wunsch an. Aber keinen Augenblick schwankt der andere: „Ich kann nicht mit dir

umkehren, und ich will auch nicht mit dir essen.“ So weist er ihn ab, ebenso klar wie vorher den König.

Aber da wendet der alte Prophet eine teuflische List an: „Auch ich bin ein Prophet wie du“, so spricht er, „und ein Engel hat mit mir geredet durch des Herrn Wort und gesagt: ‚Führe ihn wieder mit dir heim, daß er Brot esse und Wasser trinke!‘ Er log ihm aber.“

O habe acht, du Mann Gottes! Das ist die Versuchung! Denk an das Wort: Wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Der Mann Gottes wurde nachdenklich. Diese Worte kamen einer Stimme in seinem Inneren zu Hilfe. Wer ihn vor einigen Minuten allein dort so sinnend am Wege hätte sitzen sehen, dem würde auf seinen Mienen vielleicht ein gewisses Lächeln aufgefallen sein. Warum lächelte der Mann Gottes? Ob er noch einmal alles durchdachte von diesem Vormittag? Das wäre sehr natürlich. Ob er sich in seinen Taten bespiegelte? Das wäre ebenso natürlich. Aber es wäre sehr traurig. Wer sich selbst bespiegelt in dem, was Gott durch ihn getan hat, wer Gottes Gabe, die er uns schenkt, zu einem Thrönchen macht, sich selbst zu erhöhen, der ist in Gefahr. Der ist ungewappnet gegen die Anläufe des Bösewichts, die plötzlich über ihn kommen könnten.

Der Mann Gottes wurde nachdenklich. So entschieden er den König und sein Anerbieten abgewiesen hatte, so war ihm doch vielleicht nachher die Lust gekommen, ein wenig Ehre von seinem Auftreten zu ernten. Jesus ist der einzige, der sich reines Herzens aller Huldigung der Menschen entzogen hat. In uns anderen allen lebt das Verlangen, auch mit unserem Gottesdienst, mit unseren geistlichen Gaben, auch mit unserer Entschiedenheit etwas Ehre von den Menschen zu haben. Und so mochte auch wohl dem Mann Gottes diese Versuchung sich genah haben. Er hatte sie abgewiesen, war doch das Wort des Herrn so klar: „Iß nicht, trink nicht daselbst!“

Aber nun stand „Wort Gottes“ gegen Wort Gottes! O daß er den Versucher, den Satan, erkannt hätte, daß er unter dem süßen Honig dieser glatten, verführerischen Worte das Gift der Schlange bemerkt hätte, daß er etwas von der Art des Mannes von Tarsus in sich gefühlt hätte: „Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht“ (Gal. 1, 8)! Hatte er doch auch ein klares Gotteswort.

Aber das andere Wort stand doch dagegen! Da wurde es dunkel. Der Gehorsamsblick auf seinen Gott wurde ihm verfinstert. Er gab der Versuchung nach und ließ sich mit zurückführen. Zwar mahnte sein Gewissen in ihm; er fühlte sich bei der ganzen Sache nicht wohl; es wurde dunkler und dunkler in ihm, je größer sein Ungehorsam war; und endlich saß er am Tisch des alten Propheten, von dessen Geplauder und Geschwätz umtönt. Da war es ganz dunkel in seiner Seele: keine Kraft, keine Freude, kein Licht, kein Friede, weil er aus Gottes Wegen getreten und ungehorsam gewesen war.

Ist das nicht eine Warnung für uns? Nach den seligen Stunden der Gemeinschaft mit seinem Gott, der sich ihm mitteilte in ungekannter Kraft und seinen Knecht seinen Frieden schmecken ließ, als er sein Werk ausgeführt hatte, sogleich nach diesen seligen Stunden diese Versuchung und dieser Fall! So wie Petrus, den der Herr nach seinem Bekenntnis eben noch den Felsen genannt hatte, auf dem er seine Gemeinde gründen wolle, sich im Augenblick hernach verleiten ließ und vom Herrn als ein Satan gescholten wurde. So wie derselbe Petrus nach den feierlichen Stunden des Abendmahls so bald seinen tiefen Fall tat in des Hohenpriesters Palast. Wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Und weiter, wir sehen hier einen Mann Gottes, der in großer Versuchung und im großen Augenblick seinen ganzen Mann gestanden hatte vor aller Welt, aber in kleiner Stunde, bei einer kleinen Versuchung, da fiel er! So wie Elia, der auf dem Karmel ein Volk zur Umkehr brachte, in der Wüste verdrossen bat: „Nimm meine Seele von mir!“ Wie Mose, der ein Volk durchs Rote Meer führte und am Wasserfelsen zuschanden wurde. Wie David, der einen Goliath überwand in Gottes Kraft und Saul gegenüber göttliche Großmut bewies; aber als er auf dem Dach spazieren ging, da kam er zu Fall. So wie Salomo in all seiner Pracht und Herrlichkeit Gott die Ehre gab, aber seinen Weibern konnte er nicht widerstehen. O ist es nicht eine Warnung für uns, wie es dunkel wurde in so manchen Menschen, so manches Gottesmannes Leben!? Wie der dunkle Fleck hineinkam, der nie wieder ungeschehen gemacht werden konnte! Laßt uns wachen und beten! „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle“ (1. Kor. 10, 12).

4. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel

Die beiden saßen bei Tisch, da auf einmal kommt das Wort des Herrn über den alten Propheten. Zu seinem eigenen Entsetzen bemerkt er, daß ihm eine Offenbarung wird. „Der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?“ (Amos 3, 8). Mit weit aufgerissenen Augen starrt er sein Gegenüber an. Der Verfänger wird zum Strafprediger, und er schreit dem Mann Gottes zu: „So spricht der Herr: Darum, daß du dem Munde des Herrn bist ungehorsam gewesen... und bist umgekehrt, hast Brot gegessen und Wasser getrunken an dem Ort, davon er dir sagte: Du sollst weder Brot essen noch Wasser trinken –, so soll dein Leichnam nicht in deiner Väters Grab kommen“ (Vers 22).

Totenstille! Der Mann Gottes saß da wie eine Leiche, bleich, geknickt, stumm! Wort für Wort war ihm durchs Herz gegangen: „Du hast, du bist, ich hatte dir gesagt, und nun – dein Leichnam!“ Kalter Schweiß brach ihm aus. Er hatte kein Wort dagegen zu sagen, er wußte: Gott hat recht! Es war wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Kennst du auch solche Erlebnisse, wo deine Sünden dich finden, deine Sünden dich ergreifen? Oder meinst du noch, du könntest dich entschuldigen, wenn Gott mit dir rechtet? O dann kennst du noch nicht die Pfeile Gottes, die einem Menschen durchs Herz gehen; dann kennst du noch nicht den Gott, dem du auf tausend nicht eins antworten kannst. Laß einmal den Propheten Nathan vor dir stehen: „Du bist der Mann!“, und dann suche der Spitze seines Fingers auszuweichen! Erlebe es einmal innerlich wie Achan, daß das Los seine Kreise immer enger um dein Haupt zieht und dann auf dich fällt, und dann leugne, wenn du kannst! Nein, du wirst dann eilen wie Usia, von dem es heißt: Die Priester brauchten ihn nicht aus dem Tempel zu verjagen, als der Herr ihn mit Ausatz schlug; „er eilte auch selbst, herauszugehen; denn seine Plage war vom Herrn“ (2. Chron. 26, 20).

Und was muß das sein an jenem Tage, wenn der Herr mit den Augen wie Feuerflammen es den Menschen vorhält: „Ihr habt mich nicht besucht, ihr habt mich nicht gespeist; ich rief euch, aber ihr habt nicht gewollt; ihr habt an mich nicht geglaubt; ihr habt nicht . . .“ Dann fährt es wie Blitz und Donner schläge auf das Haupt der Sünder nieder. „Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10, 31)!

Laßt uns doch entrinnen dem zukünftigen Gericht! Von dem Mann Gottes lesen wir nicht, wir können es nur vermuten, daß er innerlich um Gnade schrie; uns aber ist der Weg der Gnade eröffnet. O ihr alle, die ihr im Gericht Gottes liegt, denen die Blitze des Allmächtigen durchs Herz und Gewissen fahren, ihr alle, denkt doch an den, der die Blitze Gottes aufging, denkt an den Mann vom Kreuz, der auch eure Sünde trug! O wohl uns, daß wir kommen dürfen mit unserer Schuld; ja daß auch Gotteskinder immer wieder kommen dürfen mit derselben Schuld! Wohl uns, daß wir es wissen, wenn es wie ein Blitz aus heiterem Himmel über uns zuckt; daß wir es wissen: „Bei dem Herrn ist viel Vergebung!“

5. Ein wehmütiger, aber lehrreicher Nachruf

Die beiden Propheten nehmen Abschied voneinander. Der Mann Gottes läßt seinen Esel satteln und reitet davon, das Haupt gesenkt, beschämt, voll Todesahnung. Bald kommt die schaurige Kunde nach Beth-El: Draußen am Wegesrand liegt ein Mann, von einem Löwen getötet. Aber der Löwe hat seinen Leichnam nicht gefressen und den Esel nicht zerrissen.

Als der alte Prophet das vernimmt, erkennt er: „Hier hat Gott gerichtet!“ Und er sagt: „Es ist der Mann Gottes, der dem Munde des Herrn ist ungehorsam gewesen. Darum hat ihn der Herr dem Löwen gegeben; der hat ihn zerrissen und getötet nach dem Wort, das ihm der Herr gesagt hat“ (Vers 26).

Ein wehmütiger Nachruf: „Der Mann Gottes, der dem Munde des Herrn ist ungehorsam gewesen!“ Wie paßt das zueinander: Mann Gottes und Ungehorsam? Ach, von der herrlichen Tat am Morgen wurde nichts mehr gesagt, sie war ganz verdeckt durch die eine Tat des Ungehorsams hernach. Wie kann doch die Sünde, eine einzige Sünde nur, das Leben eines Menschen verderben und vernichten! Man spricht hernach nur noch von seiner, von der einen Sünde. Und vor allem ist es immer wieder die Sünde des Ungehorsams. Saul war von Gott zum König erwählt, ein begnadeter Mann. Aber eine Tat des Ungehorsams –, da hat ihn Gott verworfen! Da war er ein gebrochener Mann.

O wie oft sind Gotteskinder an dieser Sünde gestrandet! Es

war vielleicht nur ein kleines Steinchen im Stiefel, aber der Wanderer kam nicht mehr weiter auf Gottes Weg. Ein wehmütiger Nachruf: „Der Mann Gottes, der ungehorsam gewesen ist!“

Und doch lehrreich! Auf dieses Mannes Leichenstein steht ein „Darum“. Darum hat ihn der Herr dem Löwen gegeben und getötet. An so manches Gotteskindes Grab schaut uns ein Fragen an: „Warum?“ Warum war sein Leben doch so ohne Freude, so ohne Kraft, so ohne Sonnenschein? Bei Gott ist Klarheit. Er würde uns oft die Antwort geben: „Darum, weil er, der Mann Gottes, dem Munde des Herrn ist ungehorsam gewesen.“ O laßt uns forschen, bis wir auf solche Fragen, warum es bei uns mit dem Frieden, mit der Freude nicht stimmt, eine göttliche Antwort, ein göttliches „Darum“ hören, damit wir beizeiten uns zurechtfinden und man nicht auch uns einen so wehmütigen Nachruf widmen muß!

Und in noch einer anderen Hinsicht ist der Nachruf lehrreich. Warum ist in manches Gotteskindes Leben soviel Leid, warum müssen wir durch soviel Trübsal? Darum, weil Gott es mit seinem Volk genauer nimmt als mit der Welt. Jerobeam erfuhr trotz seiner Sünde Gottes Hilfe. Der alte Prophet blieb auch am Leben, aber der mannhafteste, ernste Prediger aus Juda mußte seine einzige Tat des Ungehorsams so schwer büßen.

So handelt Gott mit den Seinen. Mochte Ägypten den Kälbern dienen, die Israeliten mußten sterben, die das goldene Kalb anbeteten. Mochten andere Völker Beute machen, Achans Diebstahl ließ der Herr nicht ungestraft hingehen. Ninive wurde begnadigt, mit dem Propheten Jona ging Gott in ein strenges Gericht. Als Aarons Söhne unheiliges Feuer auf den Altar des Herrn brachten, da fraß sie das Feuer vom Herrn, und Mose sprach: „Das ist es, was der Herr gesagt hat: Ich erzeuge mich heilig an denen, die mir nahe sind“ (3. Mose 10,3). Und Aaron schwieg still.

Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß und tut ihn nicht, wird doppelte Streiche leiden. So, wie auch Amos sagt: „Aus allen Geschlechtern auf Erden habe ich allein euch erkannt; darum will ich auch euch heimsuchen in aller eurer Missetat“ (Amos 3, 2). Nicht euch verschonen, sondern euch heimsuchen in all eurer Missetat! Auch deshalb nimmt es der Herr mit den Seinen so genau, weil die Versündigungen der Gläubigen zugleich ein Ärgernis sind vor der Welt. „So machen es die Chri-

sten“, wird dann gesagt, „die sind nicht besser als wir.“ Und dadurch wird der Name des Herrn verlästert.

Als die Leute in Beth-El den Mann Gottes bei dem Propheten einkehren sahen, dachte wohl mancher: Es wird wohl doch so ernst nicht sein, wie er es heute morgen gemacht hat, wenn er mit unserem alten Propheten, der noch nie ein Wort gesagt hat zu all dem Greuel, so gut Freund ist. O wie machte der Mann Gottes dem Herrn Schande durch seinen Ungehorsam! Wie vernichtete er selbst die Früchte seiner herrlichen Tat vom Morgen! Und darum das Gericht! Liebe Freunde: Der Herr nimmt es genau. O laßt es uns auch genau nehmen mit der Sünde! Wir wollen danken, wenn uns Gottes Geist nichts durchgehen läßt, und einstimmen wollen wir in das tiefempfundene Gebet des Grafen Zinzendorf: „Kein Sündetun, ach Gott, verhüt's!“

6. Ach, Bruder!

Der Prophet brachte den Leichnam des Mannes Gottes in die Stadt und legte ihn in sein eigenes Grab. „Und sie beklagten ihn: Ach, Bruder“ (Vers 30)!

Ach, Bruder! Ist das nicht auch die wehmütige Klage, die man manchem Gotteskind nachklagen muß: Gewiß, er war ein Bruder, aber weit verirrt. Gewiß, er war eine Pflanze, vom Vater gepflanzt; aber sie hat nicht die Frucht gebracht, die man von ihr erwartet hatte, sie wurde vom Wurm gestochen. In früheren Jahren mußte man sagen: „Ihr liefert fein.“ Aber was im Geist begonnen war, wurde im Fleisch vollendet. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Und der Baum, der so reichlich Blüten angesetzt hatte, kam übers Blühen nicht hinaus. Die Blüten fielen ab, es blieben nur Blätter. Ach, Blätter nur! Und ob sich ein Jünger auch wieder zurecht fand in der letzten Not, wie ein Brand, aus dem Feuer gerettet, es war ein vergebliches Leben. Ach, Bruder!

Gewiß, unsere Losung lautet: „Nur selig!“ Aber dieses Wort dürfen wir uns nicht zum Ruhekitzen machen, als könnten wir, wenn wir einmal bekehrt sind, nun in der Welt leben und unfruchtbar bleiben für unseren Gott. Wahrlich, auf die Bekehrung kommt alles an, aber es heißt auch: „Eine jegliche Rebe, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen“ (Joh. 15, 2). O wieviel wird unter uns gesündigt durch das träge und

vom Teufel eingegebene Wort: „Ich bin ja bekehrt, nun kann es mir nicht fehlen!“ Paulus hatte auch die Losung: „Nur selig“, aber er läßt doch keinen Zweifel darüber, daß er es für viel köstlicher hält, mit einer vollen Garbe vor dem Herrn der Ernte zu erscheinen, als es erleben zu müssen, daß sein ganzes Werk verbrennt und er nur noch wie durchs Feuer gerettet werde (1. Kor. 3, 14 u. 15).

Oh, es ist eine arme Geschichte, wenn eines Bruders Lebensschiff als elendes Wrack an den Ufern der Ewigkeit strandet, während er doch in dem festen Schiff der freien Gnade, in dem Jesus das Steuer führt, so sicher und froh hätte durchs Leben fahren und auf der ganzen Reise Gemeinschaft pflegen können mit dem großen Kapitän unseres Heils! Wir werden selig allein aus Gnaden. Aber seine Gnade an uns soll nicht vergeblich sein: Er will etwas machen aus uns zu Lob seiner herrlichen Gnade. Wie arm, wenn man an deinem Grabe nichts zu sagen weiß als die Klage: „Ach, Bruder!“ Herrliche Gaben und keine Frucht, in guter Fahrt und dennoch entgleist!

Sie beklagten ihn: „Ach, Bruder!“

Ja, klage nur, du alter, törichter Mann! Ja, greif dich nur an deine Stirn und laß deine Tränen in den weißen Bart rinnen! Hättest du den Mann nicht belogen, er läge jetzt nicht im kühlen Grabe, wärest du ihm nicht zum Fluch geworden, sein Leben wäre ein Segen geblieben für viele. So klagt wohl mancher Sohn am Grabe: „Ach, Vater, ach, Mutter!“ Ja, hättest du dich gegen die da unten anders benommen, ihnen nicht soviel Gram und Herzeleid bereitet, sie würden wohl noch am Leben sein! Deine Tränen kommen zu spät! So klagt wohl mancher Freund am Grabe seines Freundes, mancher Nachbar am Grabe seines Nachbarn: „Ach, Bruder!“ Ach, hätte ich es dir doch vorgelebt, hätte ich doch mehr mit dir von meinem Heiland gesprochen statt immer über die kleinlichen Dinge dieser Welt; ach, hätte ich dich für Jesus erworben; ach, Bruder, jetzt ist es zu spät! Ja, jetzt ist es zu spät. Und der da unten, der verklagt dich vor Gottes Richterstuhl.

Daß uns doch diese Klage im Herzen bliebe, die Klage über den Toten, die doch eigentlich den Lebenden traf! Frage dich: „Bin ich meiner Umgebung zum Segen oder zum Fluch?“ Wirst auch du erst erwachen von deinem Schlaf, wenn dein Nachbar ins Grab gesunken ist und du dann klagst: „Ach, Bruder“? Hätte ich, hätte ich! Jetzt ist es noch Zeit. Wie

furchtbar, wenn du ihm begegnest an jenem Tage und mußst dann klagen, weil er zur Linken steht: „Ach, Bruder!“ Wie mag es dir wohl im Ohr klingen, wenn er dann schreit: „Ja-wohl, du warst mein Nächster, mein Bruder, aber was man beim Heiland hat und wie nötig man seiner bedarf und wie man zu ihm kommen kann, davon hast du mir nie etwas gesagt!“ Sieh zu, der du dies hörst, daß dich einmal niemand verklagen kann vor dem ewigen Richter!

Ein vollmächtiger Führer

1. Könige 18, 30–46

Das Geheimnis der Stille

Er war eine überragende und gewaltige Führergestalt im innersten Sinne des Wortes, der Elia, der auf dem Karmel zu dem Kreis der um den Baalsaltar tanzenden Derwische hinzutrat und zu dem Volk sprach: „Kommet her, alles Volk, zu mir!“ (Vers 30). Wie tief war doch der Abstand zwischen dem Tumult der aufgeregten und abgehetzten Baalspriester und der Macht der Gottesstille, die über dem ganzen Wesen dieses Mannes lag! Ohne Zweifel hatte er in den Stunden vorher in der Einsamkeit der Höhe des Karmel, in die er hernach alsbald wieder zurückkehrte, vor seinem Gott gestanden: ein Führer im Reiche Gottes, ein Mann, der in der Stille Gottes zu Hause war.

Es kann auf die Dauer niemand im Reich Gottes segensreichen Einfluß ausüben, der nicht das Geheimnis der Stille vor Gott kennt und dort die Quellen seiner Kraft besitzt. Wie mancher drängt sich heutzutage in Führerstellungen, der nicht eine völlig geklärte Vergangenheit hinter sich hat, der noch nicht mit Gott im reinen ist! Da wird es bald zutage treten, daß seine Spannkraft gelähmt ist und seine Flügel zerbrochen sind. Ein Feind sitzt ihm im Nacken, seine eigene unvergebene Schuld, und fällt ihm in den Arm und verstrickt seinen Fuß, daß er in seinem Werk zuschanden wird. Bei einem solchen Mann ist oft das Vordrängen in eine leitende Stellung nichts anderes als die Äußerung seines unruhigen Gewissens. Es steht noch etwas zwischen ihm und Gott, und darum flieht er aus der Stille und Einsamkeit des Kämmerleins in das Getriebe einer Reichgottesarbeit. Welch trauriges Bild: Führer in christlicher Arbeit, die auf der Flucht sind vor Gott!

Wie wohltuend dagegen die Männer, die aus der Stille Gottes kommen und um sich her eine Atmosphäre der Gottesstille verbreiten, so wie Elia auf dem Karmel! Er springt nicht, er schreit nicht, er kasteit sich nicht wie die anderen, er steht da in der Vollmacht Gottes. Gottes Auftrag, den er empfangen hat, ist das Rückgrat all seines Tuns. Der Gottesfriede

und die Gottesstille sind der Adel seines Wesens. Wir können nicht alle schon so gereift sein wie der Gottesmann Johann Albrecht Bengel, von dem man sagte, daß ihm die Ewigkeit auf der Stirne geschrieben stand; aber wem im Werk des Herrn auch nur die geringste Führerstellung übertragen worden ist, der sorge, daß er von der Ewigkeit her, aus Gottes Gemeinschaft heraus, das Leben betrachtet und lebt.

Dem berühmten mittelalterlichen Kanzelredner Johannes Tauler begegnete, als er schon auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit war, im Wald einst ein Mönch und rief ihm zu: „Mann der Kanzel, werde ein Mann der Stille!“ Darauf hat sich Tauler monatelang in die Einsamkeit zurückgezogen, und als er dann wieder zu predigen begann, geschah es mit solch göttlicher Kraft, daß Leute, von seinem Bußwort erschüttert, ohnmächtig aus der Kirche getragen werden mußten. Mann der Kanzel, du Mann aus dem Vorstand, du Führer deiner jungen Schar, werde ein Mann der Stille!

An das Vergangene anknüpfen

„Da alles Volk zu ihm trat, baute Elia den Altar des Herrn wieder auf, der zerbrochen war.“ Er knüpfte an das Vergangene an. Nicht das sind die Führer in Gottes Reich, bei deren Auftreten man den Eindruck hat, sie glauben, daß mit ihnen erst eigentlich die Weltgeschichte oder die Geschichte des Reiches Gottes ihren Anfang nehme; aus deren Mund man eigentlich nur Verurteilung dessen hört, was früher gewesen ist und was die Alten gewirkt haben. Wie schade, wenn sich die göttliche Erweckung, die einen Führer erfaßt hat, totläuft und erschöpft in Kritik! Es ist so billig, auf die Fehler anderer Leute hinzuweisen. Manche suchen auch gerade darin ihre Entschiedenheit im Christentum darzutun, daß sie mit möglichst scharfen, ätzenden, unbarmherzigen Worten das ans Licht ziehen und vernichtend karikieren oder ironisieren, was früher an ihrem Ort getan worden ist im Weinberg des Herrn.

Wieviel ähnlicher ist es doch der Art unseres Meisters, an das anzuknüpfen, was an Spuren des Wirkens Gottes von früheren Tagen noch vorhanden ist: die Steine aufzuheben und wieder zusammenzufügen von verfallenen Altären Gottes! Wieviel tiefer wird das Bußwort in die Gemüter fahren, wenn es versteht, dort Glocken zum Läuten zu bringen, die einst-

mals erklangen; wenn das suchende Auge mit Achtsamkeit hervorzieht, was an Erinnerungen früherer Segenszeiten noch in den Herzen verborgen liegt als heimliche, starke Fäden, an denen Gott die Menschen wieder zu sich ziehen will! Da gilt es, beim Anblick der Ruinen früherer Geistesarbeit immer wieder dankbar das anzuerkennen, was Gott gewirkt hat, mit Bescheidenheit auf die Eigenart der Arbeit zu achten, wie Gott sie früher an diesem Ort sich hat gestalten lassen, und daran anzuknüpfen. Ein Führer muß eine sehr zarte Hand haben in der Behandlung dessen, was er vorfindet, und eine Zunge, die es verlernt hat, zu verletzen, wenn er über die Arbeit seiner Vorgänger spricht.

Ein weiter Blick

„Und er nahm zwölf Steine nach der Zahl der Stämme der Kinder Jakobs.“ Elia hatte von Gott nur einen Auftrag für das Nordreich, das Reich Israel, nicht für die beiden südlichen Stämme des Reiches Juda. Aber doch baute er den Altar des Herrn nicht auf nach der Zahl der zehn Nordstämme, sondern nach dem Maß des ganzen Volkes Gottes.

Ein Führer muß einen weiten Blick haben für das Ganze des Reiches Gottes. Der, dessen Horizont beschränkt ist nur auf seine jetzt gerade ihm befohlene Arbeit und seinen Wirkungskreis, ist nicht geeignet, in Gottes Reich zu führen. Gott will sein Werk treiben nicht nach dem Maß irgendeiner verkrüppelten Zahl, nicht entsprechend den engen Schranken eines Teiles des zerrissenen Leibes Jesu Christi. Und wenn wir auch alle irgendwie auf ein Teilgebiet des großen Weinberges Gottes mit unserer Arbeit uns beschränken müssen und wenn wir auch mit tiefem Leid die Zerrissenheit des Volkes Gottes erblicken und daran vielleicht nicht viel ändern können: im Glauben müssen wir doch festhalten an der Einheit des ganzen Volkes unseres Gottes. Wenn unsere Betätigung sich beschränken muß auf unseren Teilabschnitt im Werk des Herrn, so muß doch der Altar unseres Kämmerleins, an dem wir beten, gebaut sein nach der Zahl des ganzen Volkes Gottes. Wer nur sein Fähnlein kennt und dessen Fortschritt allein im Auge hat, den beherrscht ein enger und kleiner Geist, der ihn unbrauchbar macht für große Aufgaben im Reich Gottes. Wie sprach Mose, als solcher Geist sich an ihn heranmachen

wollte? „Wollte Gott, daß all das Volk des Herrn weissagte und der Herr seinen Geist über sie gäbe!“ (4. Mose 11, 26–29).

Aller Götzendienst muß weg!

So zart und liebevoll Elia an das Frühere anknüpfte, so schroff und unerbittlich war er in dem Augenblick, wo er den Götzendienst ausrotten sollte. Er ließ die Propheten Baals ergreifen, daß keiner entrinnen konnte, und tötete sie. Die Männer, die seit Jahren den Baalsdienst gefördert und sich dabei gemästet hatten, während ringsum das Land vor der Hitze verdorrte und das Volk in seinen schwächsten Gliedern, zumal die Frauen und Kinder, in Scharen Hungers starb; die Männer, die die Ursache des Bannes und Fluches über dem Volk, des ganzen Jammers und Elends waren, das auf dem Lande lag, fanden bei ihm keine Schonung. Blieben sie am Leben, so blieb der Götzendienst, und darum traf sie das wohlverdiente Gericht des Herrn.

Ein Führer muß eine harte Hand haben, fest zuzupacken, um allen Götzendienst auszurotten. Und welcher Götzendienst liegt einem Führer in unserem Werk näher als der Dienst seiner eigenen Ehre? Da gilt es unerbittlich zu sein und alles in uns zu vernichten, worin wir uns selber suchen. Die Baalspriester rottete Elia aus. Vorher aber hatte er den Altar des Herrn gebaut, damit aller Augen nicht auf ihn, den Propheten, schauten, sondern auf den Herrn in der Höhe und damit Gottes Ehre in seinem ganzen Handeln offenbar würde. Ein Leiter darf nicht im Vordergrund stehen wollen. Und nichts anderes ist es oft, wenn er die ganze Arbeit an sich reißt, so daß das junge Volk für ihn schwärmt und alles auf ihn blickt. Ein Leiter muß sich verstecken hinter den mitarbeitenden Gliedern, muß seinen Brüdern Verantwortung übergeben und über dem ganzen Werk wachen, daß keiner sich selbst sucht, auch nicht in der Arbeit, sondern Gottes Ehre der eine tiefe Ton ist, auf dem das ganze Werk zusammenklingt.

Es ging bei den Altären des Baal oft wild genug zu im brutalen, ungehemmten Dienst der Fleischeslust. Hat vielleicht Elia auch deswegen hier solch strenges Gericht ergehen lassen müssen, um das ganze Volk zur Ernüchterung aus diesem

Taumelgeist herauszuführen? Wir jedenfalls haben kaum ein Gebiet, auf dem wir, wenn wir mitarbeiten wollen in Gottes Reich, mit solch unnachgiebiger Strenge allen Bann unter uns und in uns aufdecken und alle Ketten zerreißen müssen, wie das Gebiet der fleischlichen Befleckung. Wie manches Werk mag darum so kümmerlich dahinwelken, weil unter den Führern solche sind, die „nicht heimliche Schande meiden“!

Eine Kette ist immer nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Wenn sie angespannt wird, so wird sie an dieser Stelle reißen. Gibt es nicht Vereine, wo ein Führer das ganze Werk zurückhält und lahmlegt, weil er auf diesem Gebiet bei sich selbst nicht reine Bahn gemacht hat? Haue sie ab und wirf sie von dir, die Hand, die an der Sünde Gefallen hat! Reiß es aus und wirf es von dir, das „Auge voll Ehebruchs“! Es kostet etwas, ein Führer zu sein. Der Herr erzeigt sich heilig an denen, die ihm nahe sind (3. Mose 10, 3).

Ein einsamer Mann

Wie verschieden waren die beiden Führer an der Spitze des Volkes Israel in jenen Tagen! Ahab, der König, war ein fleischlicher Mann, dem Elia nur den einen Rat geben konnte: „Ziehe hinauf, iß und trink!“ Und Ahab zog hinauf, „zu essen und zu trinken“ (Vers 42). Obwohl Gottes Blitz so dicht neben ihm eingeschlagen hatte, obwohl seine 400 Freunde in ihrem Blut lagen, trotz der gewaltigen Eindrücke von Gottes Macht und heiligem Ernst war ihm der Appetit nicht vergangen: ein irdisch gesinnter Mann.

Sind nicht solche auch häufig unter uns in Führerstellungen? Nach den gewaltigen Erlebnissen des Krieges, im Anblick der trüben Zeiten tiefster Not und Schmach unseres Volkes; jetzt, da das Herz der Kinder Gottes in tiefster Angst ihrer Seele emporschreit um einen Gnadenregen Gottes, daß unser Volk nicht untergehe, da gehen sie ihrem Genuß nach. Und ob es nicht das äußere Essen und Trinken ist – ist es das wirklich nicht? – so sieht man sie doch eifrig damit beschäftigt, sich in ihrem Reichgotteswerk ein gemütliches und behagliches Nest zu bauen, da man seinen Interessen nachgeht, in geistiger und geistlicher Genußsucht, in Unterhaltung und Ausflügen, Familien- und Vortragsabenden. Sie entbehren nichts, was ihrem natürlichen Menschen behagt; aber Mitar-

beit? „Das andere wird Elia besorgen“, so dachte Ahab. „Was jetzt noch nötig ist, das kann ich ihm überlassen; gut, daß er es tut, sonst müßte ich mich wohl noch dafür hergeben.“ Und er ging hinauf, zu essen und zu trinken.

Wie ganz anders Elia! Er ging auch hinauf, auf des Karmels Spitze. Als Ahab zu seinen Zelten abbog, mag der Gottesmann dem Troß der Höflinge schweigend nachgeschaut haben: „Sie haben sich schon wieder in die neue Lage gefunden, und keiner von ihnen denkt an das, was nun noch fehlt, damit der Regen Gottes auf das Land komme.“

Elia ging auch hinauf, ein einsamer Mann. Es kostet etwas, ein Führer zu sein in Gottes Reich und Verantwortung zu tragen. Und niemand mache sich herzu zum Dienst des Herrn, der diesen Preis nicht bezahlen will: ein Führer muß einsam sein können! Die die Lasten tragen, werden oft allein sein. Ja, mit den schwersten Lasten werden sie sich immer einsam schleppen. Elia konnte Ahab gar nicht auffordern und ihm zumuten, jetzt mit ihm zu beten. Der Mann wäre ihm keine Hilfe gewesen; da blieb er lieber allein.

Wie mancher Führer eines Werkes kennt solchen einsamen Weg! Die Lasten, die Gott ihm aufgelegt hat, isolieren ihn. Er kann die Verantwortung mit niemandem teilen; er muß Entscheidungen fällen, bei denen er keine andere als Gottes Stimme zu Wort kommen lassen darf. Da helfen ihm die nicht, die auch gerne mitarbeiten möchten und doch so gar kein Verständnis dafür besitzen, was es bedeutet, Gottes Lasten zu tragen. Einsam steht er als Wellenbrecher mitten im Strom und muß die Stöße auffangen, und es schäumen an ihm die Wogen empor, daß ihm oft bange wird. Aber er steht in seiner Einsamkeit vor Gott und ficht Schlachten aus in der unsichtbaren Welt. Und ohne daß sie es wissen, genießen die anderen von seiner Mühe. Im Windschatten des starken Felsens können sie dann auch ihr Werk treiben, und die Früchte des einsam ausgekämpften Sieges ermöglichen die Weiterführung der ganzen Arbeit.

Gott braucht solche Einsamen, die von den Trübsalen in Christus, die noch ausstehen, ein gut Teil auf sich nehmen, auch für die anderen, ihnen ihren Weg zu erleichtern (Kol. 1, 24). Und wieviel Einsamkeit bringt es mit sich, wenn der Herr einen Führer würdigt, ein Seelsorger zu sein, auf den die anderen ihre Lasten legen können! Da schreit er manchmal empor zum Herrn: „Ich vermag all das Volk nicht allein zu tra-

gen; denn es ist mir zu schwer“ (4. Mos. 11, 14) und neigt sein Herz dann doch wieder zu dem Dienst in der Gemeinschaft des Gekreuzigten und neigt seine Schultern unter die Bürde, die nach Gottes Willen andere auf ihn legen sollen.

Ein Führer muß einsam sein können. Und wenn ihrer mehrere zusammenstehen in innigster Geistesgemeinschaft, keiner sich über den anderen erhebend, keiner sich mehr dünkend als sein Bruder, so wird einen jeden der Herr, je nachdem sie sich zu seinem Dienst weihen, in einsame Arbeit führen. Alle schweren, tiefen, echten Dinge unseres Lebens müssen wir allein tun, aber das ist unser Trost: wir biegen ab von Ahabs Weg, der zu Tisch geht. Unser Weg führt in die Einsamkeit; aber dort wartet unser der Herr. Wenn wir ganz allein sind, merken wir, daß wir nie allein sind; „denn du bist bei mir“!

Ein mühsamer, aber königlicher Weg

Ahab ging hinauf, Elia ging noch höher hinauf, auf des Karmels Spitze – an die Arbeit des Betens. Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen; aber er dachte nicht an sich, er verspürte keinen Hunger, er dachte an Gottes Werk, an sein armes Volk. Ein Führer darf nicht an sich selber denken. In entscheidenden Augenblicken kann auch die Gesundheit erst in zweiter Linie beachtet werden. Und auch darauf wollen wir unsere jungen Männer hinweisen: die Großen in Gottes Reich haben ihre Höhe nicht erreicht durch einen leichten Flug, sondern sie haben, während ihre Kameraden schliefen und aßen, gearbeitet, gedacht, studiert, gerungen. Nur mit einem ganzen Mann ist Gott ganz.

Als bald nach der wunderbaren Erhörung seines Gebetes wurde Elia in neue Gebetsarbeit hineingeführt. Ein Arbeiter unseres Gottes hat eigentlich niemals Ferien. Es ist seine Not und seine Freude, daß er immer wieder neue Aufgaben vor seinen Augen sieht. Wir dürfen nicht glauben, wenn der Herr uns in unserem Werk einen Segen geschenkt hat, nun wäre alles in Ordnung; nun könnten wir unsere Hände in den Schoß legen, nun sei es für eine Zeitlang getan. Jede Arbeit hat noch ihre unerschlossenen Gebiete jenseits ihrer bisherigen Grenzen. Und wer dem Herrn sein Leben ergeben hat, wird von ihm immer weiter in diese unerschlossenen Gebiete hineinge-

führt. Glaubt er am Schluß einer Versammlung, eines Evangelisationsfeldzuges, im dankbaren Aufblick zum Herrn jetzt ein wenig ausspannen zu dürfen, da warten schon an der Türe des Saales, da stehen schon an seinem Heimweg die Menschen mit großen fragenden Augen, und er kann nicht denken an Müdigkeit und eigene Bequemlichkeit. Von einer Erhöhung geht es alsbald in neue Arbeit hinein.

Das ist der Geist der Hingabe, den ein Führer sich von Gott erbitten muß. „Ruben hielt hoch von sich und sonderte sich ab“ (Richter 5, 15). Als der Hilferuf der Prophetin Debora über den Jordan erschallte, blieb Ruben träge zwischen seinen Hürden, zu hören das Blöken der Rinder. Ihn traf die Not ja noch nicht, ihm ging es noch lange gut. „Sebulons Volk aber wagte seine Seele in den Tod“ (5, 18). Das sind die Mitarbeiter Gottes.

Wir wollen nicht beten um ein leichtes Leben, sondern dem zustimmen: „Nun ist es geschehen, die Freiheit ist hin, weil ich ein Gebundener Immanuel bin.“ Der japanische Staatsmann und Christ Nisima pflegte zu sagen: „Ich bin ein Gefangener Japans“; und wenn einer ihn irre machen wollte, war dies seine Antwort: „Ich habe die Hand an den Pflug gelegt.“ Das ist ein mühsamer Weg, der Weg der Hingabe in unseres Heilandes Dienst, aber auch ein königlicher Weg. Ein Lokomotivführer der St.-Gotthard-Bahn erwiderte, als einer ihm sagte, es müsse doch schön sein, den Zug durch den dunklen Tunnel ins sonnige Land Italien zu steuern: „Man wird aber schwarz dabei.“ Das war des Mannes kurze Antwort. Auch im Dienst unseres Herrn kann man gleiches erfahren: man wird schwarz dabei.

Nach dem Maß der uns übertragenen Verantwortung werden wir nicht mehr so leicht in unserem Werk einhergehen, aber wir werden, wenn der Herr uns aus einer Mühe in die andere führt, das wunderbare Vorrecht haben, seine Waffenträger zu sein, vertraute Zwiesprache mit ihm zu genießen, Stunde für Stunde zu schöpfen aus seinem Quell und zu wirken „aus dem Vermögen, das er darreicht“ (1. Petr. 4, 11).

Ein Führer muß ein Beter sein

„Elia bückte sich zur Erde und tat sein Haupt zwischen seine Knie“ (Vers 42). Ein Führer muß ein Beter sein. Nicht das

Rennen und Laufen, nicht das Planen und Organisieren, sondern das Beten ist das Wichtigste in unserer Arbeit. Organisieren mag Erfolg bringen, aber je mehr Gebet, desto mehr Frucht. Die Quellen, die die Räder treiben, entspringen an sehr geheimen Örtern. Die Palme muß in ihren Wurzeln Verbindung haben mit einer Quelle in der Tiefe, sonst kann sie niemandem Erquickung bieten. Wie mancher Führer läßt sich durch die Menge der Aufgaben hin- und herzerren und ist eigentlich immer äußerlich und innerlich im Trab, statt daß er aus all den vielen Aufgaben heraus immer wieder einkehrte im stillen Kämmerlein und „am Brunnen des Anrufers“ (Richter 15, 19) seinen Geist erquickte!

Aber nicht nur zur Erquickung soll uns das Kämmerlein dienen, dort ist auch das innerste Schlachtfeld unserer Arbeit. Dort muß durchgebrochen werden durch die Menge der Widerstände in den Verhältnissen und in den Menschen, durch den Geist der Trägheit, der wie Mauern sich gegen unsere Arbeit erhebt. Dort muß zusammengebetet werden, was sich so leicht entzweit im Bruderkreis. Und diese Arbeit ist nicht leicht. Es ist viel leichter, sich unter unendlich gehäuften Pflichten müde, ja fast zuschanden zu arbeiten, als im Kämmerlein durchzuhalten im stillen, treuen Gebet.

Da sinkt das Haupt zwischen die Knie. Da kann der Beter auf nichts anderes mehr sehen als nur noch in die unsichtbare Welt hinein, auf den Herrn, seinen Gott. Und da wird der Führer vor Gott ein geringer Mann. Elia, der vorher wie eine Mauer dem Volk gegenüber stand, er lag jetzt wie ein Wurm auf seinem Angesicht vor Gott. Der so furchtbar die Sünde richtete, konnte es nur, wenn er sich tief beugte vor dem Heiligen.

Aber in diesem entschlossenen Hinwegblicken von allem Sichtbaren und Hindurchblicken durch den Schleier in die Welt des Unsichtbaren liegt auch eine wundervolle Kraft der Erwartung. Elia sah selbst nicht auf das Meer, er sah nur auf den Herrn, aber er schickte seinen Knaben hinauf, um Ausschau zu halten. So gilt es für einen Führer, unermüdlich Ausschau zu halten im völligen Vertrauen auf die Antwort des Herrn. Sie wird nicht immer alsbald eintreffen, aber wir müssen mit ihr rechnen.

Zu dem bekannten englischen Gottesmann Spurgeon kam einmal ein junger Prediger, ihm zu klagen, daß unter seiner Arbeit kein Mensch zur Bekehrung käme. „Meinen Sie denn,

daß sich in jeder Predigt einer bekehren soll?“ „Nein, das kann ich nicht erwarten.“ „Deshalb eben bekehrt sich keiner. Sie müssen in jeder Predigt Bekehrungen erwarten.“ Was der treue Zeuge des Herrn, der hiermit sicher kein Gesetz aufrichten wollte, uns damit zu sagen hat, ist sicher dies: wir wollen an keine Arbeit herangehen, die Bibel nicht aufschlagen, um ein Wort Gottes vor unseren Brüdern zu lesen und darüber zu reden, ohne die ganz bestimmte Erwartung, daß der Herr sich uns mitteilt und eine Frucht wirken wird. Wir brauchen den Optimismus des Glaubens und müssen um uns her eine Atmosphäre des Glaubens unter unseren Brüdern verbreiten. Noch nie ist ein Pessimist ein bedeutender christlicher Führer gewesen. Noch nie hat ein Zweifler einen siegreichen Angriff geleitet.

Freilich, der Herr läßt uns manchmal warten auf seine Antwort, und auch wir kennen das Echo auf viele unserer Gebete: „Es ist nichts da.“ Und vielleicht haben wir gerade jetzt den Eindruck, daß sich weniger in unserer Arbeit rührt als je, ja, daß es mit manchem schlimmer geworden ist als zuvor. Liebe Brüder, das kann bald anders werden, wenn Gottes Geist beginnt zu wehen und die Wolken aufsteigen, die den Regen bringen. Aber es gilt auszuharren im Gebet. Die Beter werden eher müde als die Kämpfer. Man liest beim Kämpfen Israels gegen Amalek nichts davon, daß Josua unten im Tal müde geworden wäre, aber Moses Hände auf dem Berge, die betend aufgehobenen Hände, wurden schwer und sanken herab.

Mancher von uns steht äußerlich noch in voller Rüstung da, und der Betrieb umwogt ihn von allen Seiten, aber innerlich sind die Gebetshände herabgesunken. Das ist ein armes Werk. Nein, es gilt auszuhalten. Das Feuer fiel auf den ersten Ruf des Elia. Vor allem Volk hat der Herr ihn alsbald durch seinen Blitzstrahl, der das Feuer entzündete, anerkannt; um den Regen mußte er hernach in der Einsamkeit siebenmal ringen.

Der unterste Weg

„Und die Hand des Herrn kam über Elia, und er gürtete seine Lenden und lief vor Ahab hin, bis er kam gen Jesreel“ (Vers 46). Er demütigte sich vor dem König. Er blieb trotz der gewaltigen Erlebnisse der Wundermacht Gottes, die auf sein

Gebet hin offenbar geworden war, in seinen Schranken. Er war durch Gottes Hilfe nicht stolz geworden, sondern blieb natürlich und bescheiden. Sieh da das Zeichen eines wahren Führers, dem es wirklich und immer um Gottes Sache geht und nicht um seine Ehre!

Freilich, dazu muß des Herrn Hand über ihn kommen, dazu braucht man Kraft, die nur Gott geben kann. Aber in dieser Kraft verhielt sich Elia bescheiden gerade dem gegenüber, für den er Gottes Bote war und dessen Herz er für seinen Herrn gewinnen wollte. Er wollte es dem Ahab leicht machen, des Herrn Botschaft anzunehmen und sich vor Gott zu beugen. Es sollte auch nicht der leiseste Verdacht aufkommen können, als entstände dem Könige in Elia ein Nebenbuhler, der ihm im Volke schaden könnte. Es sollte ganz klar sein, Elia war Gottes Bote, aber blieb in seinen Schranken als einfacher Mann des Volkes.

So ging Elia den untersten Weg um Ahabs willen, um des Volkes willen. Ein Führer muß buchstäblich aller Diener sein. Er muß sich manchmal erniedrigen und den untersten Weg gehen, um etwas wieder zurechtzubringen, was andere versäumt oder verfehlt haben. Er muß sich selbst entäußern und oft mit Absicht hinten an stellen, damit man nicht auf ihn schaut und an seiner Person hängen bleibt; damit er nicht den Eindruck erweckt, als suche er etwas für sich, sondern damit aller Augen auf Jesus gerichtet sind. Hier ist oft der allerzarteste Maßstab zu finden, ob jemand wirklich ein Führer ist, den Gott berufen und ausgerüstet hat. Das sind die rechten Brautwerber unseres Herrn Jesus, die die Augen der Braut, d. h. der Menschenseele, nicht auf sich ziehen, sondern auf den himmlischen Bräutigam lenken. Das sind die rechten Führer, die sprechen: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte“ (2. Kor. 4, 5).

Ich bin ihm gram

Der König Israels sprach zu Josaphat: Es ist noch ein Mann, Micha, der Sohn Jimlas, durch den man den Herrn fragen kann. Aber ich bin ihm gram; denn er weissagt mir nichts Gutes, sondern nur Böses.

1. Könige 22, 8

Einstimmig hatten die 400 Propheten, die Ahab bald nach dem Gericht am Karmel wieder um sich gesammelt hatte, nach dem Wunsch des Königs geweissagt: „Zieh hinauf! Der Herr wird's in die Hand des Königs geben“ (Vers 6). Sie weisagten immer, wie es der König wünschte. Aus seiner Frage schon hörten sie, was verlangt wurde, und demnach fiel ihr Spruch aus.

Dem gottesfürchtigen König Josaphat wurde es bei dieser Art Propheten doch unheimlich zumute. Er merkte den Betrug, daß hier alles nur Schein und Schwindel war. Er wollte wissen, ob denn nicht noch ein Prophet des Herrn da wäre, durch den man den Herrn fragen könnte. Ahab antwortete: „Es ist noch ein Mann, Micha, durch den man den Herrn fragen kann. Aber ich bin ihm gram; denn er weissagt mir nichts Gutes, sondern nur Böses.“ Auf Josaphats Bitte wird Micha doch herbeigerufen. Er weissagt dem König den Tod, wenn er diesen Kriegszug vom Zaune brechen würde. Wutentbrannt läßt ihn Ahab bei Wasser und Brot einsperren, zieht in die Schlacht und wird am Abend als Leiche zurückgebracht.

Törichter Ahab! Hätte er nicht lieber dem Wort Gottes gehorsam sein sollen, statt sich dagegen zu verhärten?

Wie oft gleichen wir ihm! Wir haben einen Plan, einen Lieblingswunsch, den wir auf jeden Fall verwirklichen möchten, aber das Herz klopft uns dabei. Wir sind unsicher, ob Gott mit uns sein kann; ja, uns wird es immer gewisser, daß unser Weg nicht nach des Herrn Willen ist. Immer wieder sagt die gute Stimme in uns: „Frage doch heute des Herrn Wort!“ Aber wir fragen es nicht. Wir sind ihm gram. Es durchkreuzt uns immer unsere Wege, es gönnt uns keine Freude, wie es scheint, es warnt vor der Verlobung, vor dem Stellenwechsel, vor der Geldausgabe, und wir wollen uns doch nicht warnen lassen.

Und darum lesen wir Gottes Wort nicht, und darum ver-

meiden wir die Predigt. Darum gehen wir den Jüngern des Herrn aus dem Wege, deren Anblick schon, seit wir uns dem Worte Gottes verschließen, uns ist wie eine ständige, laute Anklage. Das ist auch der Grund, warum manche aus dem Kreise der Brüder fortbleiben und in ihrer Gemeinschaft fehlen. Sie sind dem Worte Gottes gram. Sie setzen ihren Willen durch und –machensich viele Schmerzen und eitel Herzeleid!

Wie manche traurigen Wege unseres Lebens wären von uns nicht gegangen worden, wenn wir dem Worte Gottes nicht gram, sondern gehorsam gewesen wären!

Und wie ist es mit denen, die sich überhaupt der Wahrheit des Wortes Gottes verschließen? Sie wollen auch nicht ohne Religion sein, sie wollen auf eine gewisse Art Gottesdienst nicht verzichten. Wenn dann aber das Wort Gottes mit seinem unerbittlichen Ernst ihnen begegnet, dann weichen sie aus. Es steht geschrieben: „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, und dabei heißt es auch: „Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten.“ Aber das will man nicht hören, man wendet sich ab vom Worte Gottes: „Ich bin ihm gram.“ Man liest die Bibel nicht mehr, man kann doch nicht täglich sein Todesurteil lesen. Man sieht nicht mehr in den Spiegel; denn man will nicht wissen, wie man gestaltet ist. Den Arzt, der das bedenkliche Gesicht macht, ruft man nicht mehr: nun muß die Krankheit doch besser werden. Ein Bauer, der am nächsten Tag unbedingt sein Heu einfahren wollte, sieht den Himmel sich dunkel überziehen. Er steigt auf die Holzkiste, er klopft ans Wetterglas. Es zeigt auf viel Regen. Da zerschmettert er in seiner Wut das böse Wetterglas auf dem Steinboden des Flurs: nun muß es doch gutes Wetter geben.

Welche Torheit! Torheit dieses Kranken, dieses Bauersmannes! Torheit derer, die dem bösen Wetterglas, die dem Worte Gottes zürnen! Es liegt doch nicht am Wetterglas, daß es so zeigt, wie es zeigt, sondern an dem Sturm, der in der Luft liegt. Es liegt nicht am Worte Gottes, daß es dir kein Gutes, sondern allewege Böses weissagt, sondern an dem Gericht, das über deinem Leben hängt, weil du dein Leben in der Sünde lebst und nicht in Gott. Und dieses Gericht kommt, ob du noch so sehr dem Worte Gottes gram bist, ob du dir die Augen verbindest, um es nicht zu sehen. Das hilft ja nichts, Gottes Wort behält doch recht. Ahab lag doch am Abend erschlagen auf seinem Wagen, ob er auch den Micha voll Wut ins Ge-

fängnis geworfen hatte. Es gibt ein ewiges Leben, und es gibt einen Ort, da wird sein Heulen und Zähneklappen. Das sagt Gottes Wort, das hat uns der Mund der ewigen Liebe selbst verkündigt.

Willst du dereinst von den Flammenaugen, willst du von der Hand, die wider dich schreibt, willst du von dem Richter der Welt dich abwenden und sagen: „Ich bin ihnen gram“? Glaubst du, daß du das dann noch kannst? Glaubst du, daß das helfen wird? Nein, dann wird kein Ausweichen mehr möglich sein, dann, wenn wie ein Donnerschlag in dein Leben hineinfährt die Stimme Gottes: „Du Narr!“ Dann kannst du dein Leben nicht mehr in Ordnung bringen, dann ist es zu spät!

„Frage doch heute des Herrn Wort!“ Wer der Wahrheit gram ist mit ihrem Ernst, dem wird sie ewig fern sein mit ihrem Trost. Darum sei ihr nicht gram! Rede nicht also, sondern beuge dich unter das Urteil des Wortes Gottes über dein Leben! Dann wirst du erfahren, daß es dir nicht allewege Böses, eitel Sturm und Gericht weissagt, sondern frohe Botschaft des Gottes bringt, der Gefallen daran hat, daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe.

Er zog hinab

Im dritten Jahr aber zog Josaphat, der König Judas, hinab zum König Israels.

1. Könige 22, 2

Habt nicht lieb die Welt!

Von dem gottesfürchtigen König Josaphat, zu dem sich der Herr wunderbar bekannt hatte, wird zweimal ein Abweichen berichtet; und zweimal hat Gott ihm seine Propheten in den Weg geschickt, die mit unerbittlich ernstem Wort seine Sünde strafte. Das zweite Mal heißt es: „Darum, daß du dich mit Ahasja vereinigt hast, hat der Herr deine Werke zerrissen“ (2. Chron. 20, 37). Das erste Mal war es seine Verbindung mit Ahab: „Er verschwärgertesich mit Ahab“ (2. Chron. 18, 1), indem er seinem Sohn die Tochter Ahabs zur Frau gab. Da sehen wir Josaphat an der Wegbiegung, an der wir noch die Fußspuren des Lot bemerken, der von Abraham sich trennte und nach Sodom zog und dort Gemeinschaft machte mit den Feinden Gottes; an der Wegbiegung, an der Demas sich trennte vom Apostel Paulus: „Er hat mich verlassen und diese Welt lieb gewonnen“ (2. Tim. 4, 10). Auch Josaphat hat auf diesem Wege argen Schaden gelitten, und nur durch Gottes wunderbare Gnade, zu der er in der Stunde der höchsten Not seine Zuflucht nahm, wurde sein Leben erhalten und er wieder zu rechtgebracht.

Es kam wohl ganz allmählich, er merkte es selber kaum, wie sich die Fäden von seinem Hof in Jerusalem zu dem gottlosen Hof von Samaria spannten. Es war wie bei den Weichen, die sich messerscharf an die Schienen heranlegen, so daß man kaum sieht, wo sie anfangen, aber sie bringen den Zug in eine völlig andere Richtung. Es war der Anfang von viel Herzeleid und tiefer Schuld. Durch Isebel und Ahab verführt, hätte Josaphat beinahe sein Leben und seine Krone verloren.

Wer das klare Gebot der Schrift: „Habt nicht lieb die Welt!“ (1. Joh. 2, 15) gering achtet, der muß es sich hernach von Gottes Propheten sagen lassen, was dem Josaphat bei seiner Heimkehr entgegengehalten wurde und ihn zur völligen Umkehr brachte: „Sollst du so dem Gottlosen helfen und lie-

ben, die den Herrn hassen? Und um deswillen ist über dir der Zorn vom Herrn“ (2. Chron. 19, 2). Wie weite Wegstrecken liegen im Leben manches Jüngers des Herrn unter diesem dunklen Schatten, unter dem Zorn Gottes, statt daß der Sonnenschein der Gnade sie bestrahlte! Denn viele haben Gemeinschaft gemacht mit dem Geist dieser Welt und seinen Kindern.

Später heißt es von Joram, dem Sohn des Josaphat, daß er in der Sünde Ahabs lebte; „denn Ahabs Tochter war sein Weib, und er tat, was dem Herrn übel gefiel“ (2. Kön. 8, 18). Das war auch eine Frucht von dem Sündenweg des Josaphat, von seiner Weltfreundschaft. Soweit hatte er wohl, als er sich mit Ahab befreundete, nicht gehen wollen, das hatte er wahrscheinlich nicht vorausgesehen.

Aber wenn wir einmal Freundschaft mit der Welt gemacht haben, dann ist das Einhalten schwer. Wir können uns nicht vornehmen: „Ich werde schon zur rechten Zeit umzukehren wissen, ich bleibe doch Herr meiner selbst und lasse es nicht zu weit kommen.“ Man muß dann weiter gehen, als man selbst will, und die Kinder gehen weiter, als die Eltern es vorhatten. So ist hier Ahabs Fluch, dem sich Josaphat selbst hatte entziehen können, doch über sein Haus gekommen durch die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des Ahab. Der Weg der Freundschaft mit der Welt führt Gotteskinder weit, weit ab von der göttlichen Linie, die der Herr für ihr Leben vorgesehen hatte. „Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft“ (Jak. 4, 4).

Auf solchen Wegen ist auch das Zeugnis verhindert, das wir gerne für den Herrn ablegen möchten. Vielleicht hatten wir vorher die Absicht, unser Zeugnis nicht zu verleugnen. Josaphat hat es auch versucht, ein Wort für den Herrn anzubringen und auch für einen Augenblick damit Eingang gefunden, aber er hatte keine Vollmacht, er drang nicht durch. Im Gegenteil! Wiewohl der Herr durch seinen Propheten wie mit einem Posaunenstoß seinen Warnungsruf erklingen ließ, wurde Josaphat doch mit hineingezogen in den weiteren Sündenweg des Ahab. Die Warnung des Propheten Micha (1. Kön. 22, 15–28) war deutlich, und das ganze Auftreten des Mannes trug den Stempel der Wahrheit Gottes an sich. Aber als er ausgeredet hatte, da sagt der Bericht: „Also zogen hinauf Ahab und Josaphat in den Krieg gegen die Syrer“, vor dem sie doch Gottes Prophet so erschütternd ernst gewarnt hatte.

Also? Auch Josaphat? Man erwartet etwas ganz anderes. Man erwartet: Also schied sich der Gottesfürchtige von dem Gottlosen.

Lieber zu eng- als zu weitherzig

Aber nein, er geht mit ihm auf dem Wege des Untergangs. Josaphat hatte sich schon zu tief mit Ahab eingelassen und hatte nun nicht mehr die Kraft, sich von dem ins Verderben rollenden Geschick Ahabs zu lösen. Das hätte ja wie Feigheit aussehen können. Für seine inneren Gründe hätte der gottfremde Ahab ja kein Verständnis aufgebracht. Also ging Josaphat seinen Sündenweg bis zu Ende. Er war nicht mehr in dem feinen inneren Zusammenhang mit dem Herrn wie vorher.

Das ist der Verlust, den Gotteskinder auf solchen Wegen erleiden: der stille Umgang mit dem Herrn, das heimliche Lauschen auf Gottes leise Stimme geht ihnen verloren. Es verrücken sich ihnen die Maßstäbe. Sie verlieren ihr Ziel aus dem Auge. Sie werden abgestumpft gegen Gottes Warnungen. Auf dem Zauberboden dieser Welt hören die Ohren, die an Gottes Wort gewöhnt waren, nichts mehr, und die Augen werden blind für den Wink des göttlichen Auges, für das Wetterleuchten des Gerichts, und die Zunge wird stumm. Man kann nicht vom Himmel reden bei denen, die nicht himmlisch gesinnt sind. Und ob das Gewissen sich eine Zeitlang verzweifelt wehrt, die Gründe des Verstandes, die Macht der gesellschaftlichen Bindung, die Scheu des natürlichen Herzens vor der Schmach, das alles überwältigt das Gotteskind: „Er zog hinab.“

Und ob ein Jünger des Herrn tausendmal vorher die Absicht hatte, den anderen zum Segen zu sein, wir können es immer wieder erfahren: Wenn wir uns gegen die Warnung des Wortes Gottes von dem klar gewiesenen Weg wenden auf die Straße derer, die den Herrn hassen, dann haben wir keinen Verheißungsboden unter unseren Füßen. Und ob wir in unserer Verblendung uns gerne als Zeugen des Herrn fühlen und betätigen möchten: es ist eine große Selbsttäuschung.

Wir gewinnen die Welt nicht, sondern die Welt und ihr Geist gewinnt uns oder in uns einen Teil unseres Herzens. Wenn wir doch darauf achten wollten bei allen Lockungen der Freundschaft dieser Welt, wenn doch unsere jungen Brüder

dies vor Augen haben wollten bei jedem Gedanken an eine Verlobung: wir dürfen uns nicht täuschen lassen, auch nicht durch frommen Schein! Und ob auch Ahab 400 Propheten des Herrn, wie er sie nannte, um sich sammelte und befragte (1. Kön. 22, 6), er war ein Feind Gottes und seiner Wahrheit.

Und ob es noch so sehr anders schien, er ging mit List um, um Josaphat für seine Zwecke einzufangen. Darum war er so freundlich, darum der glänzende Empfang und die großen Feste (2. Chron. 18, 2). Hüte dich, wenn die Welt dir freundlich ist! Ob die Menschen es nicht böse meinen, der Fürst dieser Welt führt immer Böses im Schild gegen Jesu Jünger. Seine Stricke sind fein, aber stark; seine Netze gut verborgen, die Minen sicher gelegt. Hernach sieht man die Ruinen eines Lebens, das wundervoll anfang. Wohl uns, wenn wir Angst haben vor der Welt Freundschaft, wenn wir uns dort nicht wohl fühlen, wenn es uns unheimlich wird bei ihrem Spaß und Scherz!

Wir wollen lieber fliehen und uns auslachen lassen, als dem Herrn Schande zu machen und Gottes Zorn auf uns zu laden. Viel lieber zu eng- als ein wenig zu weitherzig! An dem Eingangstor zu solchen Weltfreundschaften steht für Gotteskinder das Schild: „Gefahr: Starkstromleitung!“ Wer die Macht des Satans und die Kräfte der Finsternis gering schätzt und nicht mit Furcht und Zittern seine Seele in den Händen trägt im genauen Gehorsam gegen das klare Wort Gottes, von dem werden wir mit Trauer und Wehmut bald berichten müssen: „Er zog hinab.“

„Wunderlichkeiten“ des Glaubens

2. Könige 4, 18–28

Gott kann!

Es war ein schwerer Tag für die Sunamitin, als das Kind, das Gott ihr auf die Verheißung des Propheten Elisa hin geschenkt hatte, von einem Sonnenstich getroffen, auf ihrem Schoß, auf dem sie es trotz aller drängenden Arbeit dieses Erntetages stundenlang gepflegt hatte, starb. Wie mögen ihre Gebete zu Gott emporgedrungen sein – „bis an den Mittag; da starb er“ (Vers 20)! Das Schlimmste trat ein, ohne daß Gott sie erhört hatte. Sie hatte gebetet und geschrien, aber es war keine Antwort gekommen. Hält Gott sein Wort nicht? Spielt Gott mit einem Menschenherzen? Erst hat er ihr diesen Sohn wider alles Erwarten geschenkt und nun wieder genommen. Oder gibt es überhaupt keinen Gott und nur ein tückisches, blindes, launenhaftes Geschick?

Wie zu Jairus die Boten kamen: „Deine Tochter ist gestorben; was bemühest du weiter den Meister?“ (Mark. 5, 35), so erwachte wohl auch in der Frau aus Sunam diese Stimme: „Gib das Beten auf, es hat doch keinen Zweck!“ – Aber das, was damals der Herr dem Jairus zurief: „Glaube nur!“, das hat schon diese Frau geübt. Sie glaubte! Auf den Trümmern ihres kurzen Glücks sank sie nicht in Verzweiflung und Schwermut zusammen, sondern gerade da richtete und reckte sich ein Vertrauen zu Gott empor, das uns in Erstaunen setzen muß. Sie trug ihren toten Knaben hinauf in das Prophetenstübchen (von dem alle Prophetenstübchen ihren Namen haben) und legte das Kind dort auf das Bett des Mannes Gottes. Was soll das? Wie wunderbar! Wie seltsam! – Ja, in der Not des Glaubens kommt wohl einmal ein Verhalten zum Vorschein, das allen anderen wunderbar und unverständlich erscheinen muß, für den Glauben aber ist es das einzig mögliche. Es ist der Ausdruck der innersten Gesinnung und Stimmung des Herzens.

Der Mann Gottes hatte der Frau dieses Kind angekündigt. Es war Gottes Kind, das ihr von Gott geschenkte Kind. So war es auch Gottes Sache, daß dieses Kind gestorben war. Mit die-

sem Gedanken legt sie den Knaben auf des Propheten Lager. Er und sein Gott müssen nun sehen, was geschehen muß: „Ich glaube! Ich habe es nur mit Gott zu tun, der nicht Hoffnungen weckt und erfüllt, um sie dann wieder zu zerstören.“ Keine Klage äußert sie Menschen gegenüber, sie verschweigt das Geschehene sogar ihrem Mann. Es hilft gar nicht, darüber mit anderen zu reden. Die Geschichte dieses Kindes und seiner Geburt ist für sie eine Geschichte mit Gott und ein Erleben der Macht und Gnade des Herrn. So kann auch diese neue Erfahrung sie zu nichts anderem führen als zu einer Zuflucht-nahme zu Gott. Gott hat ihn getötet, er kann ihn auch wieder lebendig machen.

Ist das Eigensinn, ist das Trotz? Nein, es ist Glaube! Wunderlich erscheint es vor den Menschen, aber nicht wunderbar vor Gott. Es sind Gottes Helden, die Helden des Glaubens, die trotz aller zuwiderlaufenden Erfahrungen dennoch an Gottes Allmacht und Gnade festhalten. „Frauen haben ihre Toten durch Auferstehung wiederbekommen“ (Hebr. 11, 35). Da sind gemeint die Witwe zu Zarpath (1. Kön. 17) und diese Sunamitin. Sie stehen unter den Helden des Glaubens in Gottes Buch.

Wahnsinn scheint das Tun der Frau zu sein. Fast kommt es einem vor wie das Symptom einer leisen geistigen Gestört-heit. Es ist so wunderbar wie das Verhalten der Mutter des Mose, die ihr Kind, das Pharaos ins Wasser zu werfen drohte, gerade in dasselbe Wasser im Kästchen in das Schilf legte (2. Mose 2). In beiden Fällen war es nicht Wahnsinn, nicht wunderbar: es war Glaube! Die Frau gab das Kind aus ihrer Hand in Gottes Hand. Sie räumte den ganzen Schauplatz ihres Lebens der Allmacht Gottes ein. Wie bei Moses Mutter, so war auch bei der Sunamitin ihre Handlungsweise das Ergebnis tiefster Glaubensnot: dieses Hinauftragen des Kindes auf das Bett des Propheten. Die ganze Geschichte dieses Kindes lag für sie in einer Höhenlage über der natürlichen. Es war für sie nicht eine natürliche Sache, sondern eine Glaubenssache. Darum hatte sie jetzt auch der Tod des Kindes in eine Glaubenshöhe hineingehoben. Sie sprach nicht: „Nun ist Schluß, nun ist alles aus“ – das wäre natürlich gewesen –, sondern sie sprach: „Gott kann! Er kann auch aus den Toten erwecken!“ – Ein „wunderliches“ Verhalten? Es war Glaube!

Ist nicht vielleicht dieses „Wunderlichsein“ gerade die Eigenart des Glaubens? Für die anderen, die dem Glaubensle-

ben fremd sind, mag es wirklich den Eindruck machen, als wären solche Leute ein bißchen verrückt. Sie sprechen laut, wenn sie allein sind, als sprächen sie mit sich selbst. Man sieht ihre Mienen schmerzbewegt, wo man keinen Grund dafür bemerkt, oder voll Freude und Frieden, wo man das Gegenteil erwarten müßte. Sie tun manches, was unerklärlich ist, und sind „wunderlich“, weil sie mit einem Unbekannten, Unsichtbaren rechnen und reden. Sie sind „trunken“ im Glauben. Das befremdet die anderen.

Wer glaubt, den zieht es hin zu seinem Herrn

Es ist schwer, wenn jemand solche Glaubenwege einsam gehen muß. Der Gatte der Sunamitin, überbeschäftigt an diesem Erntetag, hatte den Zwischenfall mit dem Knaben offenbar schon vergessen und dachte nichts Arges, als seine Frau sich verabschiedete, um zu dem Propheten zu wandern. Auf seine verwunderte Frage, warum denn gerade heute, da doch kein besonderer Feiertag sei, antwortete sie nur: „Es ist gut“ (Vers 23).

Eine wunderliche Antwort: „Laß gut sein!“ Sie kann es ihm nicht sagen. „Ich kann ihm zu seinen anderen Lasten am heutigen Tage nicht auch noch diese Sorge auflegen. Er hat genug zu tragen.“ Wir wundern uns dieser kurzen Antwort und dieser Kraft der Frau. Es steckt viel dahinter. Unter einsam getragenen Lasten erstarrt der innere Mensch.

Oder ist es nicht die Rücksicht auf ihren Mann, sondern eine innere Unmöglichkeit, die furchtbare Tatsache auszusprechen? Es tut zu weh. „Vielleicht wird das Kind wieder erweckt, dann will ich es ihm alles sagen. Ich kann meine Not noch nicht anderen klagen, solange ich noch auf Gottes Wunder warte. Ich kann es nicht über die Lippen bringen, das Entsetzliche. Erst will ich abwarten, ob Gott nicht noch alles wendet.“ Das ist Glaube. Der Glaube hat noch Vorbehalte, auch wenn das Schrecklichste geschehen ist. Er will Gott mit hineinrechnen in sein Erleben. „Schickt Gott keine Hilfe, dann will ich hinnehmen, was von seiner Hand kam. Aber erst will ich Gottes Willen darüber kennenlernen und mich nicht einfach in das Natürliche schicken. Ich kann das letzte, schwerste Wort nicht sprechen, ehe Gott gesprochen hat.“ „Laß gut sein!“ Wunderliche Antwort, eine Antwort des Glaubens!

Oder war vielleicht der Mann dem Glauben fremd und ganz anders gesinnt? Vielleicht mußte sie vor ihm ihre Gebete verstecken und ihren Glauben verbergen. Fast möchte man diesen Eindruck aus der Geschichte gewinnen. Er war ihr nicht im Wege (Vers 10), aber er hatte kein Verständnis für ihre innerste Stellung. Ja, dann war es doppelt schwer für diese Frau. Reich war sie und doch so voll tiefen Entbehrens. Es ist schwer, wenn man verständnislosen Fragen gegenüber mit dem Wort „Laß gut sein!“ einen Schleier decken muß über das innerlichste Erleben. Vielleicht hatte sie sogar Spott zu befürchten oder, was oft noch mehr weh tut, ein gutmütiges Lächeln: „Man muß ihr ihre Religion lassen.“ Oder würde er sie sogar von ihrem Wege abzubringen versuchen: „Mach dich doch nicht lächerlich!“

Der Mann hat wohl schon öfter solche Antworten bekommen, wenn die Frau merkte, daß sie mit ihm nicht über ihre tiefsten Glaubenserfahrungen sprechen konnte: „Laß gut sein!“ Da zieht der Glaube sich zurück. Wie oft ist solches Sichzurückziehen nötig! Und im langen Zusammenleben mit einem Menschen, den man liebhat, der aber das innerste Glaubensleben nicht versteht, hatte sich diese Frau an ausweichende Antworten gewöhnt. Innerlich ging es wie ein Schluchzen durch ihre Seele, äußerlich war sie scheinbar ganz ruhig. Der Glaube muß sich zurückziehen und hinter „wunderliche“ Worte verstecken.

„Also zog sie hin“ (Vers 25). Also? Es war doch Unsinn! Ja, Unsinn für den natürlichen Menschen, aber ein ganz folgerichtiges „Also“ für den Glauben. Sie wollte dem Mann Gottes ihr Leid klagen und es damit vor Gott bringen. Sie zog hin zu Gott trotz aller Fragen, alles Abratens, aller bedenklichen Gesichter, alles heimlichen Spottes, alles mitleidigen Nachblickens: sie zog hin. Wer glaubt, den zieht es hin zu seinem Herrn. Wie manches selige Gotteskind, das von seiner Umgebung nicht verstanden wird, ist innerlich immer auf dem Weg zu seinem Herrn, immer im Vorzimmer des ewigen Königs und hat darum trotz aller Not noch Sonnenschein im Herzen und auf dem Angesicht.

Der Prophet, der die Frau von weitem kommen sah, schickte ihr seinen Diener Gehasi entgegen, sie zu fragen, ob es ihrem Mann und Sohn wohlgehe. Sie sprach: „Wohl“ (Vers 26). Heute würden wir sagen: „Danke, gut.“ War das eine Lüge? Es war ein kurz abweisendes Wort Gehasi gegenüber, den sie in seiner Unlauterkeit durchschaut hatte. Man kann schon nicht jedem auf seine Frage nach dem äußeren Befinden Antwort geben. Die Fragen sind oft so leicht hingeworfen, gedankenlos, aus Neugier, nur der äußeren Form nach. Aber noch viel weniger kann man in tiefer innerer Not auf solche schnelle Frage hin so im Vorbeigehen sich aussprechen. Unsere Fragen tun oft so weh, Fragen, die so teilnahmsvoll klingen und doch so teilnahmslos sind. Auch beim flüchtigen Grüßen sollten wir Augen haben für die innere unausgesprochene Not des anderen und uns gegenseitig helfen. Und wenn wir merken, es liegt ein Druck auf einer Seele, dann wollen wir nicht plump oder zudringlich weiter fragen, dann ist es viel besser, verständnisvoll zu schweigen oder die Hand zu drücken.

Sollen wir das nun eine Lüge nennen, wenn einer auf eine leicht hingeworfene Frage nach dem Befinden so leichthin antwortet: „Danke, gut“, aber drinnen, da frißt der Kummer über Not in der Familie, im Geschäft, im Leben der Kinder? Wohl dem, der es versteht, so zu fragen, daß sich ein beschwertes Herz erleichtern kann!

Hier die Sunamitin konnte im Blick auf ihr Befinden eigentlich nicht sagen: „Es geht mir wohl.“ Wahrlich, ich möchte keiner halben und keiner zehntel Unwahrheit das Wort reden, aber verstehen möchte ich das wunderliche Wort dieser Frau, mit dem sie den Schwätzer Gehasi abweist. Wenn er beim Anblick des Leides, das ihm gegenübersteht, das Leid nicht sieht und darüber verstummt, dann möchte ich es ihr nicht übel deuten, daß sie mit diesem kurzen Wort sich von dem lieblosen Frager wendet zu dem Mann Gottes, bei dem sie mehr Verständnis erwartet. Auch diese Antwort möchte ich zu den Wunderlichkeiten des Glaubens rechnen.

Und dann wieder eine wunderliche Handlung: „Sie hielt Elisa bei seinen Füßen“ (Vers 27). Ja, das war wirklich wunderbar. Es war gegen jede Form und jeden Anstand. Es war so ungewöhnlich, daß Gehasi sie wegstoßen wollte. O ihr korrekten Leute, bei denen immer alles nach der rechten Form

gehen muß, die ihr kein Verständnis habt für das Wallen im Gemüt eines aufgeregten Menschen, einer zum Tod betrübten Mutter, für den Kampf, der im Inneren tobt! Versteht ihr es nicht, daß diese wunderliche Art zu handeln bei dieser Frau nichts anderes war als das Zufluchtnehmen zum Mann Gottes und damit letztlich zu Gott? Sie verstehen es nicht. Das sind die Leute, die schnell bei der Hand sind mit dem Wort: „Wer wird denn so weinen? Man muß sich doch fassen können und nicht so exaltiert sein!“

Der Prophet hat die Lage alsbald durchschaut. Sein Seelsorgerblick sieht: Hier ist ein Mensch aus dem Gleichgewicht gekommen, hier ist Not. – Er ärgert sich nicht über solche Ungewöhnlichkeiten und schilt sie nicht. Er ist innerlich getroffen: „Laß sie! Denn ihre Seele ist betrübt, und der Herr hat mir’s verborgen.“ Demütig beugt er sich vor dem Handeln Gottes. Überrascht schaut er auf die Not zu seinen Füßen, aber liebevoll, und faßt mit lindem Wort die wunde Seele an, um sie aufzurichten.

Wenn wir das doch auch lernen wollten! Wenn wir, um z. B. daran zu erinnern, bei Neuerweckten die wunderlichen Dinge, die dort vorkommen, doch mit zarten Händen angreifen möchten! Ja, da hört man oft wunderliche Dinge erzählen; und wir könnten vielleicht noch mehr ähnliches berichten als die, die mit lautem Wortschwall über solche Dinge herfallen. Welch unsinnig verzweifelte Worte, Welch exzentrische, überglückliche, schwärmerische Pläne kommen da wohl zutage! Wer da gleich zufährt und schlägt, der ist kein Seelsorger. Seelsorger kann nur sein, wer den Blick hat durch solche Wunderlichkeiten hindurch in die innerste Not und das tiefste Glück einer Seele und dann mit liebevollen Händen zugreift, um zurechtzuhelfen.

In der Liebe bleiben

Dann kommt ein bitteres, ungerechtes Wort der Frau: „Sagte ich nicht, du solltest mich nicht täuschen?“ (Vers 28). Solange hat sie an sich gehalten und ihren Schmerz im Inneren verborgen. Jetzt, wo sie vor dem Propheten steht, da entfährt ihr dieser Vorwurf, mit dem sie dem Elisa unrecht tut. Aber dieser antwortet ihr darauf nicht, sondern wendet sich alsbald zu dem Weg, zu dem Gott ihn treibt, um der Frau zu helfen. Ge-

rade so hatte Elia gehandelt, als ihm in gleicher Weise die Witwe zu Zarpath ungerechte Vorwürfe machte. Auch er hatte sich mit keinem Wort verteidigt, sondern sich zu der Gebetsaufgabe gewandt, die Gott ihm damit anwies.

Ach, laßt uns nicht, wenn solchen übertraurigen Herzen ein ungerechtes und scharfes Wort entfährt, alsbald uns zur Wehr setzen und schelten und den anderen niederdonnern, womöglich noch mit Bibelworten! Ein gelindes Wort stillt den Zorn und auch das Leid.

O wie selten verstehen wir
ein Menschenwort im Leben hier!
Wie wir es oben hören tönen,
können wir's schelten, können es höhnen,
weil keiner fragt nach dem stillen Grund,
von dem es aufsteigt zu dem Mund.

Der Prophet bleibt in der Liebe, weil er innerlich in Gott bleibt. „Ihre Seele ist betrübt.“ Das ist nicht nur ein Wort des Mitleidens, sondern auch ein Wort der Anerkennung, der Achtung vor dem Leid, das hier vor ihm liegt. Ihm liegt es fern, auch nur im geringsten wegwerfend zu urteilen: „Es ist doch nur ein Kind, ist das Grund genug zu solcher Bitterkeit?“ Nein, er erkennt freundlich an, daß die Sunamitin wirklich ein Leid, ein schweres Leid hat, und er weiß – ob auch unverständige Leute sagen würden: „Es ist nur ein Kind“ –, daß hier der Glaube der Frau auf dem Spiel steht. Und durch all das wunderliche Gebaren der erregten Mutter hindurch sieht er, daß diese Frau, die damals der Verheißung glaubte, auch jetzt dem Herrn vertraut, selbst diesem Todesfall gegenüber.

Das wollen wir von ihm lernen, diesen Blick und diese Zartheit des Seelsorgers. Was an dem Verhalten eines Gotteskindes in solcher Not unrecht und verkehrt ist – ja, es bleibt unrecht und verkehrt, aber es ist doch durchleuchtet von dem Glauben, der dahinter verborgen lebt, und es kann nur geheilt werden durch die Liebe. Daß dann, wenn wir solchen Wunderlichkeiten des Glaubens gegenüberstehen, all unser Tun und Lassen nichts anderes sei als ein Dolmetscher der frohen Botschaft: „Der Herr ist freundlich der Seele, die nach ihm fragt!“

Für sie beide

2. Könige 4, 29–37

Hier ist Menschenmacht zu Ende

Das war eine Enttäuschung für Gehasi. Der Prophet hatte ihm seinen Stab in die Hand gedrückt und ihm geboten, er solle ihn auf des verstorbenen Knaben Antlitz legen. Mit freudigem Eifer war Gehasi hingegangen, voller Erwartung. Jetzt hatte er, der junge Mann, einen Auftrag von dem großen Propheten Gottes und noch dazu dessen Stab in der Hand. Zum ersten Mal sollte er jetzt ans Werk gehen dürfen, im Namen Gottes eine Tat zu tun. Er eilte seiner Aufgabe zu, eifrig, vielleicht neugierig, seines Sieges gewiß und – kam ernüchert zurück: „Da war keine Stimme noch Fühlen.“ „Der Knabe ist nicht aufgewacht“ (Vers 31).

Wie manche unserer jungen Männer haben sich auch auf den Augenblick gefreut, wo sie einmal „herankommen“ durften, wo sie zum ersten Mal Verantwortung tragen und Aufgaben lösen sollten! Und wie viele sind enttäuscht heimgekehrt! Eilige, eifrige Jugend, erwartungsvoll und dienstbereit, man muß seine Freude daran haben –, und doch ohne Frucht und tief enttäuscht! Warum? Ob auch bei ihnen solch eine innerste Unlauterkeit vorlag, wie wir sie bei Gehasi durch sein Verhalten in der Naemangeschichte (5, 22ff.) kennenlernen? Er hatte Nebenabsichten bei seinem „Frommsein“, er stand nicht in aufrichtigem Gehorsam des Geistes Gottes, sondern nährte heimliche Sünde in seinem Herzen. Wie sollte ihm Gott solche Tat gelingen lassen? Der Prophetenstab macht es nicht, auch nicht das Gegeben und Betragen wie ein Prophet, und jugendlicher Eifer tut es auch nicht. Es kommt an auf eine lautere, ungeteilte Hingabe an Gott; nicht auf die Form, sondern auf die Kraft des Propheten.

Und nach der wollen wir fragen, auch wenn wir uns bei aller ernstesten Prüfung nicht solcher Unlauterkeit und heimlichen Sündenliebe schuldig geben müssen, sondern von Herzen gern, so wahr Gott uns helfe, ihm ganz hingegeben dienen möchten. Worin lag diese Kraft des Propheten?

„Da lag der Knabe tot auf seinem Bett, und Elisa ging hin-

ein und schloß die Tür zu für sie beide“ (Vers 32 u. 33). Der Prophet nahm die von Gott ihm gestellte Aufgabe an. Draußen stand die Mutter, deren Glaube von der Kraft des allmächtigen Gottes ein Wunder erwartete. Draußen stand der enttäuschte Gehilfe, vielleicht mit einem kritischen, ungläubigen Zug um den Mund: „Das gibt ja nichts!“ Der Prophet schaute nicht rechts noch links, stellte nicht viele Fragen, verwandte keine Zeit auf irgendwelche Vorbereitungen oder Hilfsmaßnahmen. Schweigend war er der Mutter gefolgt und hatte auf dem Weg die kommende Aufgabe mit seinem Gott besprochen. Und nun ging er hinein „und schloß die Tür zu für sie beide.“ Da stand der ernste Mann vor dem Lager des toten Kindes im stillen Kämmerlein: er und der Tote eingeschlossen, alles andere ausgeschlossen. Alle Kräfte des Mannes Gottes waren gesammelt für den jetzt vorliegenden Dienst.

Der Fall war nicht kompliziert, sondern lag sehr einfach: das Kind war tot. Der Fall war auch nicht schwierig, der Fall war einfach unmöglich! Auf die Frage, was er hier tun könne, hatte der Prophet auf den ersten Blick die Antwort seines Herzens vernommen: nichts! Hier war Menschenmacht zu Ende. Der Knabe war tot.

„So will ich zur Mutter hinuntergehen und sie zu trösten suchen und auf Gottes heimlichen und allgütigen Rat verweisen.“ Das war der eine mögliche Weg: hinunter.

Aber da war noch ein Weg, der ging hinauf. Menschenmacht war zu Ende. Elisa stand vor einer völligen Unmöglichkeit, seitdem er sich mit dem Toten eingeschlossen hatte. Nach Menschenmeinung saß er jetzt fest, er hatte sich in eine Sache eingelassen, der auch ein Prophet nicht gewachsen war. Aber der Glaube des Mannes Gottes fand, wo der Verstand keinen Ausweg sah, noch einen Ausweg: in Gott hinein! „Er schloß die Tür zu für sie beide und betete zu dem Herrn.“

Ob in solcher Gebetsarbeit auch viele unter uns stehen? Auch um uns her liegen viele Tote. Ja, dann fängt eigentlich erst das innerste Werk an, wenn wir uns um die Toten kümmern, die geistlich Toten. Aber wie viele von uns weichen dieser innersten Aufgabe aus! Sie gehen nicht hinein und schließen die Tür zu „für sie beide“. Es ist nicht so schwer, einen christlichen Rahmen auszufüllen, vielleicht eine biblische Ansprache zu halten oder an maßgebender Stelle mitzuarbeiten. Dabei kann man doch immer dem einen aus dem Wege gehen. Man redet von allem möglichen, man rüstet das Werk zu, viel-

leicht in vorbildlichem Betrieb, man plagt sich müde und matt, und doch geht man nicht hinein und schließt die Tür zu „für sie beide“. Man regt sich auf und berät über viele schwierige Fälle, aber man kümmert sich nicht um die „hoffnungslosen“, „unmöglichen“ Fälle. In unseren Ansprachen reden wir nicht so, daß der Tod offenbar, daß das Elend ans Licht gerückt wird. In der Vielgeschäftigkeit haben wir keine Zeit für die stille Seelsorge, bei der wir dann freilich vor den „unmöglichen“ Fällen stehen würden, und davor fürchten wir uns heimlich, ob wir es vielleicht auch selbst nicht zugeben wollen.

Wo wurde es uns je so überwältigend offenbar, daß wir nichts sind und nichts haben in uns selbst, wo sind uns so die hohen Worte vergangen, ja zum Ekel geworden und ist unser großer christlicher Schein so gründlich zerronnen wie in den Stunden, als wir in einsamer Kammer einem solchen Fall gegenüber standen, der nach menschlichem Maß eine Unmöglichkeit enthielt? Da zeigt es sich, ob wir Vollmacht besitzen von Gott oder nicht. Da, wo wir Leute vor uns haben, die in Todesfesseln liegen, denen sie sich und denen wir sie nicht entwinden können, verstehen wir das Wort: „Diese Art fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten“ (Matth. 17, 21).

Das innerste Werk

Liebe Brüder, weicht diesem innersten Werk nicht aus: „Er ging hinein und schloß die Tür zu für sie beide!“ Gott möge uns solche jungen Männer geben, die nicht nur bereit sind zu mancher Handreichung und treuem Helferdienst, sondern die sich ihm hingeben für die „hoffnungslosen“ Fälle; die hingehen und schließen die Tür zu für sich und den einen, den Gott ihnen aufgelegt hat; die sich innerlich sammeln auf das eine große Ziel unseres ganzen Werkes, daß Tote lebendig werden; die den Weg finden aus der „unmöglichen“ Situation heraus in den allmächtigen Gott hinein; Männer, die eine Gebetsarbeit, die Gott ihnen auferlegt hat, durchführen, bis die Erhörung kommt; Männer, die sich, nachdem sie einmal die Tür hinter sich und einer solchen Sache zugeschlossen haben, nicht mehr davon losmachen wollen und können. Sie sind in heiliger Stunde an diese eine Aufgabe mit ihrem ganzen Leben herangebunden worden und kommen nicht mehr davon los.

Vielleicht müssen sie auch warten, wie Elisa warten mußte. Der Knabe wachte nicht alsbald auf, und es ist nicht immer ein Zeichen, daß nichts geschehen wird, wenn nicht alsbald etwas geschieht. Gott kann uns auch aufs Warten weisen. Und dann mögen wir wie Elisa im Hause umhergehen „einmal hierher und daher“ (Vers 35). Wir haben vielleicht im übrigen Arbeitsfeld zu tun und können manche Dinge nicht aufschieben, die jetzt erledigt werden müssen.

Aber innerlich sind wir immer beschäftigt mit der einen Sache. Sie treibt uns um. Sie läßt uns keine Ruhe. Ich kann mich nicht damit zufrieden geben, daß manches andere mir gelingt, ich darf und will mich nicht zerstreuen und aufreiben lassen durch andere auch nötige und wichtige Aufgaben; nein, oben in der Kammer, wo der Tote liegt, da ist mein Herz. Und alles andere ist für mich nicht in Ordnung, wenn dies eine nicht in Ordnung kommt. Dies eine kann ich nicht vergessen und auch nicht darum herumgehen und -reden. Wie die Augen der Mutter den Propheten bei all seinem Tun und Umhergehen verfolgten, so verfolgen mich heimliche hungrige Augen. Man erwartet etwas von mir, für sich selbst oder für andere. Ich habe einmal die Sache angefaßt, und nun muß ich hindurch! Und man sieht Gottes Getreue wieder hinaufsteigen und wieder ihre Gebetsarbeit beginnen – bis es heißt: „Da tat der Knabe seine Augen auf.“

Und nun könnte ich wohl noch einiges darüber sagen, daß man dabei auch die natürlichen klugen Maßregeln nicht übersehen und auch mit seiner Erfahrung zu Rate gehen soll, so wie der Prophet durch seine Körperwärme den Knaben erwärmte. Man könnte wohl auch die Handlungsweise des Propheten als ein sinnreiches Gleichnis dafür betrachten, wie wir uns ganz mit all unseren Kräften und Gaben der Jugend hingeben sollen; mit unserem Mund, mit Augen und Händen ganz eingehen sollen auf das, was ihren Mund, ihre Augen und Hände beschäftigt, kurz: daß wir in einer grenzenlosen Liebe, die nichts für sich zurückhält, uns ganz hingeben an die, die jetzt noch tot sind.

Mir ging es jetzt um das eine, euch aufzurufen, Brüder, daß wir uns nicht erfinden lassen als solche, die in eifriger „Reichgottesarbeit“ dem innersten Kampf, der eigentlichen Not ausweichen und über all ihrem fleißigen Wirken unfruchtbar bleiben für die Erweckung der Toten zum Leben. Nein, wir wollen zu den Menschen gehören, denen Gott solche heiligen La-

sten auflegen kann; zu den Menschen, von denen sich immer wieder im Himmel die Engel zuflüstern: „Er ging hinein und schloß die Tür zu für sie beide.“

Für sie beide! Wer ist denn jetzt der andere für dich, mit dem du dich eingeschlossen hast? Hast du keinen, um den du wirbst, für den du ringst mit Gott, keinen Menschen und keine Aufgabe deines Arbeitsfeldes, die dich so ins Gebet treibt zu Gott? Brüder, laßt es euch sagen, die Zeiten, in denen ihr ohne solche Gebetsarbeit seid, das sind die unfruchtbaren Zeiten eures Lebens, das sind die armen Zeiten. Bittet den Herrn, daß er euch würdige, daß Menschen etwas von euch erwarten und ihr ihnen dann helfen könnt dadurch, daß ihr euch flüchtet im Gebet in die Allmacht des lebendigen Gottes!

Ich meinte – ich weiß

2. Könige 5

Zwei Welten

Es ist ein schreckliches „Und“, das da in dem kurzen Bericht über Naeman steht, der uns wie der zusammengedrückte Inhalt eines Passes mit wenig Worten über den Mann orientiert: Feldhauptmann – ein trefflicher Mann vor seinem Herrn – hoch gehalten – durch ihn gab der Herr Heil – ein gewaltiger Mann – und aussätzig (2. Kön. 5, 1). Ein furchtbares „Und“, das zwei Welten miteinander verband. Gewaltig! Das war eine Welt voll Glanz. Und aussätzig! Das war eine Welt voll Elend und Hoffnungslosigkeit. Gewaltig! Das war der Schein. Und aussätzig! Das war die Wirklichkeit.

Naeman lebte in beiden Welten. Aber mit seiner innersten Seele lebte er eigentlich nur in der Welt des Elends. Keine Frage aus der Welt seines Berufes und seines Amtes hat ihn entfernt so gequält wie die Frage, ob er wohl loskommen könnte von seinem Aussatz. Nicht um seine Heere und Schlachten, sondern nur um seinen Aussatz kreisten in stiller Stunde der Nacht seine Gedanken. Was half ihm all das andere, wenn nicht diese Not von ihm genommen wurde! Durch jede fröhliche Stunde im Familienkreis, durch jeden Tag des Ruhmes und der Ehre, durch jeden Augenblick der Huldigung seines Königs oder seiner Soldaten blitzte dieses furchtbare Wörtchen hindurch: „und aussätzig!“ Schließlich kannte er nur noch dieses eine Wort: Aussatz. Das stand zwischen ihm und seiner Familie, zwischen ihm und seinen Lebensaufgaben, zwischen ihm und der ganzen Welt, auch zwischen ihm und seinen Göttern, die ihm nicht helfen konnten.

Da war die Hoffnung in sein Leben hineingetreten: „Elisa, der Prophet Gottes in Israel, der kann ihn heilen.“ Und er machte sich auf den Weg. Vielleicht war diese Reise mit vielen Schmerzen verbunden, aber die Hoffnung sang über seinem Haupt ein fröhliches Lied von Genesung und Gesundheit. Alles wollte er tun, keinen Weg, keine Mühe scheuen, wenn nur das eine aus seinem Leben hinweggeräumt wurde, der Aussatz.

Und nun brauche ich eigentlich für das Wörtlein „Aussatz“

nur immer wieder das Wörtlein „Sünde“ zu schreiben, und wir haben vor uns die Geschichte so unzähliger Menschen, die auch in zwei Welten leben, in einer Welt des Scheins, der scheinbaren Zufriedenheit, des scheinbaren Wohlbefindens, der scheinbaren Fröhlichkeit. Jeder hält sie für glücklich, keiner ahnt, daß da noch eine andere Welt ist, die sie bei Tag und Nacht umgibt, eine Welt, wo andere Zungen reden und andere Augen sie anschauen und andere Stimmen mit ihnen verhandeln, wo sie Tag und Nacht in Spannung gehalten werden. Alles andere verblaßt gegenüber der einen Frage, wie diese unhörbaren, unsichtbaren, quälenden Gewalten zur Ruhe kommen können. Das ist die Welt des bösen Gewissens. Was alles ein Mensch sonst noch ist, beim einen braucht es mehr, beim anderen weniger Zeit, das zu beschreiben; aber furchtbar ist es, wenn ihm in stiller Stunde sein Gewissen wie ein unvermeidliches, entsetzliches, peinigendes Echo immer hinzufügt: „Und aussätzig! Und verloren um deiner Sünde willen!“ Was gäbe man, wenn die Stimme zum Schweigen gebracht werden könnte; was würde man gerne alles tun und auf sich nehmen, wenn nur das Gewissen Frieden fände!

Da begegnet dem unruhigen Mann das Wort von dem großen Propheten in Israel, von Jesus, dem Heiland der Sünder. Wohl ihm, wenn er sich aufmacht, den zu suchen!

Auf falscher Fährte

Und nun sind wir an der Stelle, wo der Sünder dem Naeman zu vergleichen ist. Nun gilt es, die Augen aufzutun, daß wir nicht wie Naeman auf falsche Fährte geraten. Zum König Israels lenkte er seinen Weg; hinter ihm fuhren seine Wagen, und darin saß nicht nur die Dienerschaft, sondern da waren Gold und Silber und Feierkleider. Das war's doch, was er zunächst brauchte. „Zunächst muß ich einmal Geld mitnehmen“, so dachte Naeman. „Das wird helfen; und Empfehlungsbriefe an den König in Israel, die werden mir die Türen aufschließen zu meinem Glück.“

Wie arm ist doch das Geld! Man kann sich so vieles nicht damit kaufen: die Gesundheit nicht, armer Naeman, und auch nicht den Frieden des Gewissens, du schwer Beladener! Wie ohnmächtig sind doch die Menschen! Der König Israels erschrak, als Naeman mit seiner Bitte bei ihm anklopfte. Er

hatte sich sonst wohl gerne fast wie ein Gott verehren lassen, aber es gibt Dinge, vor denen wird der stärkste Mann zuschanden. Dazu gehört die Krankheit, und dazu gehört die Sünde und ein schuldbeladenes Herz, dem man nicht helfen kann. Naeman meinte, er käme durch mit Geld und Menschenhilfe. Und manch einer hat es wohl auch mit seiner Sünde so versucht und hat schmerzliche Opfer gebracht für die Armen, für Gottes Reich, für bedrängte Verwandte; vielleicht, daß dann der innere Druck nachlassen würde. Aber man kann mit Geld sein Gewissen nicht loskaufen aus der Schuldhaft Gottes.

Mancher hat es bei Menschen versucht und ist mit seiner tiefen Not zu Freunden gegangen, die ihm oft geholfen haben; aber in der Not des Gewissens hat die Freundschaft der Welt versagt. Wer sich auf Menschen verläßt, der ist verlassen. In der wichtigsten Frage nach dem Heil unserer Seele stehen oft unsere liebsten Freunde ratlos vor uns, vielleicht noch gar entrüstet wie der König Israels, daß wir bei ihnen für solche Dinge Hilfe suchen.

Der Prophet Elisa ließ den Naeman zu sich entbieten, und wiewohl Naeman nun an der richtigen Türe war, wäre er beinahe doch um sein ganzes Glück gekommen, weil sich ihm sein törichtes Herz in den Weg stellte: „Ich meinte...“ Der Prophet hatte ihm nur seinen Boten gesandt: „Wasche dich siebenmal im Jordan, so wirst du rein.“ Da zog Naeman weg mit Zorn (Vers 10-12).

„Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen“ (Vers 11). Er war gekränkt, daß ihm der Prophet nicht mehr Ehre antat. In dem Augenblick fühlte er sich als Feldhauptmann und dachte nicht daran, daß er für des Propheten durchdringendes Auge nur der Aussätzige war. So entzog er sich der Wunderkraft der Verheißung des Wortes Gottes, die ihm durch den Propheten entgegengetragen war: „Ich meinte...“

Sind nicht viele deshalb an Gottes Gnade vorübergegangen, weil sie meinten, sie müßten von Gott anders behandelt werden als die armen Sünder, die offenbar Verlorenen? Ihre Not hat sie zu Gottes Wort getrieben, aber wie nun Gottes Bote mit ihnen auf den Grund gehen will, wie er sie herausziehen sucht aus der Welt des Scheins, die ihnen doch auch noch wichtig ist, und ihnen mit unerbittlichem Wort nur das eine vor Augen hält: den Ausatz ihrer Sünde – da weichen sie aus, da befremdet es sie, da fühlen sie sich „abgestoßen“, und sie reden von Taktlosigkeit, von zudringlicher Art: „Ich

meinte, man brauche nicht alle über einen Leisten zu schlagen und einen so zu behandeln, als wäre man ganz verdorben; man muß doch nicht jeden auf die Armsünderbank pressen“, und wie die empörten und gereizten Klagen weiter heißen: „Ich meinte...“

Und dann flüchtet der Mensch wieder in seine Welt des Scheins. Er kann um seiner Stellung, um seines Namens, um seiner Familie, auch um seiner Selbstachtung willen sich nicht so herabsetzen lassen. Und er kommt nach Hause, und wie er über dem Erlebnis ruhig wird, da fühlt er sich in seinem Selbstgefühl wohl gehoben, aber dicht an ihn heran drängt sich sein Elend: „und aussätzig!“

Erwarte nichts „Besonderes“!

„Ich meinte, er sollte hertreten und den Namen seines Gottes anrufen.“ Etwas Besonderes hätte der Prophet tun, eine feierliche Handlung vornehmen müssen. Vielleicht ein Opfer mußte dargebracht und mit heiliger Gebärde der Gott des Himmels angerufen werden. In ganz besonderer Weise sollte der Prophet die Hilfe Gottes gerade auf Naeman herabrufen und ihm nicht ein Mittel angeben, das auch jedem anderen Aussätzigen helfen könnte. So geht der Schuldbeladene hin und sucht neue Seelsorger, einen besonders gesegneten Evangelisten auf, der soll noch einmal mit ihm beten, der soll ihm die Hand auflegen. Feierlich soll es sein und ein heiliger Augenblick. Und wieder kehrt er enttäuscht heim. Ob auch ein gesegneter Knecht Gottes in heißem Flehen Gottes Erbarmen anruft, es kann dem nicht helfen, der Gott ausweicht, weil er sich dem klaren Wort des Herrn entzieht: „Wasche dich, so wirst du rein!“

Es klang so einfach, was der Prophet dem Naeman gesagt hatte. Gott wollte dem armen Mann helfen, und in dem Wort der Verheißung lag die Kraft, daß Naeman gesund würde, wenn er im Gehorsam, im Glauben an den Gott Israels getan hätte, was Gott ihm sagen ließ: „Wasche dich, so wirst du rein!“

So einfach klingt die Botschaft, wie ein Sünder loskommen kann von seinen Flecken, wie sein Gewissen zur Ruhe kommen kann: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Zu ihm, deinem Heiland, mußt du gehen und es dir

gefallen lassen, daß er deine tiefe Befleckung reinigt durch sein Blut. Bei ihm muß du anknöpfen, ob er sich deiner erbarmen und dir vergeben will.

Aber „ich meinte, er sollte mit seiner Hand über die Stätte fahren und den Aussatz also abtun.“ Naeman wollte etwas fühlen an seinen kranken Gliedern und wollte etwas sehen von der Wundermacht des Propheten. Wie viele werden dadurch von ihrem ewigen Heil abgehalten, daß sie etwas fühlen wollen. Manche möchten in ihrer inneren Unruhe vor allem einmal recht empfindlich ihre Sünde fühlen, haben sogar den heimlichen Wunsch, wenn sie doch einmal ganz tief gefallen wären, dann würden sie vielleicht die Gnade Gottes eher annehmen können; und sie ahnen nicht, wie sündig sie sind in ihrem Stolz, daß ihr kaltes Wesen, ihr Vorübergehen an Jesus, dem Heiland, ihre Eiszapfennatur mitten unter all den Beweisen der Liebe Gottes dem Heiland schwerer zu tragen ist als die Sünden der Zöllner und Huren.

Oder aber wer unter seiner Sünde leidet, der möchte etwas fühlen, etwas sehen, daß ihm die Sünde weggenommen, daß der Aussatz also abgetan werde. Wenn doch ein Engel käme, wenn sie einen Traum oder ein Gesicht haben könnten, wenn doch eine Flut der Freude und des Friedens sie überströmen möchte! Sie wollen etwas „erleben“, dann würden sie gesund. So meinen sie und wissen nicht, daß dies alles gerade abhalten würde von dem schlichten Schritt des Glaubens, den Gott von ihnen verlangt: „Wasche dich, so wirst du rein!“ Nimm deinen Heiland an, dann wird alles, alles wieder gut!

„Wasche dich, so wirst du rein!“

„Wenn dich der Prophet etwas Großes geheißt hätte, solltest du es nicht tun?“ so fragen den Naeman seine Knechte (Vers 13). Ja, das hätte Naeman sofort getan: „Er hätte mir auferlegen können, was er wollte. Das Geld wäre mir nicht zu schade gewesen und keine Mühe zu groß.“ Und der Sünder, der gerne Frieden hätte, spricht wohl: „Wenn mir doch einer zeigen wollte, wie mein Leben seine rechte Gestalt findet, in hartem Werk, in treuer Pflichterfüllung, wie ich abbüßen könnte und wieder gutmachen, was mein Gewissen beschwert. O wenn ich meine Sünden abwaschen könnte mit Tränen. Ich meine, ich müßte doch etwas Besonderes tun.“

Und ratlos sieht er sich um und sucht einen Ausweg aus seinem Gefängnis. Er liest alle Bücher, er hört jeden Vortrag, er fragt alle Sachverständigen auf religiösem Gebiet. Einem entzieht er sich: „Wasche dich, so wirst du rein!“

„Ich meinte, die Wasser zu Damaskus wären besser denn alle Wasser in Israel“ (Vers 12). So fragt auch der Sünder: „Kann ich allein an dem Kreuz Christi, nur durch seine Veröhnung den Frieden finden? Geht es nicht vielleicht auch auf dem Wege des Buddha? Kann ich zum Vater nach Hause kommen nur über Golgatha?“ Und er durchforscht andere Religionen, er fragt nach den Wassern zu Damaskus und in Indien, in Mekka und China, er wandert noch einmal die tausend Wege der Flucht, die ein Menschenherz zu allen Zeiten erfunden hat und gegangen ist, um seiner Gewissensnot zu entrinnen: „Ich meinte, man könnte Gott auch anders finden als durch Jesus, es seien auch anderswo erhabene Denker, die über die Höhen der Menschheit hinaus den Pfad zum Himmel zeigen könnten.“ Gehe nur zu ihnen! Lausche hinein in alle Jahrhunderte! Aber wenn du dann am Ende deiner Wege bist, und dein Elend sitzt immer noch bei dir und die Stimmen des Gewissens sind nicht zur Ruhe gekommen, dann denke daran, was Jesus sagt: „Wasche dich, so wirst du rein!“

Das Wort „Ich meinte“ hat manchem den Himmel verschlossen, und es wird ein ewiges Quälen sein am Ort der Verdammnis: „Ich habe es wohl gewußt, wie man selig werden kann, aber ich meinte...“

Vielleicht legst du jetzt dieses Buch nieder und wirst einmal stille über diesen Gedanken. Gott schenke dir, daß du den einen kleinen Ausweg siehst, die enge Pforte, die aus aller deiner Not in Gottes Frieden führt! Als Naeman dem Worte Gottes gehorsam war und sich im Jordan wusch, da ward er rein. Und mit einem Schlag war all sein „Meinen“ zu Ende. „Siehe, ich weiß, daß kein Gott ist in allen Landen außer in Israel“ (Vers. 15). Da war das helle Licht in seiner Seele aufgegangen, da hatte sich ihm mit der äußeren Hilfe auch der lebendige Gott offenbart und geschenkt.

Was war das Geheimnis? Er war dem Worte Gottes gehorsam im Glauben. Der Glaube war klein, Naeman brauchte auch noch den letzten Anstoß, daß seine Knechte ihm halfen, Glauben zu fassen; er brauchte auch noch die letzte Lockung, daß er in den Jordan mußte; da winkte ihm die Heilung. Nie wieder hätte man ihm später das Wort „Jordan“ nennen dür-

fen, wenn er jetzt vorübergezogen wäre. Das Wort wäre ein Dorn gewesen in seiner blutenden Wunde. Da hätte er gesund werden können und war vorübergegangen. Aber nun gab er nach und wusch sich und ward rein.

Nun möchte ich sein wie die Knechte des Naeman und dir gut zureden. Wie sie sagten: „Lieber Vater“, so will ich sagen: „Lieber Freund, gib endlich nach, laß dein Meinen und deine eigenen Gedanken fahren!“ Nun will ich noch einmal, wie sie auf den Jordan, hinweisen auf den einfachen, schlichten Weg: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Glaube mir, wenn du an deinem ewigen Heil vorbeifährst, wie Naeman beinahe an seinem Glück vorbeigefahren wäre, wenn du nicht Jesus als deinen Heiland annimmst, es wird die Qual deiner Ewigkeit sein, daß du den Namen Jesus kennst. Der hätte dich gesund gemacht, aber du hast nicht gewollt.

Darum gib dein Widerstreben auf, laß all dein Meinen fahren, bekenne deinem Heiland deine Sünde und laß seine Ver-söhnung, sein Kreuz all deine Schuld bedecken! Dann wird auch dir ein ewiger Morgen aufgehen und dein wundes und müdes Gewissen zur Ruhe kommen in der Vergebung der Sünden, in dem lebendigen Gott. Dann wirst du verstehen, was es heißt: „Siehe, ich weiß, daß kein Gott ist in allen Lan-den außer in Israel.“ Der Gott, der den verlorenen Söhnen den Heimweg bereitet hat in seiner Offenbarung im Alten und Neuen Bund, der Gott, der seinen Heiland gesandt hat, daß er Sünder selig mache, der ist mein Gott.

Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit!

Abgestiegene Leute

Da stieg er ab.

2. Könige 5, 14

„Er soll zu mir herauskommen!“

Mit hohen Erwartungen war der aussätzigte Feldherr vor Elisas Haus vorgefahren. Hier hoffte er endlich, seine Gesundheit wiederzufinden.

Aber der Prophet ließ ihm durch einen Boten sagen: „Wasche dich siebenmal im Jordan, so wird dein Fleisch wieder rein werden.“ Da wurde Naeman zornig. Er meinte, der Prophet sollte mit seiner Hand über die kranke Stätte fahren, daß er etwas davon fühlte, und dabei seinen Gott anrufen. Er meinte, die Wasser zu Damaskus seien besser denn alle Wasser in Israel.

Vor allem hatte ihn wohl das gekränkt, was in seinem entrüsteten Wort zum Ausdruck kommt: „Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen.“ Diese Behandlung trieb ihm doch die Zornesröte ins Gesicht. Das war zu stark. „Er zog weg mit Zorn“ (Vers 12). Alle weichen Stimmen in seiner Seele wurden erstickt durch seine flammende Entrüstung. Die ganze unendliche Not seines jammervollen Doppellebens in Glanz und Elend schluchzte wohl noch einmal laut in seiner Seele empor. Aber er zog weg mit Zorn: „Ich meinte, er sollte zu mir herauskommen.“

Da stieg er ab

„Und er kehrte wieder zu dem Mann Gottes samt seinem ganzen Heer. Und da er hineinkam, trat er vor ihn“ (Vers 15). Wie völlig ist die Situation verändert! An der Stelle, an der sich vorher in ihm alles aufgebaut hatte in „gerechter“ Empörung, kam er jetzt ohne allen Anstoß leicht vorbei. Darüber gab es gar keine Diskussion in seiner Seele, wer jetzt herauskommen oder hineingehen müsse. Er ging einfach hinein und trat vor den Mann Gottes.

Wie hatte sich diese Frage so leicht erledigt? Zwischen dem

„Ich meinte, er sollte“ und dem „Er ging hinein“ lag die bewegteste Stunde seines Lebens: „Da stieg er ab.“ Das war die Stunde, da er sich beugte unter das Wort Gottes, da er von seinem stolzen Roß und hohen Wagen abgestiegen war und sich im Jordan wusch, „wie der Mann Gottes geredet hatte“; die Stunde, da er die wunderbare, heilende und neuschaffende Gnade des Gottes Israels an seinem Leibe erfahren hatte.

Was die äußerste Not vorher nicht fertiggebracht hatte, das wirkte die Gnade. Sie war um ihn geschäftig gewesen, als er wegzog mit Zorn. Zu den Stimmen der Not, die sich wieder stärker aufmachten: „Willst du so wieder heimkehren, so enttäuscht? Soll es nun immer so bleiben und immer schlimmer werden?“, und zu den Stimmen seiner treuen Knechte, die ihm gut zuredeten, war noch eine Stimme gekommen, die hatte ihn übermocht. Das war die Stimme des Jordans. Da war der Fluß. Sie mußten wohl durch ihn hindurchfahren: „Willst du am Jordan vorbeifahren, an deinem Glück, an der einzigen Möglichkeit, gesund zu werden? Das ist der Jordan, von dem der Prophet gesprochen hat: ‚Wasche dich, so wirst du rein!‘“ Es war, als ob das göttliche Wort der Verheißung aus jeder Welle des Flusses nach ihm rief und ihn lockte. Da gewann die Gnade den Sieg gegen den Zorn und den Stolz des Mannes: „Da stieg er ab und wusch sich und ward rein.“

Und nun war er umgekehrt und zu dem Propheten hineingegangen. Natürlich war er hineingegangen. Durch die Gnade gebeugt, war er jetzt in allen Stücken ein „abgestiegener“ Mann. Er hatte eine andere Stellung zu Gottes Volk bekommen, und es war ihm Bedürfnis, Gemeinschaft zu pflegen mit dem Knecht des Herrn, der seinem Leben so wohlgetan hatte. Jetzt kamen ihm keine Bedenken mehr wegen des Standesunterschiedes. Jetzt konnte sich keine Stimme des Stolzes mehr aufmachen: „Müßte der andere nicht herauskommen?“ Solche Fragen kamen ihm jetzt lächerlich vor. Es ist fast, als habe er sich beeilt, daß der Prophet ihm nicht zuvorkommen und aus der Hütte heraustreten könne. Er wollte zu ihm hingehen und ihm danken und den Gott Israels bekennen, dessen er gewiß geworden war. Durch die Gnade gebeugt – ein „abgestiegener“ Mann!

Herunter vom hohen Roß!

Und nun will ich im einzelnen nicht ausführen, wie dieses Erlebnis des Naeman ein wunderbares Sinnbild ist für die Stunde im Leben eines Menschen, wo er absteigt von seinem stolzen Roß, wo er sich endlich beugt unter den Gehorsam des Wortes Gottes und über der Not des Aussatzes seiner Sünde nicht mehr sagt: „Ich meinte dies, und ich meinte das“, sondern alle seine Einwände fahren läßt und sich wäscht; sich wäscht in dem freien, offenen Born wider alle Sünde und Unreinigkeit, sich den Heiland der Sünder gefallen läßt als seinen Heiland und es erlebt: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“

Nur auf dies eine will ich hinweisen: Wieviel Not macht uns im Leben die Stimme in unserem Inneren: „Ich meinte, er sollte!“ In der Familie lähmt sie die Liebe des einen Gatten zum anderen: „Ich meinte, sie sollte doch; ich meinte, er sollte doch.“

Und im Verein? Ach, wie viele Nöte unseres Vereinslebens stammen daher, daß einer vom anderen sagt: „Ich meinte, er sollte . . .“ Versucht es nur einmal, bei wie vielen Meinungsverschiedenheiten in eurem Kreise dieser Satz in euren Mund paßt: „Ich meinte, er sollte . . .“ Und jedesmal, wenn dieser Satz ertönt, legt sich eine Bitterkeit auf das Herz, und dann stoßen die Menschen zusammen, und es gibt Beulen und Wunden und Reibungen und Hitze und scharfe Worte und mürrisches Sichzurückziehen und beleidigtes Beiseitreteten und ärgerliches „die-Brocken-Hinwerfen“ und mehr solcher traurigen Wege.

Ihr Brüder, wie kann das anders werden im Haus, im Geschäft und vor allem auch im Verein? Nur dadurch, daß wir „abgestiegene“ Leute werden, daß wir uns beugen unter dem Aussatz unserer Schuld; tief beugen, immer erneut beugen und absteigen von allen, auch den letzten hohen Rossen unseres Stolzes und unserer ungebrochenen harten Art. Nur dadurch, daß wir immer wieder einmal unseren zerrissenen Schuldbrief studieren und lesen, was alles uns Gott hat vergeben müssen. Dann werden wir auch vergeben können, wenn der andere einmal nicht so handelt, wie er „sollte“.

O laßt uns Freunde der Gnade werden, Leute, deren ganzes Leben aufgebaut wird im Stil des einen gesegneten Entschlusses: da stieg er ab! „Abgestiegene Leute“! Dann werden wir

lächeln können über Fragen von Kompetenzstreitigkeiten und Standesvorurteilen, die uns früher in Harnisch brachten; dann gehen wir grundsätzlich den untersten Weg, auf den wir getreten sind damals, als es von uns hieß: da stieg er ab. Dann werden wir die Kraft haben, „hineinzugehen“, auch da, wo wir früher meinten und vielleicht mit Recht meinten, der andere sollte herauskommen. Durch die Erfahrung der Gnade werden harte Stellen in unserem Denken und Meinen weich werden und wird der stockende Schritt eilen, der Brüder Hand zu fassen, die auch denselben Heiland gefunden haben, durch dieselbe Gnade gerettet sind, demselben König dienen.

Das gäbe ein ganz neues Bild in manchem Verein, wenn Gottes Hand über die Mitglieder käme und ihrer viele sich beugten und dabei – das wäre vielleicht das Wichtigste – sich viele, die schon Gottes Eigentum waren, aufs neue beugten und wieder ganz unten ankämen, ganz unten als „abgestiegene“ Leute: dann könnten sie entgegenkommen, dem anderen nachgehen, die Arme ausbreiten, die Hände ineinanderfügen und zusammenschließen. Sooft uns aber dieser Satz: „Ich meinte, er sollte . . .“ unwillkürlich wieder in den Mund kommt, laßt uns erschrecken! Den spricht man nur auf hohem Roß. Steig ab! – Das sind die gesegneten Vereine und Kreise im Reich Gottes, in denen es solche „abgestiegenen“ Leute gibt.

Ein Tag guter Botschaft

2. Könige 7

Eine Geschichte aus alter Zeit

Die Königsstadt Samaria war in harter Bedrängnis. Das gewaltige Heer der Syrer hatte sich um die Stadt gelagert und sie von aller Zufuhr abgeschnitten. Furchtbare Hungersnot herrschte in ihren Mauern. Ja, es kam bis zu solchen Verzweiflungstaten, daß zwei Frauen sich vereinigten, zuerst den Sohn der einen und dann den Sohn der anderen zu kochen und zu essen, und das bei dem ersten auch wirklich ausführten.

Da hat der Herr auf das Gebet und nach der Vorhersage des Propheten Elisa das Schicksal der Stadt gewandt. Er ließ einen Schrecken über die Syrer fallen, daß sie unter Zurücklassung ihres ganzen Lagers und Trosses in einer Nacht flohen, so daß kein Belagerer mehr vor der Stadt zu finden war. Aber niemand in Samaria wußte von dieser Wendung.

Vier aussätzigte Männer lebten draußen vor dem Tor der Stadt, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft ihres Volkes. Zwischen den beiden Heerlagern war es ihnen schlecht genug gegangen, und am selben Morgen, kurz nachdem die Syrer aufgebrochen waren, kamen sie zu dem verzweifelten Entschluß, sich zu den Syrern zu schlagen, auch auf die Gefahr hin, daß sie dabei das Leben verlieren würden. Aber wie sie den Hütten und Zelten der Feinde sich nahten, wer beschreibt ihre Überraschung: „Siehe, da war niemand“ (Vers 5). Alles hatten die Feinde zurückgelassen, „und die Aussätzigten gingen in der Hütten eine, aßen und tranken und nahmen Silber, Gold und Kleider und gingen hin und verbargen's“ (Vers 8).

Da schlug ihnen ihr Gewissen. „Einer sprach zum anderen: Laßt uns nicht also tun; dieser Tag ist ein Tag guter Botschaft. Wo wir das verschweigen und harren, bis daß es lichter Morgen wird, wird unsere Missetat gefunden werden; so laßt uns nun hingehen, daß wir kommen und es ansagen dem Hause des Königs“ (Vers 9). Kurze Zeit nach dieser Meldung ging das Volk hinaus, und aus den Vorräten des Syrerlagers konnte alle Not gestillt werden.

Gottes wunderbare Hilfe

Eine Geschichte aus alter Zeit! Und nun möchte ich sie wenden und sagen: „Das Himmelreich ist gleich vier aussätzigen Männern, die...“ Können wir nicht diesen Vorgang vor dem Tor Samarias als ein anschauliches Gleichnis nehmen für die Handlungsweise der Bürger des Reiches Gottes? Ich rede jetzt von denen, denen es auch einmal zumute war wie den Einwohnern dieser belagerten Stadt, zu denen auch die vier Aussätzigen gehörten. Ringsum stand der Feind, der Feind ihrer Seele, und die Not des Gewissens stieg von Tag zu Tag. Die Hammerschläge des Gesetzes an ihren Toren ängsteten sie, die Anklagen des Verklägers waren wie der Griff starker Hände, die sie an der Kehle faßten und ihnen den Atem nahmen. Beklommen war ihr Herz. Und ob sie nicht hungerten wie dort die Leute in Samaria, manch einer weiß von Stunden, wo es ihm bei vollgedeckter Tafel nicht schmecken wollte vor innerem Leid, vor Not der Sünde.

Aber dann haben sie gefunden; gefunden wie dort die Aussätzigen vor der Stadt Samaria, daß Gott eine wunderbare Hilfe bereitet hat den Bedrängten und Geängsteten; dann haben sie einen Tag guter Botschaft erlebt, da ihr dankbares Herz es voll Jubel verstehen lernte, warum das Wort von Gottes Heil „Evangelium“ genannt wird, „frohe Botschaft“. Da, wo sonst ihr Bedränger stand, der Verkläger ihrer Seele, da, wo die Angst ihres Herzens immer aufs neue erweckt wurde, wenn sie bei Gottes Wort Rat suchen wollten, da wurde ihnen das Auge geöffnet: „Da war niemand“; niemand, der sie ängstigen durfte, nichts mehr, das sie schuldig sprach. Denn da war der eine Durchbrecher aller Bande, der Tilger aller Schuld. Da stand Jesus, der Mann vom Kreuz, vor ihrer Seele. Das war ein Tag guter Botschaft, als sie aus der Tiefe ihrer Not heraus ihn im Glauben ergreifen durften als ihren Heiland.

Wir dürfen es nicht verschweigen

„Ein Tag guter Botschaft!“ Sollte man nicht meinen, daß alle, die einen solchen Tag erlebt haben, nun kein dringenderes Geschäft kennen würden, als Boten dieser Botschaft zu werden, Verkünder der großen, seligen Wahrheit, daß es Vergebung gibt für die Schuldigen, Frieden für die Geängsteten und

Freiheit für die hart Gebundenen? Ja, sollte man nicht meinen, daß die vier aussätzigen Männer nichts Eiligeres zu tun gehabt hätten, als die wunderbare Kunde von der Errettung in die belagerte Stadt zu tragen? Statt dessen aber taten sie sich selber gütlich, aßen und tranken und verbargen in Selbstsucht und Eigennutz die gefundenen Schätze, um sich später noch gute Tage davon machen zu können.

Wie viele gleichen diesen vier aussätzigen Männern; ich meine, wie viele Jünger des Herrn, die diesen Tag guter Botschaft in ihrem Leben haben heraufsteigen sehen! Sie essen und trinken, sie nehmen und nehmen in alle Taschen, mit allen Händen und verbergen es, aber sie denken nicht daran, auch den anderen zu sagen von der wunderbaren Botschaft. Wie die habgierigen Aussätzigen dort, so denken sie nur an sich selbst, daß sie satt werden. Immer noch schönere Predigten hören, immer noch seliger sich erbauen! Sie singen ihre Lieder zur Ehre des Erretters. Sie danken ihrem Herrn für seinen Frieden, aber sie rühren kaum einen Finger, sie spenden kaum einen Pfennig, damit auch anderen die gute Botschaft gebracht würde. Und ihr Mund bleibt stumm, der Mund, der übergehen sollte vom Rühmen des Wunders, das in ihrem Leben geschehen ist. Sie bringen kein Wort heraus von ihrem Heiland bei denen, die doch so sehr des Heilandes bedürfen. Sie denken gar nicht an ihre große Aufgabe, nach des Meisters Willen Zeuge zu sein von der herrlichen Tat der Erlösung.

Sind solcher nicht auch viele unter uns? Man möchte sie wohl fragen:

Seid ihr so wohl geborgen
und lebt nun ohne Sorgen
und wollet Brüder sehn,
die noch in Finsternissen,
vom Satan fortgerissen,
ins ewige Verderben gehn?

Nein, liebe Brüder: „Laßt uns nicht also tun; dieser Tag ist ein Tag guter Botschaft.“ Denkt an die Not der anderen! Als der verzweifelte Zustand der Bürger der Stadt den Aussätzigen in Erinnerung kam, da wurden sie ernüchert und kamen zur Besinnung: „Wir dürfen das nicht verschweigen.“ Während sie hier aßen und tranken, starben drinnen in Samaria die Leute vor Entkräftung, wurden vielleicht auch noch andere zu

solch wahnsinniger Tat hingerissen wie jene verzweifelte Mutter.

Steht nicht auch uns die Not derer vor der Seele, die von unserer guten Botschaft noch nichts wissen? Wie friedelos ist manches Haus, wie manches Herz ein Abgrund voll Jammer und Leid! Wie hungert um uns her Jugend nach großen Zielen, nach einem Inhalt für ihr Leben! Und wir lassen sie dürsten in dem Brand ihrer Seele, die umkrallt ist von Lüsten und Leidenschaften? Mancher von ihnen ist der Verzweiflung näher, als wir ahnen. Und wir schweigen? Und wir zeigen nicht die Retterhand? Und wir lassen die Strahlen des freundlichen Lichtes der Gnade Gottes nicht in diese Not hineinfallen?

Nein, liebe Brüder: „Laßt uns nicht also tun!“ Als die vier Männer die Botschaft ausgerichtet hatten, da war auf einmal alle Not in der Stadt zu Ende. So hat uns unser Meister keinen anderen Auftrag gegeben als den, daß wir Zeugen sein sollen seiner Heilandstat. Dadurch will er aller Not der Menschen ein Ende machen. Die gute Botschaft sollen wir bringen all denen, die für uns erreichbar sind. Und bald sollen wir sie bringen! „Nur nicht zu langsam, sie sterben sonst darüber“, sagte Vater Bodelschwingh in seinen letzten Tagen.

Wir sind wichtige Leute

Oder meint ihr, ihr seid zu solchem Dienst nicht geschickt? Unreine Leute waren es, aussätzig und krank, die dort an das Tor Samarias klopfen, die frohe Botschaft den Bedrängten zu bringen. Da hat sich niemand an ihrem Zustand gestoßen, da wurden diese sonst gemiedenen Leute zu hochwillkommenen Gästen. Und ob einer verzagen möchte, weil doch sein Leben noch so sehr die Spur der Sünde trägt und noch so vieles bei ihm nicht stimmt, so daß er glaubt, er dürfe die Botschaft nicht weitertragen: es hat dem Herrn gefallen, seine gute Kunde nicht durch heilige Engel in dieser Welt verkündigen zu lassen. Nein, Menschen sollen die Boten sein, Menschen, die selbst in der Not gesteckt haben und die selige Erkenntnis fanden: „Da war niemand! Der Strick ist zerrissen, und wir sind frei!“ Ob auch der Bote oft in seiner Erscheinung nicht recht zur Botschaft passen will, auch der Elendeste und Ärmste, der die Errettung gefunden hat, soll weitersagen, was der Herr an seiner Seele getan hat.

Und um so freudiger wird sein Zeugenwort klingen, je verzweifelter vorher die Not gewesen ist. Gerade dieser Morgen war es ja, an dem es mit der Not bei den aussätzigen Männern zum Überfließen gekommen war. Verbittert, verzweifelt, innerlich zerrissen hatten sie gesagt: „Lassen sie uns leben, so leben wir; töten sie uns, so sind wir tot.“ Mit diesen Worten waren sie zum Lager der Syrer aufgebrochen. Aber jetzt, nach der wunderbaren Entdeckung, hatte ihr Dasein, das sie fast von sich geworfen hatten, neuen Wert gewonnen. Sie, die Geächteten, Verstoßenen, konnten Boten einer guten Botschaft werden. Wie wundervoll kann Gott ein innerlich zerbrochenes Leben durch seine Gnade in seinen Dienst stellen und ein kleines Menschenkind so reich und groß werden lassen, daß sein Leben, an dem ihm früher nur noch wenig lag, jetzt Tiefgang und Ewigkeitswert bekommt, weil es zum Dienst werden darf eines Boten und Zeugen der wunderbaren Gotteserfahrung!

Wie viele, die früher gleichgültig waren, hat der Herr durch seine Liebe wacker gemacht! Den vier Männern hat offenbar nicht viel daran gelegen, ob sie bei Gottes Volk oder bei den Feinden waren, wenn sie nur zu essen bekamen. Aber als sie das große Erlebnis gemacht hatten, da ist ihre Liebe zu ihrem Volk erwacht, und auch durch das Herz dieser stumpfen Männer ging ein bis dahin unbekanntes neues Sichfreuen. Nun hatten sie einen Dienst, nun hatte ihr armes, kümmerliches Leben einen hohen Zweck.

Unnütz waren sie bisher sich selbst und ihrem Volk erschienen, ja, sie lagen nur anderen zur Last. Aber nun erwachte in ihnen das Verantwortungsgefühl: „Wir müssen gehen, wir dürfen nicht schweigen.“ All ihre Selbstsucht war verschlungen von diesem Bewußtsein. Sie waren wichtige Leute geworden. Sie hatten einen Posten bekommen, den sonst niemand ausfüllen konnte. Die scheinbar unnützen Leute wurden zu unersetzlich wichtigen Rettern ihres Volkes.

Sollte uns allen das nicht auch Mut machen? Gilt das, was von jenen Männern gesagt werden kann, nicht in viel tieferer Weise von jedem Mann, der die Gnade unseres Herrn Jesus erfahren hat? Wir sind wichtige Leute geworden, liebe Brüder, ein jeder hat einen Posten, den sonst niemand ausfüllen kann. Ein jeder kann mit seiner Stimme solche erreichen, zu denen bisher noch keiner sprach von dem großen Tag der guten Botschaft.

Und wenn uns die Liebe nicht dazu treibt, liebe Freunde – „wenn es nun lichter Morgen wird, so wird unsere Missetat gefunden“ (Vers 9)! Bald ist die Zeit des Wirkens zu Ende, bald sinkt dein Erdentag hinab. Bald kommt die Stunde, da du vor dem König stehst. Es wird ein lichter Morgen sein und nicht die Finsternis der Gottesferne. Das ist deines Königs, das ist seiner Gnade Werk. Aber wenn er dich dann anschaut und du aus seinen Augen seine Frage liest, wie willst du dann vor ihm bestehen, du, der du alles für dich behalten und verschwiegen hast? Warum hast du nichts getan und bist nicht hingegangen und hast nicht im Gebet darum gekämpft, daß auch die anderen selig würden? „Hast du dich nicht um meine Brüder gekümmert, um die anderen, die dahinstarben?“ So wird der Meister dich fragen. Dann wird deine Missetat gefunden werden.

Dann wird es uns quälen, liebe Brüder: nicht nur das, was wir getan haben, was den Augen des Herrn mißfiel; nein auch das, was wir nicht getan haben, daß wir geschwiegen haben, wo wir hätten reden sollen; daß wir sie haben sterben sehen und sind nicht zu ihnen gegangen; daß sie dahinsanken in Sünde und Leid, und wir haben kein Wort herausgebracht. „Wo wir das verschweigen und harren, bis daß es lichter Morgen wird, wird unsere Missetat gefunden werden.“

Halbe Liebe hält nicht Stich

2. Chronik 25

1. Ein geteiltes Herz

Es ist ein scharfer Maßstab, den Gottes Wort an das Leben der Menschen legt. Es geht ihm nicht darum, daß sie im allgemeinen „fromm“ sind, sondern es urteilt danach, ob die Menschen nach Gottes Geboten fragen und nach Gottes Wohlgefallen. Nicht das ist für uns entscheidend, was den Menschen gefällt oder was wir selbst für das Gute halten, auch nicht, was die Christen als das Richtige anerkennen, sondern es handelt sich für die, die dem Herrn folgen wollen, bei all ihrem Tun um das, was Gott wohlgefällt.

Wenn wir im ungewissen sind wegen der Beurteilung einer Handlung, so erhalten wir meist Klarheit durch die Frage: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Wenn Jesus jetzt bei dir stände, wenn sein Auge auf deinem Tun ruhte, was würde er sagen zu deiner Stellung zur Welt, zu der Art deines Auftretens in der Familie, zu deinem Verhältnis deinen Nachbarn gegenüber? Was würde er sagen zu dem Buch, das du liest, zu der Zeit, die du auf die Zeitung verwendest? Was würde er sagen zu deinen Worten, deinen oft so scharfen, lieblosen, harten Worten? Oder zu deinen Gedanken? Was würde er sagen zu deinem Bibellesen, deinem Beten? Könnte das Urteil deines himmlischen Meisters lauten: „Er tut, was dem Herrn wohlgefällt“?

Vom König Amazja wird dieser Ausdruck gebraucht, aber im zweiten Teil des Satzes muß er leider eingeschränkt werden: „doch nicht von ganzem Herzen“ (Vers 2). In der schönen Frucht ist ein Wurmstich. Da sehen wir schon den Anfang vom Ende, den Grund alles Zusammenbruches und aller Enttäuschungen, von denen später die Rede sein wird. Man freut sich über den ersten Satz: „Er tat, was dem Herrn wohlgefiel.“ Aber dann kommt die Angst: „doch nicht von ganzem Herzen.“ Das kann nicht gutgehen. Das Ende trägt die Last. Solches Leben muß zerbrechen. Amazja wandelte in Gottes Geboten, aber er machte Ausnahmen: da mußte er fallen.

Die Sünde ist bei uns immer auf der Lauer, sie ruhet vor der

Tür. Nur ein gegen die Versuchung ganz geschlossenes Herz bleibt siegreich. Wenn wir an einer Stelle nachgeben, dann öffnen wir unserem Feind ein heimliches Tor in die Burg unseres Herzens. Da wird er eindringen und dann bald unser ganzes Leben regieren. Wer mit der Sünde spielt, mit dem spielt hernach die Sünde. Ob wohl auch über deinem Leben steht: „doch nicht von ganzem Herzen“!?

Es heißt von Amazja: „Die Höhen wurden nicht abgetan; sondern das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen“ (2. Kön. 14, 4). Das war also der Punkt, auf dem er nicht ganz dem Herrn, seinem Gott, gehorsam war. Es blieb noch etwas Götzendienst mit seiner Einwilligung im Lande. Vielleicht, daß er dem Volk zulieb in dieser Sache nicht durchgegriffen hat. Bei den Götzenfesten auf den Höhen ging es meist recht lustig und auch recht fleischlich zu, und an solchen alten Festen hing das Herz des Volkes mit großer Zähigkeit.

Amazja sah die Sache nicht mit dem nötigen Ernst an. Er fühlte sich selbst wohl der Versuchung gegenüber gewappnet, und doch war dieses gerade der Punkt, auf dem er später in die Sünde hineingeriet. Er führte fremde Götter ein (2. Chron. 25, 14 u. 20). Auf dem Punkt, wo er nicht klar Stellung genommen hatte, da, wo es nicht mit der vollen Hingebung an Gottes Gebote stimmte, kam später sein tiefer Fall. Solche Halbheit wirkte sich aus und rächte sich. So geht es auch heute überall, wo ein Mensch in halber Hingabe an Gott und mit unklarer Stellung zu Gottes Geboten dahinlebt. Das ist ein wurmstichiges Christentum. Halbe Liebe hält nicht Stich.

2. Gefährliche Bundesgenossen

Als ritterlicher und tapferer König stand Amazja an der Spitze seiner Heereschar. Er führte die Dienstpflicht in seinem Land ein, und die 300 000 Mann, die er zur Verteidigung seines Landes unter Waffen stellte, waren die von Gott ihm geschenkte Macht. Damit konnte und sollte er sein Land gegen die Angriffe der feindlichen Weltmächte verteidigen.

Aber er begnügte sich nicht mit dieser Truppenmacht, die sein Land ihm stellte, sondern „er nahm an aus Israel 100 000 starke Kriegersleute um 100 Zentner Silber“ (Vers 6). Das war schon verkehrt. Wenn er in den Fußstapfen seines Vaters David gegangen wäre (2. Kön. 14,3) so hätte er sich bescheiden

müssen mit der Macht, die Gott ihm gab aus den natürlichen Hilfsquellen seines Landes heraus. Dann galt es, sein Vertrauen zu setzen auf den Herrn, seiner Väter Gott. Aber er suchte über das hinaus größere Macht in seine Hand zu bekommen. Das war ein Grundzug in seinem Wesen, der auch seinen Nachbarn wohl bekannt war. Er „suchte Ruhm“ (2. Chron. 25, 19). Sein Herz war voll hoher Pläne. Und diese Ruhmsucht und diese großen Pläne standen im Hintergrund und bildeten den Untergrund aller seiner Überlegungen. Er wollte hoch hinaus.

Da bot sich ihm die Gelegenheit. Es boten sich ihm die Kriegsknechte aus Israel, dem Nordreich, an. Wenn solch ein Verlangen im Herzen schlummert, dann finden sich leicht die Gelegenheiten. Hüte dich vor den sogenannten guten Gelegenheiten! Denk an Gehasi (2. Kön. 5), der dem Feldhauptmann Naeman nachlief, als Elisa es abgelehnt hatte, von jenem Geschenke anzunehmen! Die Gelegenheit schien ihm doch zu günstig, und als er hernach vor seinen Herrn trat, als wäre nichts geschehen, nachdem er sich von Naeman hatte reich beschenken lassen, durchschaute ihn dieser bis auf den Grund und fragte ihn bezeichnenderweise nicht nur: „War das die Zeit, Silber und Kleider zu nehmen?“ Nein, der Prophet griff auf den Grund seiner Seele und nannte alles das, was Gehasi für das Geld kaufen wollte: „War das die Zeit, Ölgärten, Weinberge, Schafe, Rinder, Knechte und Mägde zu nehmen?“ (2. Kön. 5, 26). Die gute Gelegenheit hatte Gehasi zu Fall gebracht. Sein Herz, das sich schon lange danach sehnte, einmal nicht mehr Knecht, sondern Herr zu sein, war bei dieser Gelegenheit in Satans Netz gegangen. Hüte dich vor den „guten Gelegenheiten“!

Auch Amazja fand, weil sein Herz voll seiner hochfahrenden Gedanken war, allzu leicht die Gelegenheit, seine Pläne auszuführen. So vieles bei dem Angebot, das ihm gemacht wurde, war verlockend. Es waren starke Kriegerleute. „Die nimm!“ so rief sein Herz. Er mußte freilich wissen, daß diese Leute aus dem Nordreich Israel götzendienerisch waren, und es mußten ihm Bedenken kommen. Aber alle Einwände seines Gewissens wußte er niederzuschlagen: „Es ist doch offenbar vom Herrn, daß solche Hilfe sich mir bietet, wo die gewaltigen Weltmächte um mich her gegen mich rüsten. Und dann, sind sie nicht auch vom Volke Gottes?! Es sind doch keine Heiden, die Bürger des Reiches Israel. Und auch noch dies ist

zu erwägen: das Verhältnis bleibt doch immer drei zu eins. Die dreimal größere Zahl meiner gottesfürchtigen Leute wird doch die anderen in Zucht halten, ja sie vielleicht sogar zum Herrn zurückführen können.“

Es waren scheinbar fromme Gründe. Es schien so, als „bebege es sich“ vom Herrn. Und es war doch alles ein Irrweg. Wenn man vor solchen Entscheidungen steht, dann kann man die Gründe für die Sache, die man wünscht, häufen. Sie bieten sich uns in großer Zahl an. Aber das ist nur ein Zeichen dafür, daß man innerlich doch nicht ruhig ist und daß das Gewissen Einspruch erhebt. Da gilt es, auf der Hut zu sein.

Wie oft sucht man sich solche Bündnisse mit der Welt zurechtzulegen! Man redet sich selber so lange gut zu, bis man es schließlich fest glaubt, daß man auf Gottes Weg sei. Darf ich hier nur einen Punkt herausgreifen, die Frage des Heiratens? Der eine Teil ist nicht gläubig, und nun fängt der gläubige Teil an, sich die Sache zurechtzulegen. Es war doch „nicht von ungefähr“, es ist doch „offenbar Gottes Hand dabei im Spiel“. Und wenn die Bedenken immer stärker werden, dann sagt das Herz: „Der andere ist doch auch ‚aus Israel‘; er ist doch gläubiger Eltern Kind; er ist doch kein Heide, kein Spötter; er will mit mir gehen auf dem schmalen Weg; so haben wir es doch miteinander ausgemacht. Ich hoffe, ich werde ihn umstimmen und für den Herrn gewinnen können.“

So dachte wohl auch Amazja; bei ihm kam ja noch die Überzahl seiner Leute gegenüber den Männern aus Israel hinzu. Aber Gottes Wort weiß und die Erfahrung bestätigt es, daß viel eher ein gottloser Mensch drei gottesfürchtige verführt, als daß drei Gottesfürchtige einen Gottlosen bekehren und zurechtbringen. Ja, wir können überhaupt keinen Menschen im innersten Grunde umstimmen, wir haben auch keine Verheißung, daß Gott bei solchen Bündnissen uns segnen und uns die Oberhand geben wird. Gefährliche Bundesgenossen!

3. Du bist gewarnt

„Es kam aber ein Mann Gottes“ (Vers 7). Gott hat noch seine Leute, die den Mund auf tun. Daß doch auch wir solche Menschen wären, die nicht zusehen können, wie unsere Freunde den Irrweg gehen! Es war ein unbekannter Mann, dessen Name nicht genannt wird, aber er wurde von Gott gebraucht;

ein Mann, der auf Gott hörte und Gott gehorsam war. Es gibt immer noch solche stillen Jünger des Herrn. Gott hat seine Getreuen.

Und Gott schickt sie. Er schickt immer wieder seine Boten. Er läßt niemanden ungewarnt. Selbst dem Herodes stellte er Johannes den Täufer in den Weg, daß er nicht vorbeigehen konnte an dessen erhobener Hand: „Es ist nicht recht!“ Gottes Boten sind oft ein schlichtes Gotteswort, ein einfacher Liedervers. O ein treues Wort Gottes: es will uns durchaus nicht verlorengelassen lassen! Gott schickt seine Boten: Du bist gewarnt. – Wohl dem, der solche Warnung annimmt; wohl dem, der sich sagen läßt! Es ist eine Kunst, es ist nicht leicht, dieses Folgen, dieses Nachgeben, dieses Sich-sagen-Lassen. Solche Männer Gottes sind uns oft recht lästig. Solche Worte Gottes treten uns ja gerade dann entgegen, wenn wir auf Lieblings-sündenwegen gehen.

Die Mahnung des Mannes Gottes war ernst und freundlich zugleich, vor allen Dingen war sie klar: „König, laß nicht mit dir kommen das Heer Israels; denn der Herr ist nicht mit Israel.“ Beides mußte der König merken: die neu angeworbenen Kriegersleute waren nicht mit dem Herrn, sie könnten ihm sein Volk verführen. Aber nun weist ihn der Prophet auch darauf hin: „Der Herr ist nicht mit ihnen. Es bedeutet eine Schwächung, keine Stärkung deiner Lage, wenn du diese Männer in dein Heer eingliederst. Der Herr kann solche Leute nicht segnen. Wo sie stehen, da wird deine Schlachtreihe immer schwach sein. Sie werden geschlagen werden und werden deine Leute mit hineinreißen in ihre Flucht. Um ihrer Sünde willen wirst du mit leiden müssen.“ Eine klare Warnung: „Habe keine Gemeinschaft mit denen, mit denen der Herr nicht sein kann! Sie bringen einen Bann und Fluch, sie bringen Niederlagen mit sich. Laß die mit dir kommen, mit denen der Herr ist!“

Wir sind so schwach und haben so viele Angriffspunkte in uns, daß wir nicht gut tun, noch andere mit uns zu nehmen, die wir stützen oder gar schleppen und voranbringen müssen. Wir brauchen Hilfe von solchen, die uns stützen, an denen wir Halt finden. Es gilt, sich zu verbinden mit Gottes Volk, mit Leuten, mit denen der Herr ist. Wir dürfen uns nicht schwächen durch Halbheit oder Weltfreundschaft.

Zu der Warnung fügt der Mann Gottes eine herzliche Ermunterung hinzu: „Ziehe hin, daß du Kühnheit beweisest im

Streit“ (Vers 8). So ist es auch uns gesagt: „Du sollst deinen Mann stehen, du wirst dich durchschlagen. Nimm die Kräfte, die Gott dir schenkt, aber dann gehe ans Werk, dann heißt es: sich rühren!“ Es ist nicht so, als ob die Leute, die sich ganz auf Gottes Seite stellen, dann die Hände in den Schoß legen dürften: Gott wird es schon machen. Nein, es gilt, alle Kräfte daranzusetzen; es gilt, Kühnheit zu beweisen.

„Sollte Gott dich fallen lassen vor deinen Feinden?“ Mit diesem Wort einer zuversichtlichen Verheißung gibt der Mann Gottes seiner Warnung und Mahnung noch besondere Kraft. Wenn du auf Gottes Seite stehst, wird der Herr deinen Feinden es nicht gelingen lassen, daß sie triumphieren über den, der sich auf den Herrn verläßt. Er bereitet vor dir einen Tisch im Angesicht deiner Feinde. Sie sollen nicht ihre Lust sehen an dem Gottesfürchtigen. Nein, der Herr hilft dir um deiner Feinde willen, daß sie sich nicht freuen über dich. Immer wieder klingt es so aus dem Psalter hervor.

„Sollte Gott dich fallen lassen?“ Das ist ein Wort für die, die ihm vertrauen. In der Not der Sünden, die uns verklagen, wenn wir uns aufmachen zu unserem Heiland – sollte Gott uns fallen lassen vor unseren Feinden? Nein! „Wer je nach dem Erbarmer fragt, des Herz sei froh und unverzagt.“ In der Not des Lebens, wo uns die Sorgen umgeben wie eine Heeresmacht, wo Menschen uns fallen lassen und uns nicht helfen können, wo wir selbst anfangen zu sinken und geben alle Hoffnung auf – sollte Gott uns fallen lassen vor unseren Feinden? Nein! „Keiner wird zuschanden, welcher Gottes harrt; sollt ich sein der erste, der zuschanden ward? Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort! Eher fällt der Himmel, eh mich täuscht dein Wort.“

„Bei Gott steht die Kraft, zu helfen und fallen zu lassen“ (Vers 8). Bei Gott, nicht bei den Menschen! Ob alle Menschen prophezeien, er wird fallen, er kommt nicht durch, weil und wenn er sich auf Gott allein verläßt; wenn sie ihm raten, er solle doch mehr Geschäftskniffe gebrauchen, er solle doch „verständiger“ sein, sonst müsse er versinken – bei Gott steht die Kraft zu helfen. Gott kann mich halten.

Aber bei Gott steht auch die Kraft, fallen zu lassen. Und wenn er jemand fallen läßt, dann fällt er und tut einen tiefen Fall. Da mögen noch so viele ihn stützen wollen, er mag sich noch so viele Helfer suchen, er fällt, weil Gott ihn fallen läßt. Alle Stützen brechen. Zuletzt läßt jeder ihn im Stich. Man

merkt, Gott läßt ihn fallen. Das legt sich wie eine unheimliche Gewißheit auch über seine bisherigen Freunde. Sie fürchten sich, sich weiter in seine Sache einzulassen, und ziehen sich zurück. Entsetzlich, wenn Gott einen fallen läßt und niemand kann ihn mehr halten, auch die Fürbitte der Gläubigen nicht. Er läßt die fallen, die sich gegen ihn setzen und auf sich selbst vertrauen, die der Sünde ihr Leben ergeben haben. Er läßt sie fallen auch einst im Gericht. Das gibt einen ewigen Fall.

Gott läßt auch Werke in unserem Leben fallen, die nicht nach seinem Willen sind. Ist eine Tat nach seinem Sinn, dann mögen die Menschen sagen: Es fällt. Gott wird es halten. Ist etwas gegen ihn, so mögen viele es halten wollen, und wir mögen uns daran klammern mit der ganzen Inbrunst unserer Seele: Es fällt, weil Gott es fallen läßt. Der Spruch, den Gott über eine Sache verhängt, ist wie ein heimliches Zentnergewicht. Dagegen kann nichts stehen und sich durchsetzen. Es muß sinken. Und auch in der Arbeit des Reiches Gottes wird dieses Wort gelten. Was nicht ganz aus Gott ist, was nur ein wenig mit Weltgeist und -art vermischt wird, das fällt, ob noch so viele hinzuspringen und es „sanieren“, neu aufziehen, reorganisieren wollen. Gott läßt es fallen. Und die dem Herrn vertraut sind, tun wohl, sich mit solchen Dingen nicht zu vermischen und sich nicht teilhaftig zu machen fremder Sünden, sich nicht mit einzuordnen in Arbeiten und Unternehmungen, die Gott fallen läßt.

4. Richtig rechnen

„Amazja sprach zum Mann Gottes“ (Vers 9). Er soll sich ganz auf Gottes Seite stellen, aber er fängt an zu rechnen und macht seine Einwendungen: „Was soll man denn tun mit den 100 Zentnern, die ich den Kriegsknechten von Israel gegeben habe?“ „Soll das alles verloren sein? Schade um das schöne Geld! Ja, wenn ich nicht schon angefangen hätte. Aber nun soll ich das alles fahren lassen?“ Der König schwankt. Der Mann Gottes hatte offenbar gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, und Gottes Stimme fand bei ihm noch ein offenes Ohr. Wir können es aber gut verstehen, daß er nun anfängt zu rechnen und die großen Zahlen reden lassen will: 100 Zentner!

Das Geld war verloren, aber das hätte er sich vorher überlegen müssen; das hätte er lernen können aus der Geschichte

seines Volkes und seiner Ahnen. Es war noch nicht allzu lang her, daß sein gottesfürchtiger Vorfahr Josaphat sich auf einen ähnlichen Abweg verirrt hatte. Da mußte auch ihm der Herr einen Mann Gottes senden: „Darum, daß du dich mit Ahasja vereinigt hast, hat der Herr deine Werke zerrissen“ (2. Chron. 20, 37). Zerrissene Werke, das sind solche Unternehmungen; verlorenes Geld, verlorene Mühe. Die kann man sich sparen; denn der Herr läßt seinen Kindern solche Wege nicht gelingen. Es war ja richtig, was Amazja sich sagte: jene hatten für das Geld nichts getan und hatten es nun schon bekommen. Es mußte ihn verdrießen. Es war wirklich schade um das Geld, aber: richtig rechnen! Wer zu Gott gehört, muß mit Gott rechnen.

Mit Gott rechnete der Mann Gottes. Es leuchtete wie ein siegreicher Strahl des Glaubens aus seinen Worten: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“

Laß fahren dahin, und wären es 100 Zentner Silber und wäre es deinem Herzen noch viel teurer, als Gold und Gut es sein kann! Laß fahren dahin! Der Herr hat noch mehr. Der Herr kann ersetzen, wo wir um seinetwillen Verluste leiden. Wo ein Mensch um seines Gottes willen sich etwas vom Herzen reißt, da soll er seinen Gott kennenlernen. Schätze doch Gott nicht zu gering ein und das, was er dir geben und was er dir sein kann! Gott ist nicht an 100 Zentner Silber gebunden: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“ Rechne mit Gott! Das ist schließlich das kluge Rechnen. Es kann bedeuten: auf alles verzichten, auf Vaterland und Freundschaft wie Abraham und Ruth; auf Macht und Ehre wie Mose in Ägypten; auf sein Geschäft wie Levi und Zachäus; auf seinen ganzen Lebensunterhalt wie Petrus. Die solches getan haben, die haben erfahren: „Der Herr hat noch mehr, das er dir geben kann, denn dies.“

5. Wie man getrost wird

Amazja ließ alle Bedenken fahren. Es ist verständlich, daß ihm Bedenken kamen. Man macht sich ja lächerlich, wenn man so handelt, wie er jetzt handelte. Die auf Gottes Warnung hören, die aus Sodom weglaufen, machen sich lächerlich. Laß sie doch lachen! Die Kriegsknechte konnten wohl grimmig werden; denn das lassen sich die Leute nicht gern sa-

gen, daß man sie nicht bei sich haben will, weil Gott nicht mit ihnen ist. Und sie wurden auch grimmig. Sie fielen dem König in sein Land und erschlugen seine Bürger und nahmen viel Raub (Vers 13). Ein falscher Schritt zieht seine Folgen nach sich, auch wenn man später zur Einsicht kam und sein Unrecht einsah. Das muß man auf sich nehmen, wenn man es mit Gott wagt. Laß die grimmigen Kriegsknechte tun, was sie wollen! Du hast es nur mit Gott zu tun!

„Amazja sonderte ab“ die Kriegsknechte aus Israel (Vers 10). Er machte klare Scheidung. Er tat von sich die, mit denen der Herr nicht sein konnte. Er hätte denken können: „Ich will sie vielleicht doch noch anders beschäftigen. In die Schlacht nehme ich sie nicht mit, aber irgendwie könnte ich ihre Dienste doch noch ausnutzen, damit das Geld nicht ganz verloren ist.“ Nein, er machte einen scharfen Schnitt, er sonderte ab, er schickte sie einfach weg, so war es ihm befohlen.

Da wurde er getrost (Vers 11), da kehrte der Friede in sein Herz ein, da wurde sein Gewissen ruhig, und auch der Sieg und der Erfolg blieben ihm nicht vorenthalten. Weil er sich auf Gottes Seite stellte und mit der Welt brach, darum stellte sich Gott hinter ihn und gab ihm den Sieg.

So wird es auch uns gehen. Wenn wir ganz brechen mit erkannter Sünde, mit der Freundschaft der Welt; wenn wir ganz vertrauen auf den Herrn, dann dürfen wir getrost sein, dann werden uns die Sorgen aus dem Herzen genommen. Wenn wir es machen wollen in unserer Kraft, mit unserer Klugheit, dann ist das Herz voll Sorge. Von Israel wird gesagt (4. Mose 23, 22.23), daß kein Wahrsager in Israel ist, also kein Mensch, der aus sich heraus wissen will, was Gott allein weiß; und kein Zauberer, der können will, was Gott allein kann. Die Völker der Heiden hatten beides, und darum war ihr Leben voll finsternen Aberglaubens, voll unfrohen Wesens, voll dumpfer Angst, die auch die Tatkraft des Menschen lähmte. Weil Israel sich allein auf den Herrn verließ, darum war „seine Freudigkeit wie eines Einhorns“. Mit solcher Freudigkeit kann man dann ans Werk gehen, wie Amazja tat. Er zog aus und schlug seine Feinde. So wird man getrost.

6. Bergab

Ein erschütternder Gegensatz zu dem Vorigen! Getrost in Gott – und nun tief verstrickt in Götzendienst! „Amazja brachte die Götter der Kinder von Seir und stellte sie sich zu Göttern und betete an vor ihnen und räucherte ihnen“ (Vers 14). Der Herr hatte ihm im Kampf gegen die Edomiter geholfen. Das mußte ihm über allen Zweifel klar sein, daß Gott es war, dem er den Sieg verdankte. Aber jetzt kam der Zwiespalt in seinem Herzen zur Auswirkung, jetzt zeigten sich die Folgen seiner Halbheit: „doch nicht von ganzem Herzen“ (Vers 2).

Hing er doch noch an den lustigen, sinnlich vergnügenden Gottesdiensten auf den Höhen der Berge, die in so krassem Gegensatz standen zu den ernstesten Gottesdiensten des heiligen Gottes? War es Eitelkeit, daß er ein Denkmal seines Sieges haben wollte? Das lag wohl stark in seiner hochmütigen Art. Oder war es die Furcht vor der Rache der Götter des besiegten Volkes, denen er nun doch auch ein wenig seinen Tribut bezahlen wollte?

In jedem Falle war es Halbheit. Er setzte sein Vertrauen nicht ganz auf den Herrn. Und als nun wieder ein Prophet Gottes – vom Herrn gesandt – mit ihm sprach, da ließ er sich nichts sagen (Vers 16). Früher, als er noch vor der Schlacht stand und wohl beklommenen Herzens der Entscheidung entgegenschah, hörte er auf Gottes Prophet in der Stunde der Bedrängnis. Jetzt, nach dem Sieg, fuhr er hochmütig und stolz, ja frech einher, konnte es sogar sich nicht versagen, den Propheten Gottes zu verhöhnen. Er ging über die treue Warnung seines Gottes hinweg und sandte seinem Nachbarkönig in Israel eine Herausforderung zu: „Wir wollen uns miteinander messen“ (Vers 17). Der fertigte ihn mit Spott ab. Auch in diesem Wort hätte sein Ohr, wenn sein Gewissen wach war, eine Warnung seines Gottes vernehmen müssen.

Aber Amazja gehorchte nicht. Er suchte Ruhm, und es war, wie der König Israels ihm sagte: „Du ringst nach Unglück“ (Vers 19). Man hat fast den Eindruck, daß er sich Mühe geben mußte, aus der treuen, bewahrenden Hand Gottes herauszufallen und seinen Untergang zu finden. Gott will so gerne bewahren, aber der Mensch treibt es dann so, daß das Unheil kommen muß trotz der Gnadenabsichten Gottes. Amazja gehorchte nicht und zog in die Schlacht, in der er

schmählich geschlagen und seine Hauptstadt von seinen Feinden geschändet wurde. Es ging mit ihm bergab.

7. Blicke hinter die Kulissen

Die Geschichte des Amazja führt uns auf mancherlei geheime Zusammenhänge, die wir leicht übersehen, für die uns Gottes Wort aber die Augen öffnet. Das erste Wort, das uns aufhorchen läßt, ist die traurige Antwort, die der Prophet dem König gibt, als dieser seiner Stimme nicht gehorcht (Vers 16): „Ich merke wohl, daß Gott sich beraten hat, dich zu verderben, weil du solches getan hast und gehorchst meinem Rat nicht.“ „Gott hat sich beraten, dich zu verderben“ – ein eigenartiges Wort. Die Verblendung des Amazja ist schließlich zum Teil Gericht Gottes. Er wollte nicht hören; nun sollte er nicht hören und in sein Verderben hineinrennen. Amazja fühlte sich stolz und stark, als er den Propheten so höhnisch abwies. Der Prophet sieht durch den Schleier der äußeren Geschehnisse hindurch auf die tieferen Zusammenhänge: „Du gehorchst nicht, – das ist Gottes Gericht. Gott hat sich beraten, dich zu verderben.“

Mancher scheint stark zu sein darin, daß er sich gegen Gottes Gebot auflehnt. Er steht scheinbar auf der Höhe seines Glücks und hat den Herrn nicht mehr nötig; er erlaubt sich sogar, zumal vor den Ohren und Augen anderer, Gottes und seiner Knechte zu spotten. Er ist verblendet, unterwegs zum tiefen Fall. Gott verdirbt ihn, und dabei ist für den, der die Dinge von Gott aus sieht, seine stolze Handlung nur um so trauriger. Wer die heimlichen Zusammenhänge kennt, der weiß Bescheid. Ganz ähnlich war es bei Rehabeam (1. Kön. 12, 14. 15). Es war ein stolzes Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen (Stachelpeitschen) züchtigen.“ Das war ein stolzes Wort, und die Sache war doch so traurig: „Es war also gewandt von dem Herrn.“ Das Gericht vollendete sich am Hause Salomos.

Und ein zweiter Blick hinter die Kulissen. Der König Israels warnt Amazja: „Sieh zu, daß du nicht fallest und Juda mit dir (Vers 19).“ Eines Führers Sünde reißt oft viele mit sich. Der König sündigt, da wird das ganze Volk gestraft. Ganz ähnlich heißt es in 2. Chron. 28, 19: „Denn der Herr demü-

tigte Juda um des Ahas willen, darum daß er die Zucht auflöste in Juda und vergriff sich am Herrn.“

Der Segen, der auf einem gottesfürchtigen Führer liegt, strahlt über sein ganzes Volk und ist eine heimliche Macht der Gnade, die viel Sünde und auch viel Leid von seinen Leuten fernhält. Der Fluch, den ein Mann auf sich läßt, der von dem Herrn weicht, trifft nicht nur ihn, sondern auch sein Haus wie bei Achan, trifft oft genug auch die ganze Schar, die seiner Führung folgt. Wahrlich, die unter uns, deren Führung andere anvertraut sind, tun gut, ab und zu hinter die Kulissen zu schauen und auch auf Zusammenhänge zu achten, nach denen Gottes Segen und Fluch sich auswirkt in der Gemeinschaft der Menschen. Davon spricht auch die kurze Bemerkung des Berichterstatters: „Es geschah von Gott, daß sie dahingegeben würden“ (Vers 20). Es mochte manchen ein Rätsel sein, warum der sieggekrönte König, dem es Gott doch hatte gelingen lassen gegen seine Feinde, jetzt auf einmal so schmachvoll unterlag. Die Lösung des Rätsels gibt uns Vers 8: Gott kann fallen lassen.

Wenn Gott einen fallen läßt, braucht das nicht mit großem Krach zu geschehen, das wird nicht vor aller Augen offenbar sein als Gottes Tat. Es sieht in den meisten Fällen gar nicht so aus, als ob der Herr dabei die Hand im Spiel hätte. Und doch, „es geschah von Gott“. Strafe, Gericht Gottes und Schuld von seiten des Menschen sind da eng ineinander verflochten. Es war Amazjas Schuld, was er jetzt tat, und doch zugleich wieder Gericht Gottes über frühere Schuld. Es war ein Saldo seiner Schuld von der vorigen Seite, den Gottes heiliger Ernst als Gericht und Belastung übertrug auf die neue Seite seiner Lebensgeschichte.

Und dann am Schluß das eigenartige Ineinander bei dem Tod des Amazja: „Von der Zeit an, da Amazja von dem Herrn wich, machten seine Knechte wider ihn einen Bund zu Jerusalem; er aber floh gen Lachis. Da sandten sie ihm nach gen Lachis und töteten ihn daselbst“ (Vers 27). Solange Amazja an dem Herrn gehangen hatte, war Gottes Schutz bei ihm, und er vermochte es, alle aufrührerischen Geister in seinem Land unter seiner starken Hand zu bändigen. Als er innerlich, ganz heimlich, ganz verborgen vor den Menschen vom Herrn abwich, da bekamen die Geister von unten die Oberhand, da konnten die anderen sich gegen ihn auflehnen. Amazja mochte grübeln über seine Ohnmacht: „Warum ge-

lingt es mir nicht mehr, wie es mir früher gelang, der Herr im Lande zu sein?“ Die Antwort konnte ihm niemand geben als sein Gewissen. Gottes Macht war von ihm gewichen und stand gegen ihn, seit er in der Tiefe seines Herzens vom Herrn gewichen war.

Ob das nicht auch für manche unter uns bei unerklärlichen Vorgängen ihres Lebens die Aufklärung bringen könnte? Wenn wir dem Herrn gehorsam sind, dann werden auch unsere Kinder, auch unsere Untergebenen, auch die, denen wir zu Führern bestimmt sind, sich uns unterordnen, und wir werden unter Gottes Segen sie günstig beeinflussen können. Von der Zeit an, da ein Mensch vom Herrn abweicht, ist alle solche Macht und solcher Einfluß dahin. Warum die Unordnung in meiner Gruppe, im Verein? Warum das Durcheinander in eurem Freundeskreis? Warum die Zuchtlosigkeit in deiner Familie? Ist dies vielleicht die Antwort: „Von der Zeit an, da Amazja von dem Herrn wich...“? Es gibt geheime Zusammenhänge der Gnade, daß Gott segnet bis ins tausendste Glied. Es gibt geheime Zusammenhänge der Sünde, die sich auswirken mit übernatürlicher Kraft. Wohl dem, dessen Blick zur rechten Zeit hinter die Kulissen geht und der den Weg zu Gottes Gnade zurückfindet! „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden“ (Röm. 5, 20).

Wachet und betet!

2. Chronik 26

Nicht der Anfang, nur das Ende
krönt des Christen Glaubensstreit.
Ach, getreuer Gott, vollende
meinen Lauf in dieser Zeit.
Hab ich dich einmal erkannt,
so verleih mir auch Bestand,
daß ich, bis ich einst erkalte,
Glauben, Lieb und Hoffnung halte.

Ein gefährliches Wort: „... solange“

Es war ein ritterlicher, tatkräftiger König, der junge Usia, der zur Zeit des Propheten Jesaja in Juda herrschte. In früher Jugend hatte er sein Herz dem Einfluß des Wortes Gottes erschlossen. „Er tat, was dem Herrn wohlgefiel“ (Vers 4), und suchte Gott. Und Gott half ihm wider alle seine Feinde, so daß er berühmt ward. Ein intelligenter junger Herrscher, klug und erfindungsreich, ein Organisator und großer Heerführer und – vor der Zeit eine Ruine. Ein strahlender Morgen voll Sonnenschein unter dem Segen Gottes! Da, mitten in seinem Lauf, kommt er zu Fall und steht von da an abseits. Auf seinem Leben liegt ein Trauerflor: er ist unbrauchbar geworden für Gottes Reich. Wie ist das gekommen?

Schon das läßt uns Böses ahnen, wenn es von ihm heißt: „Usia suchte Gott, solange Sacharja lebte, der Lehrer in den Gesichtern Gottes“ (Vers 5). Das Wörtlein „solange“ ist wie ein Wetterleuchten. Unser Auge stockt, es ist wie ein Schatten, der über ein helles Frühlingsbild fällt. Suchte er Gott nur, solange sein Lehrer lebte? Hatte er kein Stück eigenes Land selbsterfahrener Gottesgnade? Wohnte er mit seinem Glaubensleben nur zur Miete bei anderen?

Dann war er ja wie viele, die es auch unter uns gibt. Solange der Vater lebt, die Stimme der treuen Mutter ihnen zuredet oder ein Freund sie geleitet, wandeln sie in Gottes Wegen; aber wenn der treue Mund verstummt und Gott die Stützen wegnimmt, dann werden sie offenbar als Mitläufer, als Pflan-

zen, die der himmlische Vater nicht pflanzte. „Die werden ausgerissen“ (Matth. 15, 13). Ob es noch so sehr eine Zeitlang den Eindruck macht, als wäre bei ihnen alles in Ordnung, sie gehören zu den fünf törichten Jungfrauen, die immer mit dabei waren unter den Scharen des Volkes Gottes, die Rosen im Haar, die Lampen geschmückt. Aber als die Stunde nahte, von der alles abhing, kam ihnen die Erkenntnis ihrer entsetzlichen Lage. Sie sprechen es selber aus, und das Wort klingt wie ein Verzweiflungsschrei: „Unsere Lampen verlöschen!“ Und zuletzt? Eine Tür, die sich vor ihren Augen schließt für immer! Und ob ihre Worte noch so flehentlich anklopfen: „Herr, Herr, tu uns auf!“, eine Stimme antwortet von innen: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht.“

Es ist gut, gläubigen Eltern zu folgen, sich mit treuen Brüdern zusammenschließen, aber es kommt alles darauf an, daß wir selber suchen und finden, sonst geht es uns wie den Söhnen des Skevas (Apg. 19), die den bösen Geist beschwören wollten „im Namen Jesu, den Paulus predigt“. Der böse Geist aber antwortete: „Jesus kenne ich wohl, und von Paulus weiß ich wohl; wer seid ihr aber?“ Da wurden sie mit Schanden und Schaden offenbar als Nachsprecher. Schein statt Wirklichkeit! Usia suchte den Herrn, solange Sacharja lebte. Das war nicht lang genug, das ging nicht tief genug.

Gott ließ gelingen

„Und solange er den Herrn suchte, ließ es ihm Gott gelingen.“ Wie geduldig und langmütig ist doch der Herr! Obwohl er sah, daß es noch nicht ganz echt war mit dem inneren Leben des Usia, ließ er doch seinen Segen auf dem jungen Mann ruhen und hatte Geduld, ob sich Usia nicht ganz ihm ergeben werde. „Solange er den Herrn suchte, ließ es ihm Gott gelingen.“ Als er vom Herrn wich, wich der Herr von ihm.

So war es auch bei seinem Vater Amazja gewesen (2. Chron. 25, 27): „Von der Zeit an, da Amazja von dem Herrn wich, machten seine Knechte einen Bund wider ihn zu Jerusalem... und töteten ihn.“ Solange Amazja treu dem Herrn gefolgt war, hatte er die Oberhand über alle aufrührerischen Bestrebungen in seinem Lande. Als er vom Herrn wich, war der innere Schutz Gottes von ihm genommen, und die Empörung seiner Widersacher flammte auf. Der König mochte grübeln:

„Warum habe ich nicht mehr die starke Hand gegen meine Feinde?“ und nach mancherlei Ursachen dieser Entwicklung forschen. Der geheime Grund war ihm nicht klar. Er lag in ihm selbst. Der Aufruhr kam zum Ziel, weil er vom Herrn wich. Von der Zeit an! Innerlich hatte er das Band mit dem Herrn zerschnitten; da war auch äußerlich Gottes Bewahrung von ihm gewichen.

In wie manches Menschen Leben gibt es solche geheimen Geschichten, dem Menschen selbst und den anderen unerklärlich und doch so folgerichtig! Wie beim König Saul, von dem Gottes Segen wich, als er den Herrn verlassen hatte. Wenn wir dem Herrn gehorchen, dann will er es uns gelingen lassen, dann haben wir auch den Gehorsam unserer Kinder, unserer Hausgenossen, dann haben wir auf dem Posten, auf den uns Gott gestellt hat, auch Autorität, andere zu leiten und zu beeinflussen. Mancher grübelt: „Wie kommt es nur, daß in meinem Arbeitsgebiet, in meiner Familie die Zucht sich lockert, die Ordnung schwindet?“ Ob da vielleicht auch ein solches Wort stand: von der Zeit an . . .? Als David seinen tiefen Fall getan hatte, brach die Zuchtlosigkeit unter seinen Kindern mächtig hervor. Da riß die Sünde in seiner Familie ein. Als dagegen Jakob mit Gott im reinen war, konnte auch Esau nicht anders, als freundlich zu ihm sein. Da liegen starke Zusammenhänge, dem natürlichen Auge verborgen. „Solange er den Herrn suchte, solange ließ es ihm Gott gelingen.“

Usia war ein gesegneter Mann. Mächtig breitete sich sein Reich, sein Wohlstand, seine Macht aus; das war kein Zeichen von Sünde, das war Gottes Gabe. Daß einer Einfluß oder Geld besitzt oder an hervorragender Stelle steht, braucht durchaus nicht ein Zeichen dafür zu sein, daß es in seinem Leben mit Sünde zugegangen ist. Es kommt alles auf die innere Stellung eines Menschen an. Wer sein Glück aus Gottes Hand nimmt, bleibt auch im Glück demütig und dankbar. Auch der Sonnenschein der Güte Gottes soll zu unserem inneren Wachstum gesegnet sein.

Ein Leben mit zwei ganz verschiedenen Teilen

Aber dann heißt es von Usia: „Sein Name kam weit aus, darum, daß ihm wunderbar geholfen ward, bis er mächtig ward“ (Vers 15). Wieder solch ein Wort, das uns zum Nach-

sinnen mahnt: „bis“. Und im nächsten Vers heißt es: „Da er mächtig geworden war, überhob sich sein Herz zu seinem Verderben.“ Als er anfing, sich am Anblick seiner Macht zu weiden, da kam der Fall. „Es ist nichts so schwer zu ertragen wie eine Reihe von guten Tagen.“ Im Unglück fühlen wir uns abhängig vom Herrn – aber im Glück? Haben wir solch ein „bis“ in unserem Leben, solch einen Grenzpfahl? Wir waren in inniger Verbindung mit dem Herrn, bis – ja, nun muß jeder sein tiefstes Bekenntnis vorbringen, das nur seine eigene Seele weiß und Gott.

Bei so vielen Menschen zerfällt das Leben in zwei ganz verschiedene Teile. Unter dem Druck waren sie gesegnete Leute, und die Anfechtung lehrte sie aufs Wort merken. Sie waren eine Erquickung für andere, in eigener Erfahrung erprobt, eine Stütze für ihre Brüder. Im Glück sind sie verflacht und seither eine Enttäuschung für die anderen: abgeirrte Gotteskinder. Wenn man aufs innere Leben zu sprechen kommt, dann müssen sie immer von „früher“ reden, dann erzählen sie von der Zeit ihrer Erweckung oder von längst vergangenen Tagen, als sie in Gemeinschaft mit dem und jenem jetzt vielleicht längst Vollendeten eifrig im Werk des Herrn standen. Da hatten sie Erfahrung der Gnade Gottes; aber es liegt alles so weit zurück. Gnade von heute kennen sie nicht. Neues haben sie nicht mit Gott erlebt. Dazwischen steht irgendwo der Grenzpfahl – „bis“. Mancher, der ehrlich genug war, hat sich im stillen zurückgesehnt nach den Tagen, da es ihm schwerer ging. Da war er innerlich glücklicher, Gott näher.

Wie nötig ist ein gebeugtes Herz!

„Da er mächtig geworden war, überhob sich sein Herz zu seinem Verderben“ (Vers 16). Aller Segen fängt mit einer Beugung an, aller Fall mit einer Selbstüberhebung. Nicht auf einmal kommt solcher Hochmut, langsam reift die Sündensaat, dann plötzlich überfällt uns der Fall. Die Sünde ruht vor unserer Tür, keiner kann für sich selbst eintreten. Und darum laßt uns achten auf die kleinen Anfänge! Die Sünde ist wie Gift, das unmerklich dem Körper eingeflößt wird, aber sicher tödlich wirkt. Sie ist wie Feuer. Ein brennendes Streichholz kann man auslöschen, ein brennendes Haus nicht mehr. Die hernach ganz verirrt waren, blieben zuerst nur einen Schritt zu-

rück. David hatte wohl nach der Vorschrift seines Volkes ein Gitter um das Dach seines Hauses (5. Mose 22, 8), aber er hatte keine Schutzwehr um sein Herz und keine Blende vor seinen Augen.

Wenn die Sünde kommt, dann nimmt der böse Feind gern immer unsere schwachen Stellen aufs Korn. Usias Vater Amazja war sein Sieg schon zu Kopf gestiegen (25, 17). Usia hatte viele Siege errungen und immer Gott die Ehre gegeben. Ihn konnte der Feind nicht auf dieselbe Weise in fleischlichem Hochmut zu Fall bringen wie seinen Vater. Darum lenkte er seinen Angriff auf eine andere Stelle und weckte in Usia den geistlichen Hochmut. Die Versuchung war viel feiner, viel gefährlicher.

Diese wird in seinem Herzen nicht auf einmal aufgestiegen sein. Er hatte viel Hilfe Gottes erfahren, da hatte er sich an Gottes Segnen gewöhnt und unmerklich manches seinem Können und seinem Verdienst gutgeschrieben, was Gnadengabe Gottes war. Und nun setzte sich bei ihm langsam der lästerliche Gedanke fest, vor dem ein Sohn Israels, der unter dem Gottesdienst Jehovas aufgewachsen war, erbeben mußte: er wollte eine Ausnahmestellung haben vor Gott, ohne sich an das Gesetz halten zu müssen. War er nicht der von Gott vor allem Volk anerkannte gesegnete Führer? Hatte ihn der Herr nicht durch seine mannigfache Hilfe ausgewiesen als einen Mann nach dem Herzen Gottes? Warum sollte er nicht die königliche Würde mit der priesterlichen in einer Person vereinigen? Warum sollte er nicht auch das Volk am Altar vor Gott vertreten? Wer weiß, wodurch diese Vorstellung, dieser Wunsch überhaupt in seinem Herzen Wurzel geschlagen hat? Er wird es kaum selbst beobachtet haben. Aber dann war er da, und Usia ging ans Werk: er vergriff sich an dem Herrn und ging in den Tempel, zu räuchern auf dem Räucheraltar.

Das widersprach der Ordnung des Heiligtums. Nur die Priester, die zu räuchern geheiligt waren, durften dem Herrn nahen. Das war keine willkürliche Satzung, darin lag Gottes Heiligkeit ausgedrückt. Nicht jeder sollte kommen können zu dem Heiligen in der Höhe. Die Sünde schied das Volk von dem Herrn. Daß die Israeliten es nie vergessen sollten, dazu diente neben vielen anderen Satzungen auch diese Ordnung, daß man nur durch einen Mittler, den vom Herrn bestimmten Priester, sein Opfer darbringen durfte.

Über diese Ordnung, deren tiefer Sinn ihm wohl bekannt sein mußte, setzte sich Usia hinweg. Er hielt sich selbst für gut genug, in seiner eigenen Reinheit vor Gott zu erscheinen, und was in seinem Leben an Sünde war, das schlug er nicht hoch an. Aber Gott will, daß man die Sünde hoch anschlägt. Und die, auf deren Haupt er Wohltat auf Wohltat häuft, sollen nie vergessen, wie groß der Abstand ist zwischen ihnen und dem Herrn, daß nicht die Furcht Gottes aus ihrem Herzen schwinde, daß nicht die heilige Scheu bei ihnen verlorengelange, die der Sünder, auch der gerechtfertigte Sünder haben soll, wenn er vor seinen Gott tritt. Auch der Geheiligtste, Gottinnigste kann nicht in seiner Gerechtigkeit stehen vor Gott. Wenn man nach der Entfernung der Sonne von der Erde fragt, so wird niemand antworten: von dem Gipfel des Himalaja ist die Sonne soundso weit entfernt. Die paar Kilometer der Erhebung des höchsten Gipfels der Erde spielen bei der Riesenentfernung der Erde von der Sonne keine Rolle. Und so ist es auch bei dem Abstand der Menschen, auch der Kinder Gottes, von Gott.

Darum wollen wir wohl unterscheiden zwischen der Gewißheit des Heils und einer fleischlichen Sicherheit, die sich selbst gefällt und Gottes Heiligkeit nicht ernst nimmt. Vertrauen wollen wir haben zu unserem Vater, aber nicht in falscher Vertraulichkeit spielen mit dem Heiligen. Wohl wollen wir rühmen von erfahrener Gnade, aber in dem Ton der Beugung, daß man es merkt, wir haben es vor Augen: „Wer sich läßt dünken, er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle“ (1. Kor. 10, 12). Darum gilt es, in Ehrfurcht umzugehen mit Gottes Wort, in dem er zu uns spricht, und in heiliger Furcht des Herrn im Kämmerlein mit ihm zu verkehren. Der Gedanke, als brauchten die, die in der Gnade stehen, es mit den „einfachen“ Zehn Geboten nicht mehr so genau zu nehmen, ist immer der Vorbote des Falles. Gott nimmt es genau! Und darum wollen wir ihn bitten um ein gebeugtes Herz. Nur wer am Boden liegt, kann nicht mehr fallen, über den fliegen die meisten Pfeile des Bösewichts hinweg.

Gewarnt – aber verstockt

Usia wurde gewarnt. Es war offenbar eine feierliche Gelegenheit, wo er sein Opfer darbringen wollte; denn der Priester

Asarja und mit ihm 80 Priester traten dem König entgegen. Asarja war ein treuer Hofprediger. Er sagte nicht: „Das muß der König selber wissen, ich werde mir die Finger bei dieser Gelegenheit nicht verbrennen“, sondern er trat dem König mutig entgegen. Mutig, aber nicht anmaßend, nicht in dem Ton: „Hier habe ich zu sagen“, sondern so, daß der andere leicht hätte nachgeben können. Von diesem Mann können wir das Warnen lernen, wie wir es anfangen sollen, den anderen alle unnötigen Demütigungen zu ersparen und es ihnen leicht zu machen, zu folgen. Er hatte Gottes Wort auf seiner Seite, und darauf berief er sich: „Es gebührt dir nicht, zu räuchern“ (Vers 18).

Das war kein stolzes Priesterwort. Warnungen, die wir gleichsam in unserem Namen anderen erteilen, klingen so, als ob wir besser oder klüger wären als die anderen, und solchem Geist gibt niemand gerne nach. Wenn wir aber unsere Warnungen aus Gottes Wort nehmen, dann haben wir Vollmacht, dann brauchen wir auch Gottes Wort nicht abzuschwächen, um es dem anderen erträglich zu machen. Gottes Wort wollen wir sagen in Gottes Auftrag, aber nicht in fleischlicher Schärfe.

Auch lag in Asarjas Wort ein Ton der Liebe. Er redete dem König zu: „Gehe heraus, Usia, du vergreifst dich sonst! Bedenke doch, es ist dir gar keine Ehre! Deine Ehre ist des Königs Ehre. Der Räucherdienst am Altar kann dein Ansehen im Volk nicht mehr erhöhen. Du bist auf falschem Weg.“ So sollen wir herzlich zureden. „Wir fahren schön mit den Leuten“ (2. Kor. 5, 11). Wir sollen unsere „Stimme wandeln“ (Gal. 4, 20). Wir wollen versuchen, es den anderen in herzlicher Liebe leicht zu machen, daß sie nachgeben können.

Usia wurde freundlich gewarnt. Er hätte jetzt eine große Tat tun können. Beugte er sich und gab der Warnung des Priesters Gehör, so hätte er die Furcht Gottes in seinem Volk vertieft. Es war eine Entscheidungsstunde. Gott ließ ihm noch etwas Zeit, und Himmel und Hölle sahen auf ihn. Noch hätte er zurückgehen können.

Aber das Verhängnis nahm seinen Lauf. Die Sünde hatte sein Herz ergriffen und seine Sinne getrübt. Was er in ruhiger Stunde eingesehen hätte, sah er jetzt nicht ein. Es ist etwas Furchtbares um die Macht der Sünde. Die Araber sagen: „Die Sünde hat fünf Finger; zweilegt sie dem Menschen auf die Ohren, er soll nicht hören die Stimme des Warners; zwei legt sie

ihm auf die Augen, er soll nicht sehen, wohin die Reise geht; und einen drückt sie ihm auf den Mund, er soll sich nicht mucken; aber sündigen soll er.“ So ging Usia in seine Sünde hinein. Das natürliche Augenmaß, die verständige Überlegung des sonst so klugen Mannes kamen nicht zu Wort. Er war verblendet. Niemand soll meinen, er wäre zu verständig zum Sündigen.

Die Sünde reifte bei Usia schnell aus. Er zürnte dem Priester, als ob es an dem Priester läge. Und damit zürnte er Gott. Gottes Wort und Gesetz war ihm entgegen. Er hätte sich selber zürnen sollen.

Der böse Feind, der sich hinter seine schwache Seite gesteckt hatte, steckte sich nun hinter seine starke Seite, hinter seine Heldenhaftigkeit. Sein Gewissen meldete sich, sein Herz hat ihm geklopft, aber sollte er weichen? Er ist nie in seinem Leben gewichen, es war nicht seine Art, von einem einmal gefaßten Plan zurückzutreten. Das tat ein Usia nicht. Das war seine starke Seite. Sollte er vor einem Priester aus dem Wege treten? Sollte er ein Pfaffenknecht werden? Ach, er merkte den Betrug nicht. Er sollte nur vor Gott weichen. Aber in seiner Verblendung sah er in seinem besten Freund seinen Feind, als ob der Priester aus Mißgunst oder Herrschsucht ihm entgegenträte. Laßt uns ja achthaben auf unsere „starken Seiten“! Es wird mir immer beklommen zumute, wenn ich jemand so selbstbewußt sagen höre: „Das tut unsreiner nicht; das liegt nicht in der Art unserer Familie; wir sind aus anderem Holz geschnitzt“ und wie die Redewendungen lauten. Wenn diese Melodie erklingt, dann laßt uns wohl acht haben, ob sich nicht schon des Teufels Tonart in unser Lied gemischt hat!

„Usia ward zornig“ (Vers 19). Da traf ihn die Strafe: „Der Aussatz fuhr aus an seiner Stirn.“ Bis dahin hatte Gott zurückgehalten. Sein Leben war schon verwirkt. Noch hatte der Herr Geduld. Aber Gott läßt sich nicht spotten. „Und da er zürnte...“, früher nicht, da traf ihn Gottes Gericht. Dieses Zürnen des Usia gegen den Priester, das war die Verstockung gegen die Warnung des Geistes Gottes. Er schüttelte das innere Erschrecken ab und fand seine starke Haltung wieder. Da verstockte er sich, und da fuhr der Aussatz aus an seiner Stirn. Aber noch hielt ihn Gottes Gnade. Er hätte sterben müssen, aber Gott übte Gnade auch im Gericht. Er schonte das Leben des Königs.

Was hätte aus ihm werden können!

Aber Usia war ein geschlagener Mann. Die Priester „stießen ihn von dannen; er eilte auch selbst, herauszugehen; denn seine Plage war vom Herrn“ (Vers 20). Da war kein Widerspruch mehr möglich. Menschen kann man widersprechen, Gott nicht. Gottes Knechte kann man verhöhnen; wenn Gott spricht, dann ist die Diskussion zu Ende, dann gibt es kein Widerwort mehr. Wenn Achan als Dieb durchs Los entlarvt wird, dann ist es aus mit all seiner erzwungenen Haltung und Fassung. Wenn vor David der Prophet Nathan steht im Namen des Herrn: „Du bist der Mann!“, dann bleibt ihm nur der Zusammenbruch: „Ich habe gesündigt!“

Und am Jüngsten Tage? Man wird der Hand, die wider uns schreibt, nichts abhandeln können. Sie versuchen ja auch eine Widerrede, sie alle, die der Herr von sich weist im Jüngsten Gericht, aber: dann wird der König ihnen antworten! Und wenn der König ihnen antwortet, dann heißt es nur noch: und sie werden gehen. Ich sage euch, meine Freunde, sie werden gehen. Dann ist keine Widerrede mehr möglich. Sie eilen aber auch selbst; „denn ihre Plage ist vom Herrn“. Gott hat das letzte Wort.

Usia lebte fortan in einem besonderen Hause, offenbar einem Landhause, abseits von den anderen Menschen. Vom Hause des Herrn war er verstoßen. Sein Sohn Jotham nahm des Königs Geschäfte wahr. Ihm selbst war noch eine Gnadenzeit verliehen. Er fand noch Raum zur Buße. Wenn wir im nächsten Kapitel Vers 2 lesen: „Jotham tat, was dem Herrn wohlgefiel, ganz wie sein Vater Usia getan hatte, nur ging er nicht in den Tempel des Herrn“, so können wir daraus folgendes entnehmen: Sein frommer Sohn, der treue Priester, der Prophet Jesaja vielleicht, werden ihm zum Segen gewesen sein. Er ist innerlich wohl wieder zurechtgekommen.

Aber auf seinem Leben lag ein Flecken. Immer wieder wird das eine erwähnt: „Er ging in den Tempel des Herrn.“ Ihm wurde vergeben, aber er war unnütz geworden für Gottes Reich, ja sogar ein Ärgernis und ein Anstoß für die Welt: „Seht, wie ist der fromme Usia so tief gefallen! Die allereinfachsten Gebote Gottes hat er nicht gehalten. So sind die Frommen!“

Erschütternd ist es, wenn man das Leben eines Knechtes Gottes überschaut, bei dem irgendein Sündenfall als ein Flek-

ken liegt auf seinem Namen. Die anderen reden später immer nur von dem Flecken. Über der einen Sünde, die ihm Gott vielleicht in der Stille schon vergeben hat, sieht die Welt nichts mehr von all dem Guten, das der Mann früher gewirkt hat. Man redet immer nur von seinem Fall. Furchtbare Macht der Sünde! Von Usia wird später nur noch sein Tod berichtet. Inzwischen war er untätig, eingeschlossen in seinem Hause, bürgerlich tot, in die Ecke gestellt von Gott. Der herrliche, ritterliche Usia, was hätte alles aus ihm werden können! Wenn ein Mann solcher Gaben sich ganz dem Herrn ergeben hätte, wäre es vielleicht zu einer Glanzzeit des Reiches Gottes in seinen Tagen gekommen. Es waren schöne Ansätze da. Als die Frucht erwartet wurde, daß er demütig Gott allein die Ehre gäbe, da versagte er .

Was hätte aus manchem werden können! Aber dann wurde er in die Ecke gestellt von Gott. Er war unbrauchbar für Gottes Reich durch seinen Fall. Ein Wurm stach den Rizinus, der noch vielen hätte Schatten geben können, da verdorrte er (Jona 4, 7). Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Herr, habe acht auf mich! Wachtet und betet!

Wer kann zu Gott nahen?

Und nehmt, die ihr gefallen seid, eure Zuflucht zu eurem Herrn und Heiland! Usia wollte in seiner eigenen Gerechtigkeit vor Gott stehen. Da traf ihn das Gericht. Gerade an der Stelle an der Stirn, wo der Priester das Schild trug „Heilig dem Herrn“, da fuhr der Aussatz aus an seiner Stirn. Da wurde er offenbar in seiner Unreinheit.

Wer seine Sünde nicht sieht und in seiner eigenen vermeintlichen Reinheit vor Gott bestehen will, der wird mit Schrecken erkennen den Aussatz an seiner Stirn, das Brandmal der Sünde, gerade in seinen besten Werken, mit denen er vor Gott bestehen wollte. Es kann niemand zu Gott nahen, er sei denn geheiligt durch den großen Priester, geheiligt durch das Blut des Lammes Gottes, das für uns vor Gott eintrat. Nur durch ihn, unseren großen Hohenpriester, können wir Zugang haben zu Gott. Wer nicht an jenem Tage will hinausgewiesen werden, der Sorge, daß sein ganzes Leben bedeckt ist durch die Versöhnung, die Gottes großer Priester am Kreuz für uns vollbracht hat.

Der Gesang des Herrn

„Da fing an der Gesang des Herrn.“

2. Chronik 29, 27

1. Erst die Leute, dann das Haus!

Das klingt wie junges Leben, das klingt wie Durchbruch ewiger Gnade: „Da fing an der Gesang des Herrn.“ Eineinhalb Jahrzehnte war der Tempel Jehovas verschlossen geblieben. Er fing an zu verfallen und war beschmutzt. Kein Gottesdienst war gehalten worden, kein Gebet zum Herrn emporgestiegen, keine Rauchwolke vom Opferaltar der Versöhnung oder der Anbetung. Über dem Volk lag seit eineinhalb Jahrzehnten ein totes Schweigen. Kein Lied Jehovas, kein Psalm der Freude wurde vernommen. Da kam Hiskia, 25jährig, zur Regierung, und er ruhte nicht, bis er den Gottesdienst wieder hergestellt und das Volk zurückgeführt hatte in den Gehorsam des Herrn.

Es war ein gewaltiger Augenblick, als nach wochenlangen Vorbereitungen endlich vom Tempel her weithin über die Stadt das Blasen der Drommeten und das Singen der Priester erscholl. „Da fing an der Gesang des Herrn.“

Wenn es doch auch bei uns anfinge, auch in unserem Kreis, in unserem Verein! So zieht ein leises Wünschen und Sehnen durch das Herz manches treuen Mitarbeiters. Laßt mich deshalb an der Hand dieses Kapitels einiges darüber sagen, wie es kommt zu neuem Leben in unseren Vereinen und in den Herzen der einzelnen!

In unseren Vereinen! Da ruft uns diese Geschichte zunächst zu: erst die Leute, dann das Haus! „Heiliget euch nun, daß ihr heiliget das Haus des Herrn!“ (Vers 5). Das war die erste Mahnung, die Hiskia den versammelten Priestern und Leviten zurief: „Heiliget euch, daß ihr heiliget das Haus des Herrn!“ Auch in unserer Arbeit muß dies die Losung sein: erst die Leute, dann das Haus. Es ist alles in unserem Werk die Frage von Persönlichkeiten. Nicht die Einrichtungen, die Organisationen tragen die Leute, sondern das Werk, „das Haus“ wird immer den Geist der Träger der Arbeit atmen.

Darum ist in manchen unserer Veranstaltungen soviel Geistlosigkeit. Nicht das muß eines Vereins erste Sorge sein, ob er ein schönes Lokal hat, einen guten Posaunenchor, eine stramme Turnabteilung, eine reichhaltige Bücherei; das alles ist wichtig, und viele unserer Vereine täten gut, darauf in ganz anderer Weise ihr Augenmerk zu richten. Aber das Entscheidende sind die Leute. Die Menschen können Gottes Werk hindern, die Menschen können ein Segen werden. Wie wir das uns vor Augen halten, daß Gott uns gebrauchen will in seinem Dienst, da legt sich die ganze Verantwortung auf unsere Seele, die uns aus dem Wort entgegenklingt: „Heiliget euch, daß ihr heiliget das Haus des Herrn!“

Mancher Vorstand seufzt über die Müdigkeit des Vereinslebens. Es gibt da so viel totes Wesen, so viel tote Gebete, tote Bibelbesprechstunden, geistloses Singen und Blasen, geistloses Spielen und Turnen. Dann kommen sie zusammen, die Brüder, die darunter leiden: „Wir müssen etwas unternehmen.“ – Da sinnt ein junger Prediger: „Wie schaffe ich nur Leben in meiner Gemeinde? Bei der Jugend muß ich anfangen.“ Und nun geht es im vollen Sturm hinein, dort bei dem Verein, hier bei dem jungen Prediger in die Jugendarbeit, in den Betrieb. „Erst das Haus!“ sagen sie und suchen es hier und dort. Immer neue Mittel werden versucht, Anregungen für die jungen Leute geboten, das Räderwerk der Vereinsmaschine klappert zur Freude mancher Leute, auch mancher Jugend. „Da ist was los“, so hört man sagen. Nur Gotteskinder, die tiefer schauen, stehen traurig dabei: Da ist nichts los; alles nur Schein.

Man plagt sich ab, und all dieser Eifer in mancherlei Betätigungen ist im tiefsten Grund nichts anderes als ein Ausweichen vor dem innersten Kampf, dem Kampf gegen die Sünde im eigenen Leben, ist im tiefsten Grund eine Flucht vor Gott.

Nein, liebe Brüder, so billig ist es nicht. Mit Betrieb ist nichts getan. Es geht nicht um die Dinge, um die Einrichtungen, es geht um euch, es kostet euer Leben, wenn ihr euch wirklich um Gottes Werk kümmern wollt. Die Entscheidung, ob es auch bei euch kommen wird zum Gesang des Herrn, liegt in der Frage, ob hin und her in eurem Ort junge Männer täglich auf ihren Knien liegen und mit ihrem Gott ringen um die Seelen der Menschen. Und das hängt wieder zusammen mit der allerinnersten Frage, ob wir auch den Begegnungen mit dem Auge Gottes nicht ausweichen, ob wir wirk-

lich den Kampf gegen jede erkannte Sünde aufnehmen.

„Heiligt euch!“, dieses Wort legt Beschlag auf den ganzen Menschen, dieses Wort dringt hinein bis in die verborgensten Tiefen unserer heimlichen Kämpfe, in unsere schmerzlichsten Niederlagen, in das Gebiet, wo unsere tiefste Not empor-schreit. Wollen wir dem Herrn dienen in seinem Reich, das kostet unser Leben, das verlangt eine völlige Hingabe. „Diese Art fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten“ (Matth. 17, 21). Dieses Wort wird mit heiligem Ernst allen denen vor Augen stehen, die mitarbeiten wollen im Dienst unseres Gottes. Solche Arbeit geht nicht außen um uns herum vor sich, solche Arbeit erfordert den ganzen Menschen. Nicht Räder in einer Maschine, sondern Reben am Weinstock, das ist es, was wir sein sollen. Dann werden wir Frucht bringen.

2. Antwort für die Jungen und für die Alten

Wie kommt es zu dem Gesang des Herrn in unseren Vereinen? Das war unsere Frage. Unser Abschnitt gibt mancherlei Antwort darauf für die Jungen und für die Alten.

Für die Jungen!

Man merkt es dem König Hiskia an, welcher Schmerz es ihm ist, daß er die Übertretungen und Sünden der Väter seines Volkes hervorheben muß (Vers 6. 7). Mit vollem Wahrheitsernst stellt er die Tatsachen fest, aber man vernimmt in seiner Rede kein hartes oder scharfes Wort. Wie anders ist es bei den Leviten, die erst durch seinen Wächterruf aus ihrem Schlafer-wacht waren! Es ging damals, wie es so oft später gegangen ist, daß Leute, die selbst mit schuld waren an dem bösen Zustand im Reiche Gottes, wenn sie nun erweckt werden, schärfer zu-fahren und härter urteilen als der gottgeweihte Mann, durch den sie aus ihrer sündigen Gleichgültigkeit aufgeschreckt worden sind. Es ist hier, als ob die Leviten mit Fleiß ein schroffes, verletzendes, absichtlich kränkendes Wort gewählt hätten, als sie von den Gefäßen sprachen, „die der König Ahas, da er König war, besudelt hatte, da er sich versündigte“ (Vers 19).

Ist das nicht auch ein Bild von manchen Jüngeren in unse- ren Kreisen, von jungen Männern, die aus dem Tode zum Le- ben gekommen und berührt worden sind von einem Ruf in die Arbeit des Reiches Gottes? Wie schmerzlich ist es, wenn man

dann beobachten muß, daß sich bei vielen solche Erweckung totläuft in Kritik! Manche meinen, sie müßten ihre Entschiedenheit, ihr junges, frisches Christentum damit beweisen, daß sie scharfe Worte sprechen über andere, zumal über die Älteren, über die, die früher am Werk des Herrn gebaut haben. Wieviel ungebeugtes Wesen schießt da oft ins Kraut und treibt seine allerhäßlichste Blüte, wenn man solche jungen Brüder wohl gar über ihre eigenen Eltern scharf herfahren hört, deren Sünden sie mit ungewaschenen Händen anfassen! Wie traurig wird man oft, wenn man in der gutgemeinten Ansprache eines jungen Mannes die absichtlich scharfen Ausdrücke herausblitzen sieht und man daraus den Schluß ziehen muß, daß er noch nicht im innersten Heiligtum gewesen ist, daß er im innersten Kern den Kampf gegen die Sünde noch nicht angefaßt hat!

Dann gibt es die schwierigen Verhältnisse zwischen alt und jung; denn die Alten „werfen dann die Brocken hin“, und dann steht man vor Scherben. Wer Gott nahesteht unter den Älteren, wird nicht so die Brocken hinwerfen, sondern es wie Mose machen, der bei aller ungerechten Kritik, die ihm widerfuhr, stilleschwieg und sich wandte zur Hütte des Stifts und die Gegenwart Gottes suchte. Und wer von den jüngeren Brüdern aufrichtige Gemeinschaft mit Gott pflegt, der weiß: es ist so billig, zu kritisieren und die Schwächen anderer herauszufinden, auch über alles, was früher war, herzufahren. Aber so kommt es nicht zu dem Gesang des Herrn. Gottes Lied kann die Jugend nicht singen, die unter dem Fluch des Wortes steht: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen“ (Sprüche 30, 17).

Wie anders steht da voruns der König Hiskia! Ihm fuhr kein hartes Wort heraus, denn er hatte ein gebeugtes Herz. Er war nicht selbstsicher, weil er wußte, daß er auch noch in Proben hineinkommen würde. Ihm waren seine eigenen Sünden bekannt, und darum urteilte er milder über andere. Und war es nicht sein Vater, den die anderen mit ihrem ätzenden Wort so scharf verurteilten? Er hatte ihn doch liebgehabt. Es war doch sein Vater. Wir alle mögen über den Judas Ischarioth geneigt sein, hart zu urteilen, der Heiland sagt ihm kein kränkendes Wort, er hatte ihn drei Jahre lang liebgehabt. Wie anders würde es in unseren Vereinen stehen, wenn man bei allem berechtigten Kritisieren der Zustände durch die Jüngeren, bei

allen wohlgemeinten und auch wohlüberlegten Vorschlägen, das Alte abzuändern, doch immer vor allem den Ton durchklingen hörte: „Wir Jüngeren haben euch Alte lieb. Nicht Furcht vor euch, aber Ehrfurcht vor dem Alter soll unser ganzes Verhalten regieren.“ Wo das die Tonart aller Beratungen ist, da meinen wir manchmal schon das leise Klingen zu hören, als wenn die Instrumente gestimmt würden für den Gesang des Herrn.

Und dann vor allem dies: Hiskia unterschied sich von seinem Vater in seinem Wandel. Er war ein ganz anderer Mann, er stand auf Gottes Seite. Das zeigte er aber nicht in scharfen Worten, sondern in seinem Auftreten und in seinen Taten: ein junger Mann nach dem Herzen Gottes. Es wird jetzt laut und stark die Forderung ausgesprochen: Die Jugend muß heran – und es ist wahrlich etwas von dem Wichtigsten, das wir bei unserem Werk beachten müssen, daß wir zur rechten Zeit das junge Volk heranziehen, Verantwortung mitzutragen und sich unter die Last des Werkes Gottes zu stellen in selbständigem Mitarbeiten. Wahrlich, die Jugend soll heran, aber, liebe Brüder, es liegt nicht am Jungsein, sondern es liegt am Heiligen Geist, und der wohnt in Jungen und Alten, die ihm sich öffnen. Jetzt, heißt es, werden wir Jungen die Sache machen. Wer wollte sich mehr freuen als die Älteren, denen Gottes Aufgaben wirklich auf der Seele liegen! Aber später, wenn der große Strich gezogen wird, wollen wir einmal sehen, ob die Jungen mit derselben Hingabe, mit der gleichen brennenden Jesusliebe, mit derselben ernstesten Treue im Kleinen das Werk getrieben haben wie die Alten.

Für die Alten!

Aber sind nicht unter uns auch manche Alte, denen bei diesem Wort vom Gesang des Herrn beklommen zumute wird und das Gewissen sich regt? Gibt's nicht unter uns manche ältere Brüder, die vielleicht schon zwei, drei und mehr Jahrzehnte dem Heiland folgen, auf denen es liegt wie eine große Klage, wie der Vorwurf eines ganzen Lebens? Sie sind lau geworden. Als Elia auf dem Karmel das Volk herumholen sollte zu dem Herrn, seinem Gott, da war das erste, was er tat: er baute wieder auf den verfallenen Altar des Herrn (1. Kön. 18, 30). Gibt's nicht unter uns viele Alte, in deren Leben steht ein verfallener Altar? Da haben sie einmal dem Herrn geopfert

und ihn angebetet und vor ihm ihr Zeugnis abgelegt. Aber es ging so schnell bergab. Wehmut liegt über ihnen, wenn ein Wort sie trifft wie dieses: „Wie waret ihr dazumal so selig“ (Gal. 4, 15)!

Können wir nicht manchen Ausdruck, den Hiskia hier von den Vätern gebraucht, auch auf uns anwenden bei unserer Vereinsarbeit? „Sie haben ihr Angesicht von der Wohnung des Herrn gewandt und ihr den Rücken zugekehrt“ (Vers 6). Wie groß ist die Zahl derer, die sich allmählich des Vereinsbesuchs entwöhnt haben! Erst blieb man einmal weg aus der so gesegneten Bibelstunde und Gebetsvereinigung, dann zweimal, dann öfter. Allmählich war man daran gewöhnt und entbehrte sie nicht mehr. Die Tür zum Betkammerlein haben sie verschlossen. Ach, wie anders wäre ihr Leben gewesen, wenn es geleitet worden wäre von täglichem, treuem Beten! Und die Lampe der Schriftbetrachtung ist ausgelöscht. Früher war ihnen das Gotteswort süßer als Honig und Honigseim. Es kam der Tag, wo es ihnen erschien als eine „eklige Speise“, wie den Israeliten das Manna (4. Mose 21, 5). Sie haben sich vor ihrer Bibel gelangweilt und haben sich wohl ganz modern entschuldigt: „Das sagt mir nichts“, anstatt sich zu erinnern an das Wort der Schrift: „Ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge, die macht beide der Herr“ (Sprüche 20, 12).

Um wieviel Himmel auf Erden haben sich die betrogen, bei denen diese Lampe ausgelöscht ist, das lebendige Wort Gottes! Und kein Räuchwerk haben sie geräuchert inniger Anbetung, herzlicher Freude an ihrem Gott und Heiland. „Wo ist Jesus, mein Verlangen, mein Geliebter und mein Freund?“ Das war einmal der Ausdruck ihres tiefsten Sehns in den Tagen ihrer Jugend, da der Heiland ihnen köstlich war und sie nicht genug ihm singen und anbeten konnten. Und jetzt? Und kein Brandopfer haben sie getan, keine Hingabe an den Herrn ist in ihrem Leben zu finden. Man lebt für sich selbst. Man hat keine Zeit mehr für das Werk des Herrn. Man lebt fürs Geschäft und für die Familie. Ihr hättet es wohl nie gedacht, ihr Brüder, wie schnell man lau werden kann, wie leicht es bergab geht, wenn man nicht wacht und betet.

Eine Dame saß in der Dämmerung an ihrem Harmonium und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Sie fand einen Akkord, der ihr besonders wohl tat und ihre Gefühle so voll und ganz ausdrückte. Da wurde sie abgerufen durch eine häusliche Pflicht, und sie berichtet, daß sie hernach lange gesucht

habe nach dem Akkord, den sie sich nicht gemerkt hatte, und sie habe ihn nie wieder gefunden. Hat nicht manch einer unter den älteren Brüdern in unseren Vereinen in seiner Jugend einmal einen schönen, vollen Akkord angeschlagen, einen männlich freien und frohen Ton für den Heiland, ein freudiges Bekenntnis? Man konnte erwarten: aus dem wird etwas Ganzes. Dann kam das Geschäft, die Verheiratung, der Krieg. Er wurde abgerufen. Mir ist, als ob man in unseren Vereinen seit dem Krieg manch müde gewordenen Bruder sehe, über dem ein leises Weh unausgesprochener tiefer Klage liegt. Er sucht seinen verlorenen Akkord und kann sein Lied nicht wiederfinden. Ihr älteren Brüder, ihr liefert fein, wer hat euch aufgehalten, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? Wer hat euch bezaubert? Ja, wer? Gebt Antwort! „Wie waret ihr dazumal so selig!“ Und mancher seufzt: „O daß ich wäre wie in den vorigen Monaten, in den Tagen, da Gottes Leuchte über meinem Haupte schien, in der Reife meines Lebens, da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war!“ (Hiob 29, 2–4).

Solches Verhalten ist Schuld vor Gott; solches kraftlose, freudlose Christentum steht den anderen, zumal den Jüngeren, im Wege. Unsere Lauheit hält Gottes Werk auf.

Als damals der Gesang des Herrn über die Stadt Jerusalem dahinbrauste, so hat es mal einer dargestellt, stand drüben am Ölberg ein Mann mit seinem Sohn – 16- oder 17jährig war er vielleicht – und arbeitete auf seinem Acker. Da stützt der Sohn sich auf seine Hacke: „Vater, was ist das ? O Vater, hör!“ Der Vater schaut hinüber zum Heiligtum Gottes und sagt halb gedrückt, halb erfreut: „Das ist der Gesang des Herrn, so haben wir früher im Tempel immer gesungen.“ Unten in Jerusalem liegt eine schwindsüchtige Tochter am offenen Fenster und sagt: „Mutter, die Engel singen!“ Die Mutter lauscht auf von ihrer Arbeit: „O nein, mein Kind, das ist der Gesang des Herrn, so hörten wir es früher immer aus dem Tempel schallen.“ Eine ganze Generation, eine ganze Jugend von 16 und 17 Jahren war aufgewachsen und hatte noch nie gehört den Gesang des Herrn.

Ihr lieben, älteren Brüder, ist es in euren Vereinen schon vorgekommen, daß die jungen Männer aufgelauscht haben: „Hört einmal die Alten, wie sie singen, wie sie von ihrem Heiland zeugen!“ Oder ist eure Jugend aufgewachsen, und eins hat ihr gefehlt: das Lied? Das Lied Gottes! Der Jugend leuch-

ten heute anderswo so viele Lichter, an euch sollte sie Gottes Freude leuchten sehen, daß sie darüber auch verlangend würde: „Ich hätte gerne auch das Lied, daß auch bei mir, daß auch in unserem Verein anfangs der Gesang des Herrn!“ Wie viele von uns Älteren müssen, wenn sie das stumme, freudlose Wesen in ihrem Verein beobachten, an ihre Brust schlagen und sagen: „Es ist meine Schuld! Ach, wo war in meinem Leben der Gesang des Herrn?“

3. Seid nicht lässig!

„Nun habe ich im Sinn, einen Bund zu machen mit dem Herrn“ (Vers 10). Mit diesem Wort ruft Hiskia die Männer auf zum heiligen Entschluß. Hier steht ein „Nun“, ein Grenzstein, ein gottgeschenkter Vorsatz, bei dem sich die Engel im Himmel gefreut haben. Ein Nun! Ein Heute! Von jetzt an!

Es ist Gottes Gabe, wenn solch ein „Nun“ kommt, ein neuer Anfang, eine neue Segenszeit, eine Erweckung. Es ist Gnade, wenn Gott es einem Menschen unmöglich macht, im alten Wesen zu verharren, wenn es über ihn kommt mit der Gewalt des Heiligen Geistes: So kann es nicht bleiben, es muß anders werden.

Und das ist Gottes Art zu wirken. Er macht es einem einzelnen unerträglich und legt es ihm innerlich auf wie eine schwere Last, so wie hier dem Hiskia, und dieser eine kann der Allerschwächste und Geringste im Kreise sein. Ein jeder soll auflauschen, wenn er dieses Wort liest: „Nun“. Vielleicht knüpft der Herr bei ihm an für seinen Verein. Er benutzt gerne die Kleinen und Geringen und macht sie zu Werkzeugen seiner Gnade, andere durch sie zu segnen.

Denn die anderen ruft nun Hiskia hinzu (Vers 11). Er kann es nicht allein. Es wäre auch grundfalsch, wenn er es versuchte, alles allein zu machen. Niemand kann es allein. Sie müssen zusammenstehen, die Brüder.

Und nun wird es unsere Geschichte. Wir möchten gerne in unseren Vereinen einen neuen Anfang erleben. Und damit wende ich mich an die, die ein Empfinden dafür haben, daß es so nicht weitergeht, die hungert und dürstet nach mehr, nach einer neuen Belebung ihrer Arbeit. Nun, meine Brüder, „seid nicht lässig; denn euch hat der Herr erwählt, daß ihr vor ihm stehen sollt und seine Diener seid.“ Das Wort gilt allen unter

uns, die Gottes Kinder sind und ihm dienen wollen, die sich nicht zufrieden geben wollen mit dem müden, matten Wesen, sondern sich sehnen nach dem Gesang des Herrn. Und das um so mehr, als sie schon von hier und da es hören, daß anderswo ein froh Getöne im Lande erwacht ist.

Nun dann, seid nicht lässig! Das richtet sich an die, die es angeht. Wie mancher Vorstand ist eine Art Altertumskommission, der es nur wichtig ist, daß alles bleibt, wie es war, statt daß man einen Generalstab bildet, der das Feld übersieht, die Posten ausstellt und den Feind angreift. Wieviel lässiges Wesen ist oft in der Art, in der man die Vereinsarbeit betreibt! Jedes andere Werk, ja jede Liebhaberei und jedes Spiel, treibt man mit größerem Feuer! Und doch steht es geschrieben (Jer. 48, 10): „Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig tut!“

In einem Manöver lagen einige Soldaten in einem Graben und spielten Karten. Ein Schiedsrichter, der sie dabei überaschte, fuhr sie scharf an, was sie dort machten. Da wagte es ein schlagfertiger Kamerad und gab die Antwort: „Wir spielen die Toten, Herr Major.“ Dieser ließ die Antwort durchgehen. Wie viele Vereine in unserem Bund findet man mit mancherlei Dingen beschäftigt, die man bei einem evangelischen Jünglingsverein ebensowenig erwarten sollte, wie man von Soldaten erwartet, daß sie sich während der Schlacht die Zeit vertreiben mit Kartenspiel! Sie spielen auch die Toten, haben die Hände voller Nebensachen, leben für ihren Zeitvertreib, aber Gottes Werk tun sie lässig.

Ja, viele Vereine wissen gar nicht recht, daß sie „vor dem Herrn stehen und seine Diener sein sollen“. Wenn man in ihrer Stadt sich erkundigen würde, was das für Leute sind da im CVJM, dann würde man vielleicht zur Antwort bekommen: „Die trinken nicht, die spielen nicht, die gehen nicht ins Kino, ins Theater, auf den Tanzboden.“ Und wenn das alles wahr ist, wollen wir's nicht gering schätzen. Sich von der Welt unbefleckt erhalten und nicht mitlaufen in ihrem gottlosen Wesen, das ist auch schon etwas. Aber ist das alles? Habt ihr weiter nichts? Ist euer Verein nichts anderes als ein Klub anständiger junger Leute? Nun, meine Brüder, seid nicht lässig! Ihr habt eine viel höhere Aufgabe: ein Rettertrupp sollt ihr sein, besetzt von heiligem Retterwillen. Gehet aus auf die Straßen! Gehet schnell aus auf die Straßen, an die Hecken und Zäune und nötigt sie, hereinzukommen!

Man möchte euch wohl manchmal beneiden, ihr jungen Brüder. Nur einmal kann man jung sein, und ihr seid jung in dieser Schicksalsstunde unseres Volkes, wo alle anderen Fähnlein sinken, auf die die hungrigen Seelen der Menschen ihre Hoffnung gesetzt hatten: Marxismus, Idealismus, Pazifismus, Nationalismus. Wie solltet ihr jetzt zu ihnen hingehen und ihnen die Botschaft bringen von dem Heiland, der ihnen Leben und volle Genüge gibt! Wahrlich, es lohnt sich, und es gilt eine völlige Hingabe an den Dienst eures Gottes. Wen der Herr erwählt hat, daß er sein Diener sei, der soll es wissen, daß ihn ein heiliger Ruf gefunden hat. Und der soll sich stellen in die Schlachtreihe unseres Königs mit klarer Erkenntnis dessen, um was es geht: ein Leben zu setzen an das Werk unseres Herrn; „denn wer im ersten Gliede schreitet, muß fallen können, wenn es gilt; wofern solch Kampf ihm widerstreitet, so mag er abtun Schwert und Schild“. Nein, liebe Brüder, nicht abtun weder Schwert noch Schild! Seid nicht lässig! Schaut auf den wundervollen Tag, da auch in eurem Verein aus vieler junger Männer Mund hervorbrechen wird der Gesang des Herrn!

4. Was fehlt noch?

Trag den Schmutz hinaus!

Hiskias Wort war auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Leviten und Priester machten sich auf, und nachdem sie sich selbst geheiligt hatten nach dem Gesetz des Herrn, gingen sie hinein in das Haus des Herrn und trugen alle Unreinigkeit hinaus in den Bach Kidron. Es war ein Riesenhausputz, im wahren Sinn ein Groß-Reinemachen, was sie dort in den Höfen und Hallen des Tempels vornahmen. Was sich an Schmutz von Menschen und Tieren, die dort verkehrt hatten, was sich an Schutt vom Verfall des Gebäudes und an sonstiger Verunreinigung vorfand, wurde hinausgetragen und beiseite geschafft. Dann erst konnte der große Versöhnungstag gefeiert werden, dann erst fing an der Gesang des Herrn.

Das kann uns Wink und Weisung geben auf die Frage: Wie kommt es im Leben des einzelnen zum Gesang des Herrn? Ist bei uns vielleicht auch solch ein Hausputz nötig? Dort fand sich im Heiligtum Gottes ganz gewöhnlicher Schmutz. Sind

nicht unter uns auch feine junge Leute, vielleicht aus bester Familie, gläubiger Eltern Kinder, in deren Leben sich doch ganz gemeine Sünde eingenistet hat? Scheinbar ist sie längst vergessen, aber in stiller Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, dann öffnet Gott das Ohr und schreckt sie (Hiob 33, 15. 16); dann geht es den Menschen nach dem Wort eines modernen Dichters: „Tränen und mein Lebenslauf wachen mir im Herzen auf.“ Wenn Gott uns „züchtigt“ in stiller Nacht, dann kreisen die Gedanken immer um einen Punkt, wie wenn eine nervöse Hand immer aufs neue eine Sache zudecken möchte, aber ein anderer deckt sie immer wieder auf.

Da gibt's kein Entrinnen, da hilft nur das eine: Reinige dich, bekenne deine Sünde; trage wie dort die Männer den Schmutz, all deine verborgene Schuld heraus an die helle Sonne vor Gottes Angesicht! Das wird ein langes Tragen geben. Denk an die Sünde aus dem Krieg, die dir die Heimkehr vergällte! Damals wolltest du lieber nicht nach Hause und hattest Angst vor der Begegnung mit dem treuesten Auge, das dir auf Erden leuchtet. Jetzt hast du dich schon daran gewöhnt? Die Sünde ist nicht vergessen! Die Sünde aus einsamer Kammer, Sünde im Kreise der Freunde, Sünde an der hellen Sonne, Sünde im dunklen Wald, Sünde auf dem stillen Speicher, Sünde im finsternen Keller, Sünde im Kontor, auf dem Lager, hinter der Theke, an der Kasse!

Was man bei sich nie für möglich gehalten hätte, gerade wie dort im Tempel: ganz gewöhnlicher Schmutz, Unkeuschheit und Ehebruch, Diebstahl und Untreue grob und fein, Haß und Unversöhnlichkeit und Sünden gegen die Eltern, die vielleicht längst entschlafen sind! Sünden, vor denen einem ekelt, die man eigentlich jetzt nur noch mit der Zange anfassen möchte – man möchte sich die Haare raufen –, aber alles Sünden deines Lebens!

Wie viele laufen mit wundem Gewissen umher! Ihre Sünden sind geschrieben in Gottes Buch. Da ist nichts zu machen. Nichts kann helfen als ein offenes Bekenntnis. „Da ich es wollte verschweigen, verschmachtetete meine Gebeine durch mein täglich Heulen; denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir“ (Ps. 32, 3. 4). Gib nach, nimm das Steinchen aus dem Stiefel, ehe du dich völlig wundgelaufen hast und krank am Boden liegenbleibst! Leuchte hinein in die Ecke, wo bei dir der Schmutz verborgen ist! Es ist nicht so, als ob man darüber im Zweifel bleiben müßte. Man kann zur Klarheit

kommen. Dann tritt die große Wendung deines Lebens ein, wenn du endlich stillestehst und nicht mehr fliehst vor der Tatsache deiner Sünde, sondern wenn es auch dein Wort wird: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: „Vater, ich habe gesündigt.“

Schau auf das Opfer Jesu!

Ein aufrichtiges Bekenntnis erleichtert das Herz, aber das Bekenntnis nimmt die Sünde nicht weg. Gerade dabei muß ich innerlich Partei nehmen gegen mich selbst für Gott: „Du hast recht.“ Nein, da kann es noch nicht kommen zum Gesang des Herrn. Wie mancher hat zu Tränen seine Zuflucht genommen und erfahren, was der Dichter sagt: „Hab aus den Augen mir gewaschen mit Tränen scharf den letzten Traum!“ Ja, das Träumen ist uns dann völlig vergangen, aber um so entsetzlicher stand die Wirklichkeit vor uns; unsere Sünden waren nicht abgewaschen. „Und wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nähmest viel Seife dazu, so gleißt doch deine Untugend desto mehr vor mir, spricht der Herr Herr“ (Jer. 2, 22). Gerade wer die Sünden hinausträgt aus dem Dunkeln in das helle Licht Gottes, der sieht erst, wie viele ihrer sind, so wie ein Verschuldeter erst, wenn er sich ein Herz faßt und seine Schulden zusammenrechnet, merkt, wie verzweifelt seine Lage ist. Da wird ihm immer heißer. Auch dem Sünder geht es so: ich bin verloren!

Da hilft kein oberflächliches Trösten. Mach es dir nur nicht zu leicht mit deiner Sünde, sondern grabe tief! Gott nimmt es genau. Von ihm aus liegt der Fluch auf uns, und wir spüren ihn auch. In dieser Tiefe wird geboren der Gesang des Herrn, nirgendwo anders.

Da gehen uns die Augen auf für das große Opfer, das unsere Sünden tilgt. Wenn wir in Vers 20 bis 24 die eingehende Schilderung des großen Versöhnungsofers lesen, dann mag uns zunächst manches daran fremdartig klingen. Wir wissen, daß, was dort als Schattenbild geschah, nur das Vorbild gewesen ist auf das große Opfer des Lammes Gottes, das unsere Schuld getragen und unsere Sünde hinweggenommen hat. Wer Augen hat für die Tiefen seiner Schuld, der hat auch Augen für dieses Opfer. Man kann es ablehnen, von oben herab und stolz. Der wird es nicht ablehnen, der in der Not ist, in der

Sündennot, über den das Verzagen gekommen ist, die große Reue. Der wird aufschreien: „Ach, was hör ich? Gnade! Gnade schallet an mein Ohr.“ Der wird seine Hände falten, wenn er das Zeugnis vernimmt: „Er machet die Unreinsten rein“, und auch aus seiner Seele steigt der Dank empor: „Es quillt für mich dies teure Blut, das glaub und fasse ich, es macht auch meinen Schaden gut; denn Christus starb für mich.“

Bring das Brandopfer dar!

Und noch fängt nicht an der Gesang des Herrn? Nein, noch nicht das Lied! Die Leviten stehen schon bereit zum Spiel, die Sänger zum Gesang. Was fehlt noch? Sind nicht unter uns auch der jungen Männer viel, die aufrichtig mit ihrer Sünde gebrochen haben und haben sie ihrem Gott bekannt und möchten sich von Herzen trösten des Kreuzes ihres Heilandes? Aber sie haben noch keinen Frieden, noch keine Freude und sind enttäuscht. Was fehlt noch?

„Um die Zeit, da man anfing das Brandopfer, fing auch an der Gesang des Herrn“ (Vers 27). Wahrlich, es ist nichts mehr hinzuzutun zu dem Opfer Christi, einmal am Kreuz geschehen. „Denn mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden“ (Hebr. 10, 14). Aber Gott gibt seinen Frieden nur dem Herzen, das sich ihm ganz ergibt. Da man anfing das Brandopfer, das ganz verzehrt werden mußte als Sinnbild einer völligen Hingabe des Volkes an Gott, da fing auch an der Gesang des Herrn. Merkt auf dies „auch“! Vorher nicht. Gott enthält den Frieden vor, wo ein Mensch ihm nicht ganz ausgeliefert ist. Nur wer vor der engen Pforte alles zurücklassen und alles aufgeben will, was Gott nicht gefällt, nur der kann hindurchziehen und empfängt das Lied Gottes. Gott krönt kein geteiltes Herz.

Vielleicht willst du einen Schlüssel ihm nicht ausliefern, den Schlüssel zu einem Geheimfach deiner Zukunftspläne, deiner Lieblingwünsche. Vielleicht willst du eine Sünde festhalten, eine liebe, süße Sünde. So wirst du nie zum Frieden kommen. Es ist eine heilig ernste Sache um eine wahre Bekehrung. Da gilt es einen ganzen Bruch und eine völlige Hingabe. Gott gibt seinen Geist denen, die ihm gehorchen (Apg. 5, 32). Vielleicht ist der Kanal verstopft, durch den Gottes Freude in dich

hineinfließen sollte. Eine Sünde ist im Wege oder heimliche Sündenliebe, die dir den Frieden Gottes raubt und vorenthält. So habe ich für dich nur ein Wort: Schlag den Pfropfen heraus, stoß die Dämme ein, reiß die Schleusen hoch!

Ihr lieben jungen Freunde, was könnte und was wollte Gott aus euch machen! Er ist bereit, euch zu segnen, aber wie viele von euch wollen in einem Punkt ihm nicht nachgeben, seinem Wink nicht gehorsam sein! Wie viele wollen nur zögernd, unter Vorbehalt, mit Bedingungen das Gottesleben anfangen! Ich will euch sagen, wie ihr es machen müßt: Nehmt im Geist ein weißes Blatt Papier, schreibt links unten das heutige Datum und rechts euren vollen Namen, und dann gebt dieses Papier dem Herrn, eurem Gott: „Herr, schreibe du meines Lebens Lauf! Ob über die Höhen oder durch die Tiefen, ob durch Armut oder Reichtum, ob durch Gesundheit oder Krankheit, ob in der Heimat oder in der Heidenwelt, wo mein Leben und wie es gelebt werden soll, Herr, das schreibe du! Ich habe von vornherein unterschrieben.“

So wird es etwas Ganzes. Dann fängt auch an der Gesang des Herrn. Das Lied, das Lied ist da und mancherlei Saitenspiel! So wie im Frühling bei Sonnenaufgang der ganze Wald erwacht, und es singt auf allen Zweigen. Wer es erlebt, der bekennt mit jener Frau im Alten Bund: „Doch soviel ich darüber möcht hören, nicht die Hälfte hat man mir gesagt“ (1. Kön. 10,7). – Das Lied ist da!

Das ist der Weg: Bekenne deine Schuld deinem Gott und schau auf deinen Heiland, der für dich starb, und dann sag es ihm:

Ich bitte nur, daß bis ans Ende
du mich in dein Erbarmen hüllst.
Hier hast du meine beiden Hände,
Herr, mach es mit mir, wie du willst!

Dann fängt auch in deinem Leben an der Gesang des Herrn.

Briefe von der Hand des Königs

2. Chronik 30

Keine Einspännerei

In der Reformationsbewegung zur Zeit Hiskias sehen wir den König als einen zielbewußten und tatkräftigen Mann vor uns stehen. Als er durch das große Versöhnungsfest sein Volk zurückgeführt hatte zum Gottesdienst der Väter und „anfang der Gesang des Herrn“ (2. Chron. 29), lag es ihm am Herzen, nun auch in allen Dingen die Ordnung des Gottesdienstes nach dem Gesetz wiederherzustellen. Was er nach Beratung mit den Obersten des Volkes dem ganzen Volk durch seine Läufer als seine Botschaft zu wissen tat, indem er ihnen „Briefe von der Hand des Königs“ (Vers 6) mitgab, und was sich bei dieser Gelegenheit im Volke zeigte, alles was wir daraus für uns und unser Werk an Winken und Weisungen entnehmen können, wollen wir uns vor Augen halten, als wären es Briefe unseres Königs und Herrn für uns und unsere Arbeit.

„Der König hielt einen Rat mit seinen Obersten“ (Vers 2). Es war ein weiter Weg, der vor ihm lag, und ein hohes Ziel, das er verfolgte, und es kam erst die Erhörung seiner Gebete, als der Herr „ihnen gab einerlei Herz, zu tun nach des Königs und der Obersten Gebot“ (Vers 12). Nur Gott konnte die innere Einigung im Volk herbeiführen und schenken als seine Gabe. Dieses Zusammenstehen war die Grundlage alles späteren Segens. Aber das Vorbild des Hiskia hatte schon den ersten Akkord des neuen Liedes angeschlagen. Ihm lag daran, das Werk, das vor seiner Seele stand, nicht als einzelner durchzuführen. Er konnte es auch nicht allein. Niemand kann etwas Derartiges allein schaffen. So nahe es lag, daß er als der König allein mit Befehlen und Verordnungen vorging: „er hielt einen Rat mit seinen Obersten.“ So stark die Versuchung gewesen sein mag, daß er als junger Mann bei seinen Erwägungen die alten, verrosteten, eingeschlafenen Führer des Volkes überging: „er hielt einen Rat mit seinen Obersten.“

Wie manches Leid könnten wir uns in unserer Arbeit ersparen, wenn wir so zusammenständen! Es liegt kein Segen darin

und oft genug ein Fluch darauf, wenn einer, noch gar von oben herab, in die Gemeinschaft der Brüder hineinregieren will. Wo man die Mitarbeit der anderen zurückschiebt und nicht durch gemeinsames Ratpflegen ihre Kräfte für Gottes Reich weckt, wo man aufkommende Kritik oder Arbeitslust mit dem Wort erledigt: „Das mache ich schon allein“ – da zieht sich Gottes Geist zurück. Alle Einspännerei ist im Reiche Gottes vom Übel.

Es ist eine Ausnahme, wenn einmal einer bei ganz verfahrenen Verhältnissen allein durchgreifen muß. Es kann auch einmal eine Erweckung durch einen einzelnen entzündet werden, aber Bestand hat das Werk erst, wenn ein betender Bruderkreis sich darum scharf und dafür eintritt. Niemand soll die Brüder verachten, auch dann nicht, wenn sie anfangs mehr Arbeit machen als voranhelfen, mehr Last als Hilfe sind. Der Meister schickte seine Jünger je zwei und zwei und sorgte dadurch für die Ergänzung untereinander. Die Apostel wollten nicht arbeiten im Vertrauen auf ihre eigene Kraft, sondern „durch Hilfe auch eurer Fürbitte“ (2. Kor. 1, 11). Als die Gemeinde versammelt war, sprach der Heilige Geist: „Sondert mir aus Barnabas und Saulus“ (Apg. 13, 2)! Auch diese großen Männer wurden zu zweien entsandt. Es ist ein großer Segen für einen Arbeitskreis, wenn die leitenden Brüder das wundervolle Vorbild geben: „Sie halten einen Rat miteinander.“

Die Frage von jung und alt

Besonders schön ist das Bild, wenn die Jüngsten sich vertrauensvoll zu den Älteren finden, auch dann, wenn sie an dem alten Zustand vieles zu tadeln haben und zu ändern wünschen. Die Frage von jung und alt, die unter uns oft viele Schmerzen bereitet, käme der Lösung ein gutes Stück näher, wenn die jungen Männer, so wie Hiskia, auch bei widerstrebenden oder passiven Widerstand leistenden älteren Brüdern es doch zunächst auf diese Weise versuchten: sie hielten einen Rat miteinander.

Sicher ist in manchem unserer Vereine dies die größte Not, daß sich alte, um ihre Ehre besorgte Führer früherer Zeiten hartnäckig dem entgegenstellen, was Gottes Geist in jüngeren Brüdern weckt und wirkt. Und doch sollte immer wieder aufs

neue zunächst den Jüngeren gesagt werden: „Seid ängstlich besorgt um den Segen Gottes, der sich dann von euch wendet, wenn ihr die Ehrfurcht dem Alter gegenüber verletzt! Gebt euer Ziel nicht auf, ruft unter Umständen aus anderen Kreisen verständige Brüder zu Hilfe herbei, aber geht lieber den untersten Weg, ehe ihr die zarte Linie überschreitet, die die Jugend dem Alter gegenüber einhalten sollte und die so wichtig ist für das Bleiben des Segens Gottes!“

Nun scheltet nicht, daß ich immer wieder dasselbe sage, aber ich nehme jede Gelegenheit wahr, um immer wieder auch die Kinder zu bitten, ihren eigenen Eltern gegenüber diese Mahnung des Wortes Gottes sehr ernst zu nehmen. Haltet einen Rat mit ihnen, sucht ihr Vertrauen immer wieder aufs neue zu gewinnen, auch wenn es einmal schwerfällt! Lasset den ganzen Wandel eures Umgangs mit den Eltern so in herzliche, wirklich herzliche Liebe getaucht sein, daß dadurch leicht die Wege gebahnt sind, daß ihr zu einem gemeinsamen Ratschlagen kommt, auch über die Dinge, wo eure Meinungen weit auseinandergehen! Das ist Gottes Wille: nicht daß die Kinder die Eltern belehren, auch nicht, daß sie sie bekehren, auch nicht nur, daß sie, wenn dies nötig ist, sie ernähren, sondern daß die Kinder die Eltern ehren. Es sitzt mancher in unseren Versammlungen und Vereinen, der es wirklich ernst und treu meint mit seinem Dienst für Gott, auf dessen Leben aber kein Segen ruhen kann, weil er nicht richtig steht zu seinen Eltern.

Fallen Gottes Feste aus?

Freilich gilt es nun, auch ein ernstes Wort denen unter uns zuzurufen, die den Priestern zu vergleichen sind, von denen Vers 3 uns sagt: Das Passahfest konnte nicht gehalten werden, man mußte es um einen Monat verschieben, „darum, daß der Priester nicht genug geheiligt waren“. Stehen sie da nicht vor unserer Seele, die Alten in unseren Vereinen, die ein Hindernis sind statt ein Segen, um derentwillen die Feste Gottes unter der Jugend nicht gefeiert werden können, weil sie, die Verantwortlichen, es nicht ernst genug nehmen, weil die berufenen Leute, die Vorsteher, nicht Schritt halten mit Gottes Gedanken, mit seinen Gnadenabsichten in seinem Werk? Darum fallen heilige Feste der Jugend aus.

Wie viele sind unter den älteren Brüdern, denen es am liebsten ist, wenn alles geht nach der alten Melodie, und die sich gegen vieles einfach mit der Begründung sträuben: Das haben wir früher auch nicht gehabt. Bei der alten Leier sind sie eingeschlafen und können nun nicht verstehen, daß sich in manchem, was ihnen vielleicht revolutionär erscheint, ein heiliges, innerstes Verlangen der Jugend nach neuem Erleben Gottes Bahn bricht. Gottes Werk verkümmert wegen der Gleichgültigkeit seiner Knechte. Gott hätte wohl gerne längst weiter geführt, aber die Führer waren nicht bereit. Darunter leidet das Werk. Man hat seine Methode, nach der man immer gearbeitet hat.

Aber Methoden sind sehr oft ein Zeichen von geistlicher Armut. Weil man nichts Neues empfängt vom Herrn, keine neuen Weisungen und keine neuen Worte, so kratzt man immer aufs neue das Alte mühsam zusammen und setzt es zum hundertsten Mal den jungen Leuten vor, die schon beim ersten Wort wissen, was nun alles kommen wird. Der Priester waren nicht genug geheiligt, darum konnte das Fest zur selbigen Zeit nicht gehalten werden. Gott schenke, daß mancher der älteren Brüder, die für die Leitung seines Werkes verantwortlich sind, wenn er dies liest, mit aller Unerbittlichkeit den göttlich ernstesten Maßstab an sein Leben legt: „Stehe ich auch vielleicht dem Wirken Gottes im Wege? Halte ich vielleicht Gottes Segen auf?“ Jugend wird beraubt um Gottes Feste, weil – der Priester nicht genug geheiligt sind.

Wenn solche Mahnung die Herzen trifft, dann kommt oft eine neue Not zutage. Man gibt sich ans Werk und will nicht zurückstehen hinter dem, was anderswo getan wird, aber dies Arbeiten im Weinberg des Herrn ist nicht nach Gottes Plan und nach Gottes Gedanken. Es war auch in Juda etwas Ähnliches wie ein Passah gefeiert worden, aber „es war lange nicht gehalten, wie es geschrieben steht“ (Vers 5. 26). Das muß der Maßstab sein: Wollen wir Segen haben in unserem Dienst, so müssen wir arbeiten nach Gottes Wort und nicht etwas aufbauen, das hinter dem Ideal des Geistes Jesu Christi zurückbleibt. Wie wir es äußerlich gestalten, ob wir dabei in den alten Bahnen bleiben oder neue, ja modernste Formen einführen, darauf kommt es nicht wesentlich an, aber alles liegt daran, daß der Geist und Inhalt unseres Werkes nach Gottes Wort ist, „wie es geschrieben steht“.

Wir brauchen eine klare Botschaft

Zu der rechten Höhenlage, die unser Werk braucht, wenn es nicht versinken und untergehen soll, gehört vor allem eine klare Botschaft. Nicht eigene Weisheit ist es, die wir bringen sollen, sondern „Briefe von der Hand des Königs“ (Vers 6). Wir tun gut, zu achten auf das, was eine verständige psychologische Wissenschaft uns erarbeitet, damit wir in der rechten Weise dem Jugendalter dienen können. Aber unsere Aufgabe ist es nicht, vor allen Dingen von den Menschen auszugehen und sie zu voll entfaltetem Menschentum zu führen, so wie es uns die seelenkundlichen Ergebnisse der Wissenschaft vielleicht nahelegen könnten. Unsere Aufgabe ist es nicht, allen religiösen Möglichkeiten der Jugendseele zur Erfüllung zu verhelfen, sondern wir haben den einen Dienst, als Läufer die „Briefe von der Hand des Königs“ in unserer Jugend herumzutragen.

Die Grundforderung: Bekehret euch!

Und darin, in dem Wort unseres Gottes, steht mit heller Klarheit immer wieder als die Grundforderung an jeden Menschen: „Bekehret euch zu dem Herrn“ (Vers 6)! Man mag dieses Wort schelten, man mag Gründe anführen, warum man es vielleicht heute besser vermeidet, man mag mit anderen Worten dasselbe zu sagen versuchen; uns soll jeder Weg recht sein, der zum selben Ziele führt, aber das Ziel lassen wir uns nicht verrücken. Es kommt für jeden Menschen und auch für jeden jungen Mann auf eine klare Entscheidung an. Halbheit ist Armut!

Es gibt auf die Dauer nichts Entsetzlicheres und allen Lebensmut Lähmenderes als die Methode, die scheinbar so gerecht und weise ist und doch so ganz jeder psychologischen Einfühlung entbehrt; die Methode, daß man bei den Fragen des geistlichen Lebens und der Grundentscheidung eines Menschen immer alles in der Schwebelasse läßt, bei der Wortverkündigung immer mit der einen Hand wieder nimmt, was man mit der anderen Hand gegeben hat, oder mit der einen Hand in falschem Mitleid das wieder gibt, was die andere Hand in heiliger Entschiedenheit Gottes hat nehmen müssen. Das junge Herz sehnt sich nach Gewißheit. Man möchte endlich

vor Anker gehen und zur Ruhe kommen, man möchte Wurzel schlagen in dem lebendigen Gott, um Früchte zu bringen und nicht ewig ein umgetriebener und heimatloser, unfruchtbarer Mensch zu bleiben, der niemandem zu Dienst und Hilfe sein kann.

Diesem tiefen Bedürfnis nach Gewißheit, nach einem klaren Entweder-Oder kommt Gottes Wort entgegen. Von Gott her ist das die eine Forderung an die gefallenen Menschen: Bekehret euch! Und in dem Wort liegt der Aufruf zu einem klaren Entschluß. Es liegt darin nicht, daß man allmählich die Richtung ändern und dann in weitem Bogen langsam den Weg zurück zu Gott suchen solle. Wie viele in unseren Gemeinden fassen es so auf und wollen sich langsam „bessern“ und „je länger je mehr“ ernst machen mit der Sache Gottes. Unvergeßlich ist mir das Wort eines alten Herrn, der mir, als ich auf die Halbheit des jungen Geschlechts der vornehmen Welt den Finger legte, damit einen Trost zu geben glaubte, daß er mir sagte: „Die sind in der großen Kurve.“ Wie mancher ist aus den „Kurven“ nie herausgekommen und darüber am ewigen Ziel vorbeigefahren. „Bekehret euch!“, das fordert einen Entschluß, ein Heute, ein Jetzt, ein Aufstehen von seinen Sünden, ein Brechen mit alten Freunden, ein Aufmerken: Jetzt schlägt die große Glocke an, „und er machte sich auf“.

Der Herr ist gnädig

Wir könnten solche Forderung, die über die Kraft jedes Menschen geht, nicht mit Freudigkeit und Zuversicht an unsere jungen Männer herantragen, wenn nicht in den „Briefen von der Hand des Königs“ auch geschrieben stände: „Denn der Herr, euer Gott, ist gnädig und barmherzig und wird sein Angesicht nicht von euch wenden, so ihr euch zu ihm bekehret“ (Vers 9). Furchtbar ist es für einen Menschen, der sich zum Herrn bekehren will und es nun inne wird, daß der Herr sein Angesicht von ihm wendet, ja daß Gottes Angesicht gegen ihn steht. Da mag es wohl bei manchem durch bittere Stunden, Tage und Wochen hindurchgehen. Um so treuer wollen wir sein, aus den „Briefen von der Hand des Königs“ immer wieder zu bezeugen: „Der Herr ist gnädig.“

Ja, das ist eigentlich der Inhalt all unseres Zeugnisses, das Wort von Gottes Gnade, die alte Geschichte von Jesus und

seinem Kreuz. Das ist der Brief von der Hand unseres himmlischen Königs, da steht es geschrieben mit dem Blut des Sohnes Gottes, daß der Herr uns gnädig ist. Nie wollen wir müde werden, diese Botschaft vor die hungrigen und suchenden Augen unserer jungen Männer zu stellen. Und wenn sie uns fragen die Frage, die manchen bewegt von seiner Kindheit an: „Ich möcht so gerne selig sein und weiß nicht, wie ich's mach“, dann wollen wir sie hinweisen auf den edlen Ritter Parsifal.

Rein wollte dieser durchs Leben gehen, und es hatte ihn doch ein Pfeil der Sünde getroffen. So wanderte er durch den Wald am Karfreitagmorgen, das Herz beschwert, das Auge umdunkelt. Da kam er an die Höhle eines Einsiedlers. Er band sein Pferd an den Baum, schritt in die Höhle und trat vor den Mönch mit dem einen Satz: „Herr, nun gebt mir einen Rat, ich bin ein Mann, der Sünde hat.“ Und der Einsiedler wies ihn, ohne ein Wort zu sagen, am Karfreitagmorgen hin auf das Bild des Gekreuzigten. – Das ist es, was wir tun wollen, wenn vor uns steht ein Mann, der Sünde hat: hinweisen auf den, der für uns starb; ihm vorlesen aus den „Briefen von der Hand des Königs“: „All Sünd hat er getragen, sonst müßten wir verzagen.“ In Gottes Namen dürfen wir ihm versichern und versiegeln: Du darfst kommen; „denn der Herr ist gnädig!“

Das Wort vom Gericht

Und noch ein Wort steht in den „Briefen von der Hand des Königs“: ein Wort vom Gericht, daß der Herr die, die sich an ihm vergreifen, dahingibt in die Verwüstung, „wie ihr selber sehet“ (Vers 7). Es ist eine Forderung der Wahrhaftigkeit und der Barmherzigkeit, daß wir auch das Wort vom Gericht in unserer Verkündigung nicht unterdrücken. Lasset uns doch den jungen Menschen, die sich oft selbst keinen Reim zu machen wissen auf ihr Leben, diese Deutung von Gott nicht vorenthalten: „Es geht euch schlecht beim Satan! Ihr seid dahingegeben in die Verwüstung, wie ihr selber sehet.“ Und lasset uns nicht verschweigen, daß es furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, und furchtbar, hineinzusterben in Satans Hand!

Wollen wir Läufer sein, die die „Briefe von der Hand des Königs“ tragen durchs Jugendland, dann haben wir nicht die

Vollmacht, in diesen Briefen etwas auszustreichen, von der Botschaft etwas zu verschweigen. Keiner hat ernster vom Gericht und von der Verdammnis gesprochen als der Mund der ewigen Liebe selbst, Jesus, der, um uns vom ewigen Feuer zu erretten, sein Leben für uns dahingab. Wir sollen nicht klüger und auch nicht liebevoller sein wollen als Gott. Und darum gehört in unsere Verkündigung das Wort vom Gericht.

Das Wort „wie ihr selber sehet“ ist ja auch so lebenswahr. Wir haben alle unser Urteil und unseren Spruch in der Brust: Vom Himmel herab ist uns das ewige Leben abgesprochen, und wir fühlen das Gericht, das über uns hängt. Wohl dem, dem Gottes Wort zur Klarheit hilft! Wehe dem, dem alle Verkündigung von der Gnade, auch die Verkündigung vom Gericht, nicht hat zur Entscheidung helfen können! An jenem Tag wird er nur ein Wort zu erwidern haben: „Ich habe es alles gewußt, aber ich habe nicht gewollt.“ Das wird die Hölle in der Hölle sein.

Darf ich es euch noch einmal, wie schon öfter, so darstellen: Ich sah das Endgericht vor Gottes Thron. Jesus stand als der Richter vor aller Welt Scharen, und er rief die zu seiner Rechten: „Kommet her, ihr Gesegneten!“ Und sie zogen ein zu ihres Herrn Freude. Da wandte sich der Meister langsam um. Es ging nicht schnell, es war, wie wenn ein Zögern in seiner Bewegung gelegen hätte. Und dann kehrte er sich zu denen zu seiner Linken und hob die Hand empor: „Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“ Ich sah, wie sie forteilten, fast sich überstürzten. Zwei, drei blieben stehen und schauten noch einmal zurück, und einer sprach zum anderen: „Hast du die Hand gesehen? Auch die linke Hand ist durchbohrt.“

Das wird die Hölle in der Hölle sein. Auch die linke Hand, auch die Hand, die die Verdammten von sich weisen muß, trägt die Spur, daß er für sie gestorben ist, daß sie hätten – können – selig – werden. Sie haben es gewußt, aber sie haben nicht gewollt. Das wird die Hölle in der Hölle sein.

„Dahingegeben in die Verwüstung, wie ihr selber sehet!“

Gebet eure Hand dem Herrn!

„Briefe von der Hand des Königs“ – eine klare Botschaft für unsere Verkündigung enthalten sie und einen unmißverständlichen Ruf zu ganzer Hingabe an den Herrn, unseren Gott.

„Gebet eure Hand dem Herrn!“ (Vers 8). So beschwört Hiskia die Stämme Israels und Judas. Das ist der Ruf auch an alle unter uns, die im Werk des Herrn Dienst tun wollen. Mancher hat ihn in seiner Jugend vernommen und mit freudigem Entschluß beantwortet. Wie viele haben später leise, aber bestimmt, ihre Hand wieder freigemacht aus Gottes Hand, oder ihre Hand ist der Hand des Herrn entglitten. Gott war ihnen zu ernst, sein Dienst zu streng. Das sind die Leute, die ihre von Gott empfangenen Aufträge irgendwo haben fallen lassen und nun umhergehen ohne Dienst, ohne Arbeit für den Herrn. Sie haben einmal das Ideal einer dem Herrngeweihten Jugend von ferne gesehen und ihm jauchzend zugestimmt. Aber dann kamen die Ansprüche ihres eigenen Herzens, ihres Berufes und ihrer Familie, vielleicht auch die Lockungen der Welt. Da haben sie ihre Hand aus Gottes Hand wieder losgemacht.

„Gebet eure Hand dem Herrn!“ Es ist ein Ruf in die Scharen des Volkes Gottes hinein. Und wundervoll ist es, wenn ein ganzer Freundeskreis, von diesem Ruf getroffen, sich zur Fahne Jesu Christi schlägt, zu neuem, treuerem Dienst als bisher. „Gebet eure Hand dem Herrn!“ Es geht dabei aber eigentlich um eine sehr einsame und geheime Sache. Es handelt sich um eine Frage zwischen dir und deinem Gott allein, und je nachdem die Entscheidung fällt, wird nicht nur dein Leben, sondern auch der Kreis, in dem du lebst, durch deinen Entschluß gesegnet oder gehemmt.

Wie mühsam ist es oft und ein für Menschenkräfte viel zu schweres Werk, einen eingeschlafenen oder lau gewordenen Verein wieder in Gang zu bringen! Da versagen alle wohlgemeinten Absichten, und auch die Treuesten müssen von dieser Aufgabe abstehen. Organisatorisch ist da nichts zu machen. Wenn aber Gottes Ruf hineinfährt in die Herzen seines Volkes und die einzelnen trifft, so daß viele diesen heimlichen Schwur tun, ihre Hand dem Herrn zu geben, dann kommt der Fortschritt in unserer Arbeit, dann brauchen wir nicht immer das Feuer von außen zu heizen, nicht mit immer neuen Ermahnungen unsere Leute zur Fahne zu rufen, dann sind die Herzen mit dem Herrn verbunden, weil man die Hand gelegt hat in seine Hand.

„Gebet eure Hand dem Herrn!“ Das ruft uns auf zum Dienst, alle die, denen einmal der Mund überfloß von der Freude ihres Herzens: „O daß ich tausend Zungen hätte!“

Und die dann gesehen haben die Not um sie her, die Erschlagenen unseres Volkes, die Sinkenden und Gebundenen. Ihnen wird sich alsbald ein zweiter Vers des Liedes ergeben: „O daß ich tausend Hände hätte!“ Hände, zu heben und zu retten und hineinzugreifen in all die harte Not. „Gebet eure Hand dem Herrn!“ Das ist der Ruf zum Opfer. Denn wem der Herr das Herz gefüllt hat, der kommt nicht zu ihm mit leerer Hand. Das ist auch der Ruf zum Gehorsam. Habe ich ihm die Hand gegeben, dann liegt meine Hand in seiner Hand, dann gehe ich nicht mehr auf meinem, sondern auf seinem Pfad, dann handle ich nicht mehr nach meinem, sondern nach seinem Willen. So wird es etwas Ganzes mit der Hingabe an ihn: „Gebete eure Hand dem Herrn!“

Verantwortung für die anderen

Dann wird er in uns wecken ein lebendiges Gefühl der Verantwortung für „die anderen“. In den „Briefen von der Hand des Königs“ steht es zu lesen: „So ihr euch bekehret zu dem Herrn, so werden eure Brüder und Kinder Barmherzigkeit haben von denen, die sie gefangen halten, daß sie wieder in dies Land kommen“ (Vers 9). Die Leute im Nordreich rief Hiskia zur Buße: Wenn sie dem Herrn ihr Herz geben und Ernst machen würden mit der Hinkehr zu ihm, dann werde es dem Teil ihres Volkes, der schon in die Gefangenschaft geführt war, erträglicher ergehen in der Fremde.

Dürfen wir daraus nicht für uns auch den Schluß ziehen, daß um uns her deshalb viel Gebundenheit ist, viel in Ketten geschlagenes Wesen, Menschen, denen es schwer ergeht, weil wir nicht Buße tun? Wenn Gottes Volk nicht wacker ist, dann ist um uns her die Macht des Bösen ungehemmt und schlägt in Fesseln auch manchen, der frei werden würde, wenn wir in einem Leben der Hingabe vor Gott ständen. Wenn Gottes Volk laß und träge ist, wenn die Fürbitte so lahm, der Kampf gegen die Sünde so schwach, das Zeugnis vom Herrn und seiner Gnade so mut- und kraftlos ist, wie sollen da die Gebundenen frei werden?

Ein schlafendes Volk schläfert die anderen mit ein und hindert das Werk Gottes. Es macht seine Schneide stumpf und fällt dem Hammer, der Felsen zerschmeißt, in den Arm. Wenn unter den Jüngern des Herrn nicht die Sünde gestraft

wird, dann nimmt niemand Gottes Gericht ernst. Wenn man nichts sieht von der Freude Gottes auf dem Angesicht seiner Bekenner, wie soll da ein Fragen erweckt werden nach Gott und nach der anderen Welt? Wenn Gottes Volk sich nicht mehr sehnt nach Gottes Wundern, wie sollen sie geschehen?

Wenn wir uns an den müden, gleichmäßigen Trott eines Lebens gewöhnt haben, in dem wir mit Gottes Eingreifen, mit Gottes Geben gar nicht mehr rechnen; wenn wir in unserem Werk gar nichts anderes sind als Beamte einer Einrichtung, die darauf bedacht sind, daß alles jahraus jahrein nach denselben Regeln abläuft; wenn wir nicht mehr schreien vor heiligem Ungenügen über unserer Schwachheit; wenn es uns nicht unerträglich wird, daß sich nichts unter uns rührt und keine Menschen vom Tode zum Leben erweckt werden; wenn selbst kein Durst mehr ist in unseren Herzen nach Beweisungen der Kraft Gottes, wie soll von unserem Leben und unserer Arbeit Kraft ausgehen? Wie sollen die Gebundenen um uns her frei werden, ja nur nach Freiheit sich sehnen lernen?

Wenn es so kalt ist in unserem Kreis, wenn in Empfindlichkeit und kleinlichen Reibereien oft alle Liebe erstickt, so daß ein herzliches Wort brüderlicher Zuneigung fast auffällt und wie Schwärmerei klingt, wie soll uns dann Gott andere anvertrauen, daß wir sie ihm zuführen? Gott setzt doch nicht neugeborene Kinder in einen Eiskeller! Und kalt wie in einem Eiskeller ist es in manchem unserer Vereine. Kein Wunder, wenn da nicht Menschen hinzugetan werden zu der Schar derer, die selig werden.

Hiskia war erfüllt von einem starken Gefühl der Verantwortung für sein Volk, nicht nur für die beiden Stämme des Landes Juda, deren König er war; es ging ihm um ganz Israel. Er hätte sagen können: „Die zehn Stämme gehen mich nichts an, ich habe bei mir und meinem Volk genug zu tun.“ Mit solchen und ähnlichen Worten wollen viele die Verantwortung für die anderen abschütteln, die ihnen Gott aufs Herz legen möchte.

Immer wieder, wenn der Dienst für den Herrn sie ruft, hört man sie darauf hinweisen: „Ich habe zu Hause so viele Pflichten.“ Gut, wenn ihr die erkennt, liebe Brüder, und treulich erfüllt, aber die zu Hause treu sind, daß sie für sich und die Ihren das ewige Ziel klar im Auge haben, die haben auch immer noch Zeit für den Dienst im Verein und in der Gemeinde. Die immer sagen: „Ich habe zu Hause genug zu tun“, die tun aller

Wahrscheinlichkeit nach auch zu Hause nichts, leben nicht für die Ihrigen, sondern für sich und ihre Gemütlichkeit und Bequemlichkeit. Lasset uns den Rahmen unseres Werkes nicht zu eng spannen! Wir wollen und wir sollen uns kümmern um alle, für die Christus gestorben ist. Da muß unsere Liebe die ganze Menschheit umfassen und vor allem die, mit denen Gott uns zusammengestellt hat in irgendeiner Lebensbeziehung.

Dabei werden wir nicht in gleicher Weise an allen Arbeiten des Reiches Gottes Anteil nehmen können. Wir sollen nicht ein Hans Dampf in allen Gassen sein und in allen Töpfen kochen. Die überall mit dabei sind, bei allen Tagungen und allen Konferenzen, das sind oft die, die nirgendwo hartes Holz bohren und ernste Pflichten übernehmen, an die es treue Arbeit zu setzen gilt. Wir können nicht in gleicher Weise überall mit-tun, sondern müssen uns auf die besonders anvertraute Arbeit beschränken. Aber unsere Gebete und unsere Liebe sollen das ganze Volk unseres Gottes umfassen, sollen sich um alle Gebundenen kümmern, die in unseren Gesichtskreis treten, und um alle Werke im Reich unseres Gottes, bei denen es um Gottes verlorene Kinder geht.

Darfich noch einmal erinnern an den Altar des Elia, den er auf dem Karmel baute, ehe das Feuer vom Himmel fiel? Er baute ihn in seinem Dienst an dem Zehn-Stämme-Reich des Nordens, aber er baute ihn nach der Zahl der zwölf Stämme des Volkes Israel, nach der Zahl des ganzen Volkes Gottes. Kann unsere Arbeit nur geschehen in einem ganz bestimmten Lebensgebiet und einer klar umgrenzten Organisation, unser Altar, der Altar, an dem unsere Fürbitte zum Herrn emporsteigt, muß gebaut sein nach dem Maße des ganzen Volkes Gottes, so daß wir über die Grenzen unseres engsten Arbeitsgebietes hinaus mit herzlicher Liebe alle umfassen, die dem Herrn dienen, und daß wir unser Gebet, wenn wir uns in seine Gnade befehlen, ausklingen lassen in das Abendgebet des Mose: „Komm wieder, Herr, zu der Menge der Tausende Israels“ (4. Mose 10,36)!

In besonderer Weise ging es dem Hiskia um die Gefangenen in Assyrien. Die Not der Fortgeführten war seine Not. Um ihr Wohlergehen sorgte er wie um sein eigenes. Es war ein ähnliches Erbarmen in seinem Herzen, wie es bei dem kanaanäischen Weib zu beobachten ist in ihrer Bitte: „Herr, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel ge-

plagt“ (Matth. 15,22). Die Frau erbittet es als eine Gnade für sich, daß ihrer Tochter geholfen werde. Daß ihre Tochter geplagt wird, das empfindet sie als ihr eigenes Leid. Mit solchen Banden der Liebe ist sie an ihr Kind gebunden. Solches Gefühl der Verantwortung für die anderen sollte auch in unseren Herzen leben, daß wir uns mit heiliger und erbarmender Liebe gleichsam heranbinden lassen an die Not eines Menschen, daß wir nicht mehr von ihm loskommen, daß wir einen Menschen ergreifen mit dem Griff heiliger Liebe, wie der Retter den Ertrinkenden ergreift und vielleicht eher mit untergeht, als daß er von ihm läßt.

Das ist die Gabe, die wir für unsere Arbeit erbitten müssen: brennende Bruderliebe und die heilige Flamme eines Rettersinnes, der es nicht ertragen kann, daß die Gebundenen um uns her nicht frei werden.

Dann werden wir als die Läufer des Königs mit den Briefen von seiner Hand zu den Menschen gehen, „von einer Stadt zur andern“ (Vers 10), von einer Tür zur andern und an sie herantreten, Mann für Mann.

Trifft uns auch Spott...

„Aber sie verlachten sie und spotteten ihrer“ (Vers 10). Wir dürfen uns nicht wundern, wenn uns dann auch Spott trifft. Vielleicht ist es ein bedenkliches Zeichen, daß wir nicht so viel verspottet werden, wie es nach der Erfahrung aller Zeiten immer eintraf den Leuten gegenüber, die mit heiligem und dringlichem – manche sagen sogar zudringlichem – Ernst die Menschen vor die ewige Entscheidung stellten. Wenn das geschieht, dann können sich die anderen, die sich von Gott nicht greifen lassen wollen, nicht anders helfen als durch Spott.

Melanchthon wurde einmal von Luther gefragt, welches wohl das traurigste Wort der Bibel sei. Da schrieb er ihm auf einen Zettel den Vers: „Darnach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glauben und selig werden“ (Luk. 8,12). Es ist des Satans Werk, daß Menschen die Botschaft Gottes nicht annehmen. Und dann lachen die Leute über Gottes Läufer und machen sich lustig über Gottes Wort, auch wenn ihnen die Not des Lebens und niederschmetternde Erfahrungen ihrer eigenen Vergangenheit die Augen hätten öffnen können. Auch Hiskias Volksge-

nossen blieben bei der Wegführung ihrer nächsten Brüder und Verwandten ohne tieferen Eindruck. Und als der König ihnen an Herz und Gewissen griff mit seinen Briefen, hatten sie nichts anderes übrig als Lachen und Spott.

Es ist vielleicht einer der allersichersten Beweise dafür, daß Gottes Wort die Herzen getroffen hat, daß aber Satans Werk einsetzt und die Menschen betrügt, wenn man sie spotten hört über Dinge, bei denen ihnen das Weinen näher liegen sollte. „Es war ihnen lächerlich“, so heißt es von den Schwiegersonnen des Lot, als sie gewarnt und gemahnt wurden, vor dem Feuer Gottes zu fliehen (1. Mose 19,14). So war es bei Herodes, dem Jesus auf seine Fragen keine Antwort gab. Er spottete seiner und erniedrigte sich, indem er mit seinen Knechten und seinem Gesinde gemeinsame Sache machte, den Heiligen Gottes zu verhöhnen (Luk. 23,11). Ein Meisterstück des Satans: der Mann, um den sich Gott selbst keine Mühe mehr gibt, dem Jesus keine Antwort mehr schenkt, der lacht darüber.

Doch etliche!

„Doch etliche demütigten sich und kamen gen Jerusalem“ (Vers 11). Nur etliche! Wir wollen auch für unser Werk es uns immer wieder klar vor Augen halten: wir werden „die“ Jugend nie gewinnen; die Jesus anhängen, werden immer die kleine Herde sein. Weite und Enge unseres Werks sind im Evangelium enthalten. Allen sollen wir es anbieten, die Menschenantlitz tragen; denn für alle ist Jesus gestorben. Aber weil es das Wort vom Kreuz ist, weil es eine Beugung, eine Bekehrung verlangt, werden es wie dort in Israel immer nur etliche sein, die sich demütigen. Nur etliche!

Doch etliche! Ist das nicht eine wunderbare Verheißung Gottes: „etliche kamen“? Waren das nicht unvergleichlich schöne Zeiten in unserem Werk, wenn es immer wieder tröpfelte vom Segen Gottes und immer wieder „etliche kamen“? Wir haben es auch erlebt, daß Scharen sich aufmachten, dem ewigen Verderben zu entrinnen, und haben uns gefreut, wie man sich freut in der Ernte. Wir freuen uns nicht weniger, wenn diese Verheißung Gottes in Erfüllung geht: etliche kamen. Hernach war es doch ein großes Volk, das zuhauf kam gen Jerusalem (Vers 13). Lasset uns über die Arbeit, die wir

gerade jetzt treiben und planen, als Überschrift im Glauben schreiben: etliche kamen! Und lasset uns im Rückblick auf das, was in unserem Werk geschehen ist seit hundert Jahren, und im Ausblick auf das, was uns Gott verheißen hat, uns recht herzlich und tief freuen über dieses Wort göttlicher Geschichte, das wie eine Verheißung auch über unserer Arbeit steht: etliche kamen!

Einerlei Herz

„Auch kam Gottes Hand über Juda, daß er ihnen gab einerlei Herz, zu tun nach des Königs Gebot“ (Vers 12). Es ist Gottes Gabe, wenn die Brüder einig werden, wenn sich Gottes Volk zusammenfindet, wenn die Schranken und Zäune fallen, die oft die voneinander trennen, die enger zusammengehören als leibliche Verwandte. Es ist Gottes Gabe. An nichts sind wir wohl schon so zuschanden geworden wie an dem Versuch, mit herzlichem Bemühen, mit treuer Zusprache, mit ernster Mahnung Einigkeit zu schaffen unter Brüdern. Endlich blieb nichts übrig, als daß wir unsere Sache vor den Herrn brachten: „Laß deine Hand kommen über dein Volk und gib ihnen einerlei Herz!“ Und „Gott ist's, der es schafft.“ Er kann Gegensätze erweichen, Abstände überbrücken Abneigungen überwinden. Wenn seine Hand sich unter uns zu schaffen macht und wir es innewerden und merken, daß er uns nahe ist, dann werden wir in der gemeinsamen Liebe zu ihm auch die Liebe zu unseren Brüdern wiederfinden. Er schenkt „einerlei Herz“.

In meiner Bibel steht bei dieser Stelle am Rande 7. 1. 06. Das war der Tag meiner Einführung in meine erste Gemeinde. Ich weiß die Einzelheiten nicht mehr, warum ich mir diesen Vers damals angemerkt habe. Aber ich erinnere mich, daß eine leidige Frage der Kommunalpolitik in der dörflichen Gemeinde es beinahe dahin gebracht hätte, daß sich Bruder von Bruder schied und die Gemeinschaft im Herrn gestört wurde durch kleinliche Zänkereien. Da hat der junge Pfarrer offenbar zu der Hand Gottes seine Zuflucht genommen und von ihm erwartet, daß er seinen Brüdern gebe „einerlei Herz“. Wie wunderbar ist's in Erfüllung gegangen! Was waren es für Jahre ungetrübter Gemeinschaft an Gottes Wort, in gemeinsamem Gebet und brüderlichem Zusammenarbeiten,

und wie hat der Herr das einmütige Flehen seiner Kinder erhört, „daß ein großes Volk zuhauf kam gen Jerusalem“!

Wir können keine Erweckungen machen und wollen es auch nicht, aber alle, die hungern und dürsten nach Gnaden-erweisungen Gottes in ihrer Arbeitsgemeinschaft, sollen es wissen: dies ist Gottes Weg. Er gibt erst „einerlei Herz“ unter sein Volk, und sie sollen darum als erstes und wichtigstes für ihre Gemeinschaft die Einigkeit im Geist mit ihren Brüdern suchen.

Der Herr gab es ihnen, „zu tun nach des Königs Gebot“. Wenn Gott anhebt zu segnen, dann kommen seine Scharen in Bewegung, dann werden die Trägen willig und die Schläfrigen wachen auf, dann wird es etwas Ganzes. „Wenn es vom Himmel regnet, dann gehen die Kufen über“, sagt Luther. Lasset uns unsere Kufen unter Gottes Regen stellen! Je mehr wir merken, daß wir auch mit unserem Tun davon abhängig sind, daß er es schenkt, je mehr es unser Bekenntnis wird: „Alles, was wir ausrichten, das hast du uns gegeben“ (Jes. 26, 12), um so mehr wollen wir uns mit all unserem Werk herandrängen an sein Herz und all unsere Ohnmacht stellen unter den Reichtum seiner Allmacht: „Herr, laß deine Hand kommen in unser Werk und gib uns einerlei Herz, zu tun nach des Königs Gebot, zu tun, wie es geschrieben steht in den Briefen von der Hand des Königs!“

Verlorenes Gold

Zur selben Zeit zerbrach Hiskia, der König Judas, die Türen am Tempel des Herrn und die Bleche, die er selbst hatte überziehen lassen, und gab sie dem König von Assyrien.

2.Könige 18,16

Es war ein dunkler Tag im Leben des gottesfürchtigen Königs Hiskia, als er aus Furcht vor dem mit großer Heeresmacht heranrückenden König von Assyrien beschloß, diesen seinen Feind durch Gold und Silber zu beschwichtigen. Alle Schätze aus dem Hause des Herrn und aus seinem Königshause schickte er dem übermächtigen Nachbarn entgegen und scheute sich auch nicht, von den Tempeltüren den kostbaren goldenen und silbernen Beschlag, den er selbst früher dort hatte anbringen lassen, wieder abzubringen, um seine Gabe an den Assyrer damit zu vergrößern. Aus dieser Tat, die die Bibel nur mit so kurzen Worten erwähnt, ersehen wir einiges über Hiskias damalige innere Stellung, das uns zur Warnung und Mahnung dienen kann.

1. Hiskia sinkt in der Stunde der Not in seinem Glaubensleben auf ein tieferes Niveau, als wir es sonst bei ihm beobachten; er wählt seine Ideale niedriger.

In den Stunden des Glaubens hatte sein Herz für die Furcht keinen Raum. Im Augenblick der Not und Bedrängnis greift er aus Angst zu diesem unwürdigen Mittel der Selbsthilfe.

Gerade wie sein gottloser Vater Ahas (Kap. 16, 8). Dieser Ahas hatte auch den Feind durch Geld ferngehalten; aber Hiskia war in allem entschlossen abgetreten von den Wegen seines Vaters. Das war ein Mann dieser Welt gewesen, mit weltlichem Maßstab und darum auch weltlichen Auskünften in der Not. Hiskia aber war ein Mann des Glaubens. In seinem Leben stand am Anfang ein heiliger Entschluß, ganz auf den Herrn es zu wagen und ihm zu vertrauen. Er wollte so ganz anders sein als sein Vater. Diesem leisen Entschluß seiner Jugendjahre, in den der heimliche Protest gegen das Wesen sei-

nes Vaters immer ausklang, war er seit seinem Regierungsantritt mit ganzer Kraft gefolgt. Hohe Ideale, edle Ziele standen vor seiner Seele; ganze Hingabe an den Gott der Väter, das sollte sein Leben sein. Und gleichsam als Sinnbild dieser Hingabe leuchtete an den Türen des Tempels das Gold, das er in hochgehender Begeisterung zum Schmuck des Heiligtums dort angebracht hatte.

Aber in der Stunde der Not kam ihm jene alte Geschichte seines Vaters wieder in Erinnerung. Das hätte ihn abhalten sollen, denselben Weg zu betreten. Aber wir sehen ihn in die gleiche Straße einbiegen zu einer Tat, die er in den Stunden des Glaubens verurteilt hatte. Solche Mittel passen nicht zu einem Mann, der Jehova vertraut. Aber eigentümlich! Jetzt kamen ihm diese Mittel gar nicht mehr so verächtlich vor. Der Glaubensblick auf den Herrn war getrübt, die Glaubensstellung verschoben. Deshalb sank er in seiner inneren Haltung auf einen Standpunkt herab, den er im Glauben vorher als sündig abgelehnt hatte.

Wie oft geht es so auch heute noch im Leben eines Kindes Gottes! Wir hatten in freudigem Jubel der ersten Liebe unser Leben ganz an den Herrn gebunden. Ihm wollten wir vertrauen und brachen mit der Welt und ihrer Art und haben es auch laut bekannt. Und in der Stunde der Not, da griffen wir doch wieder zu fleischlichen Mitteln. Ob es unredliche Hilfe in der Schule oder im Examen war, oder irgendeine unsaubere Praktik im Geschäftsleben: wir unterschieden uns nicht von den Kindern dieser Welt, weil der Blick des Glaubens auf den Herrn getrübt war.

Vielleicht hat es uns einen Augenblick stutzig gemacht, daß wir uns nun auf einmal nicht mehr unterschieden von der Art der Kinder dieser Zeit. Wir rechneten nach der Menschen Weise und überlegten, wie die Welt überlegt. Wir waren gefangen im Horizont dieser Erde ohne Blick in die Ewigkeit und ihre Kräfte. Und zu Anfang war es doch so ganz anders gewesen. Damals ein Freund des Allmächtigen und durch den Umgang mit seinen Verheißungen ein Mann hoher Gedanken, ein strahlendes Kind des Glücks – das war der Hiskia des Glaubens. Und der jetzt gedrückten Herzens, mit getrübttem Frieden, mit umflortem Blick seine Schätze zu den Feinden fährt, um diese fernzuhalten, als ob kein Gott im Himmel wäre? Das ist ein ganz anderer Hiskia, ein doppelt arm gewordener Mann. Der Blick des Glaubens auf den Herrn ist ihm vergangen. – „Verlorenes Gold.“

2. Hiskia brach in einem Augenblick des Unglaubens nieder, was er in langen Jahren des Glaubens aufgebaut hatte.

14 Jahre schon stand Hiskia im heiligen Eifer für seines Gottes Haus und Dienst. Es war ihm eine besondere Freude gewesen, den Tempel mit Gold und Silber zu schmücken – eine schwache Erinnerung an die salomonische Glanzzeit. Und nun in kurzen Stunden, ja in einem Augenblick des Unglaubens, riß er nieder, was er in all den Jahren des Glaubens errichtet hatte. Er sah es ruhig mit an. Er hörte die Hammerschläge der Handwerker. Es muß ihm weh getan haben, sein Werk so selbst zu zerstören, aber er ging den Weg bis zu Ende.

Gut, daß Gott selbst sein Reich baut! Seine Knechte verderben oft wieder ihr eigenes Werk. Was der Herr in ihnen geschaffen hat durch seinen Geist, das trüben, ja das vernichten sie so leicht wieder durch ihre Sünde, ob sie auch jahrelang im Vordertreffen gestanden haben in der Arbeit des Reiches Gottes. Elia lief weg von seinem Posten, nachdem er jahrelang im Kampf des Glaubens gegen ein ganzes Volk durchgehalten hatte, gerade dann, als dem neu begonnenen Werk Gottes im Volk seine Anwesenheit besonders not tat. Petrus fing in Antiochien um der Gunst der Brüder willen noch in späteren Jahren an zu heucheln, was sonst doch durchaus nicht seine Art war. Ja mancher hat durch eine Tat des Unglaubens die Frucht seines ganzen Dienstes wieder in Frage gestellt; sein Beispiel diene, statt zum Bauen, zum Niederreißen im Reiche Gottes. Die anderen reden hernach nicht mehr von den Jahren seines heiligen Eifers, sondern nur noch von dem Flecken in seinem Leben.

Das sollte uns warnen. So oft Hiskia später in den Tempel ging, sahen ihn beim Eingang die Türen anklagend an, die er selbst beraubt hatte: es waren die Ruinen einer besseren seligeren Zeit seines Lebens.

Stehen solche Ruinen auch in deinem Leben? Denkst du noch an die Lieder aus deiner Erweckungszeit? Die Noten liegen noch da, das Lied ist verstummt. Warum? Paßt es nicht mehr? Weil du tiefere Erfahrungen des Herrn gemacht hast, oder weil du innerlich abgewichen bist? Wo ist dein Lied? Früher war dein Kämmerlein die Brunnenstube für deine Kraft, jetzt klagt es dich an. Wo bleibst du immer so lange? Hast du deinen Heiland nicht mehr nötig? Früher hattest du Freude an der Bibel, manches Wort in ihr hast du dir in bewegter Stunde

unterstrichen. Es war ein Erlebnis damals, dieses Wort, wie ein heiliges Zelt der Zusammenkunft, da dein Gott dich gefunden hatte. Oder du hast dir einen Spruch an die Wand gehängt. Und indem du das tatest, lag darin mehr, als andere ahnten. Du hast dir einen Vers vielleicht selbst aufgemalt, und ob er vielleicht sehr wenig künstlerisch gelungen war, dir war er teuer.

Und jetzt? Die Spuren früheren Eifers in deiner Bibel, die Denkmäler seliger Stunden an den Wänden und auf deinem Schreibtisch klagen dich an. Früher hast du mitgearbeitet in christlichem Werk, ein großer Schwung war in deinem Leben. An ein herrliches Ziel warst du hingegeben. Wie ist das seither so anders geworden! Du lebst für dich selbst und hast, wie du sagst, deine Zeit nötig für deine Familie. Wenn du sie triffst auf der Straße, die auf dich damals sahen als auf einen Mitarbeiter, vielleicht ihren begeisterten Führer, dann ist es dir peinlich, wie ein Vorwurf. Dein Werk ist liegegeblieben und heute eine Ruine.

Schau auf dein Leben zurück und sieh um dich! Sind da zerbrochene Tempeltüren, die dich anklagen mit den Worten des Apostels aus Gal. 5,7 und 3,3: „Ihr liefert fein, wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? – Seid ihr so unverständlich? Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr’s denn nun im Fleisch vollenden?“ Ach, es ist so vieles anders geworden, anders, als ihr damals gedacht hattet, als in eurem Leben noch das Gold einer dem Herrn ganz geweihten Jugend klang und strahlte. Nun, die Klänge und Strahlen aus alter Zeit, die Erinnerungen seliger Tage, die euch mit traurigen Augen anschauen wie die beraubten Tempeltüren später den reumütigen Hiskia, sie könnten euch zurechthelfen. Gott gebe, daß es euch zu schaffen mache, das Gedenken an „verlorenes Gold“!

3. Hiskia war in den Tempel gegangen, aber an dem Gold der Türen hängengeblieben, statt ins Heiligtum zu seinem Herrn zu gehen.

Ich male es mir so aus: Hiskia wandte sich in der Stunde der Not, wie er es vorher und nachher immer getan hat, zum Tempel. Er wollte den Herrn, seinen Gott, anrufen. Wo sollte er anders in dieser aufregenden Zeit Ruhe finden? Schon schritt er durch die hohen Tore. Da leuchtet das Gold der Tempeltü-

ren im Abendsonnenschein. Er bleibt stehen. Wie Blitze fahren seine Gedanken durcheinander, ein Plan jagt den anderen. Das könnte helfen! Da wäre alle Not zu Ende! Am Gold bleibt er hängen, bei dem Gold bleibt er stehen. Und aus dem Gang zum Herrn wird ein Gang vom Herrn weg, in eigener Kraft und Weisheit und fleischlicher Selbsthilfe.

Die Alten hatten doch recht mit ihren jetzt so unmodern uns anmutenden Klängen: „Daß die Sinnen nicht zerrinnen in den Bildern dieser Welt!“ Es steckt doch viel Weisheit in ihren Gebeten. Auf dem Wege zum Herrn war Hiskia abgeirrt, weil seine Sinne nicht gesammelt waren. Durch die Augen war die Sünde ins Herz hineingestiegen, wie der Dieb durchs Fenster. Es war ein trauriger Augenblick. Was hätte ihn dort im Heiligtum erwartet! Wie würde sich seinem vertrauenden Herzen die Liebe seines Gottes aufgeschlossen haben! Welche Zuflüsse übernatürlicher Kraft des Glaubens, welcher Friede in allem Sturm waren dort für ihn bereit! Wie wäre er herausgekommen, sein Haupt gesalbt mit Freudenöl trotz aller Not! Und nun? Er hat in doppeltem Sinne sein Gold verloren.

Wie oft ging's so bei uns! In der Angst wollten wir zum Herrn und gingen von unserer Not hinweg auf das Kämmerlein zu in der Hoffnung, dort, wie immer, Ruhe und Hilfe und einen Durchblick zu erhalten. Aber da fiel uns irgendeine Aushilfe ein. Die Gedanken flogen, das Rechnen ging mit fieberhafter Eile vonstatten. Es gestaltete sich alles zu einem freundlichen Bild: so könnte es wohl gelingen. Und dann kamen ganz aus dem Hintergrund einige eigenartige Gedanken: wenn wir uns so selbst helfen könnten? Dann brauchten wir nicht zum Herrn, nicht auf die Knie, nicht aufs Angesicht. So raunte uns unser Stolz zu. Und die fleischliche Trägheit kam ihm zu Hilfe. Wir blieben hängen an unseren eigenen Mitteln und Künsten und suchten nicht das Angesicht unseres Herrn. Auf dem Wege ins Heiligtum sind wir hängengeblieben an dem verheißungsvoll glänzenden Gold unserer eigenen Anschläge.

Was war es eigentlich, was da aus dem Hintergrund hervorgekommen war? War es Stolz? War es Trägheit? Es war mehr. Auch in dem Herzen des wiedergeborenen Menschen findet sich immer noch eine heimliche, verborgene Feindschaft gegen Gott. Der Katechismus hat doch recht, wenn er sagt, daß ich von Natur geneigt bin, Gott und meinen Nächsten zu hassen. Dies ist damit gemeint: der Aufruhr unserer Seele in sol-

chen Augenblicken. Der Mensch will sich nicht ganz verloren geben, nicht ganz unfähig und elend erscheinen, will nicht wieder durchkosten die Tötung des eigenen Wesens, daß er sich in den Staub legen muß vor dem Herrn, ehe er seine wunderbare Güte erfährt. Er will sich behaupten, vielleicht nicht gegen, aber neben Gott. Gib es nur zu, es ist heimliche Feindschaft!

Und dieser heimliche innere Widerstand gegen unseren Herrn bringt uns ins Elend, aus dem Leben in froher, erhebender Gemeinschaft mit Gott wie im Paradies hinaus auf den unfruchtbaren Acker, der Dornen und Disteln trägt. Statt des königlichen Weges des Kindes, das zu seinem Vater geht, wählen wir den Knechtsweg, plagen und mühen uns ab – doch schließlich vergebens –, statt unser Leid auszuschütten in das edelste, gütigste Herz, das uns das Vorrecht gab, wir dürften immer kommen mit unserer Not.

Und wie oft treiben wir so auch Gottes Reichsarbeit! Darum ist unser Wort so arm und schwach: Wir blieben bei irdischen Quellen stehen, und wären es auch Auslegungen geistgesalbter Männer gewesen, statt daß wir zum Herrn gegangen sind. Darum ist so wenig Frucht in unserer Arbeit: Wir haben soviel Betrieb, versuchen immer neue Methoden, schlagen neue Wege ein, wir machen uns viel zu schaffen mit allerlei klugen Plänen, aber ziehen nicht an die Kraft Gottes im Umgang mit ihm im Heiligtum. Wir arbeiten mit unseren natürlichen Kräften, in denen vielleicht manche Gabe liegt, wertvoll wie Gold, aber im Grunde ist es fleischlich. Und wir sollten doch arbeiten „nach dem Vermögen, das Gott darreicht“ (1. Petr. 4, 11). Merken wir nicht, daß wir auf vieles von all dem verfallen, weil diese mühevollen Betriebsamkeit, so unbequem sie oft ist, unserem alten Wesen doch noch leichter fällt als der Umgang mit Gott im Heiligtum? Wir haben eine heimliche Scheu vor der Begegnung mit dem Herrn in der Stille des Kämmerleins, vor dem „Ringeln mit Gebeten“.

Welche Tore sind wir! Wir arbeiten und arbeiten, mühen und plagen uns, opfern viel Zeit und Geld und Kraft. Aber weil wir nicht hineingehen ins Heiligtum, sondern steckengeblieben sind in all den menschlichen Plänen und irdischen Entwürfen, die sich uns in der Tür des Tempels mit so eigenartiger Wucht und Lebendigkeit entgegenwarfen – sie kamen aus einer anderen, unheimlichen Welt –, darum bringen wir

keine bleibende Frucht. Wir sind von den stillen Quellen der Kraft abgekommen. Es hat sich etwas, das vielleicht sehr edel und sehr wie Hingabe aussieht, gedrängt zwischen uns und das Geheimnis des Heiligtums. Wir sind entfremdet worden dem Herzen der ewigen Treue: „verlorenes Gold.“

4. Der Weg der Selbsthilfe in Unglauben und eigener Klugheit bringt Demütigungen und Verluste.

Es war demütigend für Hiskia, daß er den Assyrer bitten und ihm Geld schicken mußte. Gott war bereit, sich zu bekennen zu dem treuen Bekenner, der seinen Namen geehrt hatte vor seinem Volk und aller Welt. Diese Demütigung hat sich Hiskia selbst zugezogen.

Die Wege in eigener Kraft und Weisheit bringen immer Demütigungen mit sich. Wenn wir so recht unsere Weisheit zeigen wollen, kommt Torheit ans Licht. Wenn wir unserer Kraft trauen, wird unsere Ohnmacht offenbar. Es kommt zu Demütigungen, die uns Gott gern ersparen wollte. Abraham mußte sich schelten lassen von Pharao, als er versucht hatte, seine Frau statt durch Gottes Schutz mit einer halben Lüge vor dem König zu verbergen. Siebenmal mußte sich Jakob später vor Esau beugen, weil er mit List und Tücke zuwege gegangen war, statt dem Herrn, seinem Gott, freie Hand zu lassen zwischen ihm und seinem Bruder. Wie tief wurde Mose gedemütigt, als er nach Erschlagung des Ägypters es erleben mußte, daß seine eigenen Landsleute, um derentwillen er alles verlassen hatte, ihn von sich stießen!

Demütigungen bringen die Wege eigener Kraft und Klugheit und auch Verluste. Das Gold war verloren, um das war Hiskia ärmer, und er hatte es sich recht eigentlich selbst entzogen. Auch heute noch ist das Ende solcher Wege Verlust. Der Sorgengeist lähmt unsere Kraft, trübt unseren Blick, verschließt den liederfrohen Mund, nimmt Sonnenschein und Glück hinweg, daß wir ganz arm werden. Ja, manchen sind die Nerven zerrüttet und gar die Verstandeskräfte geschwächt worden, als sie sich zerarbeiteten in der Menge ihrer Wege und nicht durchdrangen in die Ruhe ihres Gottes im Heiligtum. Und auch Gold geht oft verloren bei solchem Verhalten. (Vergleiche 2. Chron. 25, 1-10).

Aber war das Gold wirklich verloren, wenn Hiskia den

Feind sich fernhielt? Eigenartig: Was sein gottloser Vater erreichte, daß die Heere seiner Feinde ihm fernblieben, das ließ der Herr dem Mann des Glaubens nicht gelingen, als er es auch einmal auf die sündige Weise versuchen wollte. Der Feind kam doch vor Jerusalem, weil der Herr es ihm zuließ. Den konnte er mit solchen Mitteln nicht abhalten. Wie töricht, wenn wir unseren Feind, den Gott uns schickt oder dem Gott eine Weile gegen uns freie Hand läßt, so künstlich fernhalten wollen, wenn wir gegen solche gottgesandten Nöte unseres Lebens mit Gold oder klugen Plänen einen Damm zu bauen suchen! Der Feind kommt doch.

Es war dann der Herr, der dem Hiskia aus der Hand seiner Feinde half. Er half ihm wunderbar. Ja, der Herr hätte ihm auch sein Gold und Silber bewahrt, wenn Hiskia es in seine Hut gestellt hätte. Der König hat es selbst hinausgeworfen, das hätte er sich sparen können. Wie töricht war seine Haltung gewesen, wieviel leichter, wieviel königlicher und göttlicher sollte er errettet werden, als er es dachte!

Ja, wer das gewußt hätte! Du hättest es wissen können, Hiskia. Im Glauben warst du den Fußspuren der Männer Gottes gefolgt, die vor dir die wunderbare Macht und Güte deines Gottes erfahren hatten. Warum bist du jetzt abgewichen? Es lag nicht am Herrn, es lag an deinem Unglauben. Da hast du deine Schätze verloren, die der Herr dir gern erhalten hätte, und bist um eine wunderbare Erfahrung des Herrn ärmer geworden. Du hast dich selbst darum betrogen: „verlorenes Gold.“

Und warum sind wir so arm an Ruhe und Frieden, ja auch an Gesundheit und irdischem Gut? Wir berauben uns selbst durch unseren Unglauben, weil wir nicht königlich genug von unserem Herrn denken, weil wir seine Treue und Gnade zu gering einschätzen. Laßt uns, auch wenn die Feinde kommen, ihm ganz vertrauen und es wagen, uns loszumachen von dem, was sonst in Notlagen unter den Leuten gang und gäbe ist! Wir wollen wandeln als Menschen Gottes, die rechnen mit der Treue ihres Königs; die aus Erfahrung etwas kennen von den Kräften der anderen, „zukünftigen“ Welt, mit der sie immer wieder in heiliger Vorwegnahme eines Strahles ewiger Herrlichkeit in Berührung treten im Kämmerlein; als Leute, die das Rufen vernehmen, das leise, klare, tiefe Ziehen, das ihnen keine Ruhe läßt, bis sie aus jeder Unruhe, aus jeder Verlegenheit ihren Weg gefunden haben ins Heiligtum.

Laßt uns dastehen als Männer, die auch durch solche Erfahrungen, wie sie Hiskia hier gemacht hat, je älter sie werden, um so mehr es lernen, wie schmal der schmale Weg ist, wie schwer es ist, mit ungebrochener Treue durch dieses Leben voll Versuchung und Sünde hindurchzudringen bis zum Kleinnod hin; wie sehr es gilt, zu wachen und zu beten, zu ringen, daß wir das Ziel nicht verfehlen! Darauf laßt uns ernstlich bedacht sein, daß wir uns nicht selbst betrügen um all den Genuß des Himmels, den wir schon auf Erden haben könnten und nach unseres Gottes Liebesabsicht haben sollen! Wir wollen sorgen, daß wir nicht zu klagen haben über „verlorenes Gold!“

Was haben sie in deinem Hause gesehen?

2. Könige 20; Jesaja 38 und 39; 2. Chronik 20

Hiskia war von schwerer Krankheit genesen. Durch wunderbare Hilfe Gottes waren ihm auf sein Gebet hin von Gott durch den Propheten Jesaja noch weitere 15 Jahre seines Lebens zugesagt worden. Mit heißem Dank und heiligen Gelübden im Herzen war er von seinem Krankenlager aufgestanden.

Kurz darauf erschienen bei ihm Gesandte des Königs von Babel, die Briefe und Geschenke brachten, ihm Glück zu wünschen zu seiner Genesung. Hiskia nahm unter dem starken Eindruck der großen Ehre, die ihm von dem mächtigen König von Babel erwiesen wurde, die Gesandten sehr entgegenkommend auf und war mit ihnen fröhlich und guter Dinge und zeigte ihnen alle seine Schätze.

Es mochte ihm dabei wohl sein Herz gepocht haben, und sein Gewissen hat ohne Zweifel Einspruch erhoben, daß dies nicht die rechte Art war, nach so großer Todesnot die Gesandtschaft des Nachbarkönigs zu empfangen. Es wird ihm nicht wohl dabei gewesen sein, als die Gäste wieder abgezogen waren, aber es kam nicht zu einer Beugung über seiner Verfehlung.

„Da kam der Prophet Jesaja zum König Hiskia“, und nach kurzem Hin und Her stellte er an den König vor allem die eine schlichte, aber durchdringende Frage: „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ (Jes. 39, 4).

Wie dort der Prophet im schlichten schwarzen Gewand, so kommen zu uns am Ende des Kirchenjahres der Bußtag und der Totensonntag. Es mag uns dabei auch beklommen zumute werden wie dort dem König Hiskia beim Anblick des Propheten. Aber es ist gut, wenn wir uns durch sie einen Augenblick zum Stillstehen rufen lassen und daß wir jetzt, wo die Ernte dieses Jahres hereingebracht ist und wieder der Kreislauf des Werdens und Vergehens sich bald schließen will, versuchen, eine Bilanz zu ziehen und einen Überblick und Einblick in das hinter uns Liegende zu gewinnen. An den beiden Tagen, Bußtag und Totensonntag, sehen uns die Augen des lebendigen

Gottes mit besonderem Ernst an. Wir wollen im Blick auf diese Tage die Frage wiederholen, die Jesaja dort im Blick auf die Gesandten von Babel stellte: „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ Auch Jesaja hat ja im tiefsten Grunde danach gefragt, was Gottes Augen bei diesem Vorgang in Hiskias Hause gesehen hatten.

1. Sie sahen einen Mann, der vergessen hatte, daß sein Todestag schon bestimmt war

Der Tag unseres Todes ist für uns alle schon bestimmt. Nichts und niemand kann ihn vorwärts oder rückwärts verschieben. Das wissen wir alle, aber wir tun gut, uns das ab und zu mit aller Deutlichkeit noch einmal vorzuhalten. Bei Hiskia aber lag es nun ja so, daß ihm durch Gottes Boten noch 15 Jahre, nur 15 Jahre noch, zugesagt waren. Man sollte meinen, sein Leben hätte nun unter einem ganz besonderen Ernst gestanden, und doch merkt man in seiner Handlungsweise hier im Umgang mit seinem Besuch nichts von dieser Erkenntnis, die ihn doch ganz beherrscht haben müßte. Er wußte doch, was Sterben heißt. Mit ergreifenden Worten hatte er ja selbst die Not seines Herzens dem Tode gegenüber ausgesprochen (Jes. 38, 9-20). Der Tod war gegangen – um wiederzukommen. Und Hiskia tat, als habe er nicht vor den Toren der Ewigkeit gestanden. Er macht nicht den Eindruck eines Menschen, der seine Sterbestunde in klarer Erkenntnis vor Augen hat. Er freute sich und war fröhlich mit den Gesandten aus Babel.

Es mag vielleicht nicht sehr jugendlich klingen, und manche mögen es wohl für ungeschickt halten, wenn man zu jungen Männern darüber redet, daß die Stunde ihres Todes ihnen schon bestimmt ist. Wir sind auch weit davon entfernt, das für besonders christlich zu halten, wenn man durch das leuchtende Leben der Jugend hindurchgeht wie ein Mönch in dunkler Kutte und nur immer das eine Wort murmelt: „Memento mori“, „Gedenke ans Sterben!“ Aber es tut doch auch wohl einmal not, daß junge Männer mitten in der Kraft ihrer Jahre und im Hasten des Getriebes des dahinstürmenden Lebens sich daran erinnern lassen: Die Stunde meines Todes ist schon bestimmt.

Es ist doch ein erschütternd rücksichtsloses Wort, das in dem Gleichnis des Herrn Jesu dem reichen Kornbauer zuge-

rufen wird: „Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wes wird's sein, das du bereitet hast?“ (Luk. 12, 20).

Wie viele unter uns sind auch solche Narren im Blick auf ihr Leben und das Ende ihres Lebens! Sie wandern dahin, sie machen ihre Pläne, sie beraten sich mit ihrer Seele über ihre Zukunft, als ob alles immer so bliebe, wie es heute ist. Wohl meldet sich bei ihnen auch manchmal ein heimlicher Zweifel an. Lag nicht darin auch das Gefühl der Unsicherheit, daß der reiche Mann so sicher tat und zu seiner Seele sprach: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut“? Die Seele hat es doch offenbar sehr nötig, daß man ihr guten Mut zuspricht; denn sie kann doch über dem äußeren Verlauf unseres Lebens nie vergessen, daß es ein Ende mit uns haben muß. Und sie hat auch eigentlich im tiefsten Inneren den Blick nicht nur auf das Ende gerichtet, sondern auf das, was dann kommen wird, „wes es sein wird“, für wen und für was wir gelebt haben. Es ist im letzten Grunde die Frage: Das Sterben kommt, bist du bereit?

Es ist doch töricht, sich dazu bereiten zu wollen, wenn der Tod schon da ist. Willst du ein Licht erst anzünden im Sturm? Willst du dein Haus erst versichern, wenn es schon brennt? Das Sterben kommt, dein Tag ist dir bestimmt! Es wird ein Tag ewiger Entscheidung sein: angenommen oder verworfen. Dann ist es zu spät, erst seiner Seelen Seligkeit zu schaffen, und niemand vertröste sich, indem er auf „Schächergnade“ hofft. Der Schächer am Kreuz hat Jesus, den Heiland, ergriffen, als er ihm zum ersten Mal begegnete. Es war freilich hohe Zeit.

Daß mit dem Sterben die große Entscheidung fällt, darüber spricht unser Herz sein deutliches Zeugnis: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Aber so viele, die das auch anerkennen und den Ernst des Sterbens nicht leugnen wollen, wollen doch nicht darüber nachdenken: Wann wird die letzte Stunde kommen? Wie viele verrechnen sich da! Hiskia selber wußte es, daß es schnell geht: „Er bricht mich ab wie einen dünnen Faden; du machst mit mir ein Ende den Tag vor Abend“ (Jes. 38, 12). Wir gehen alle in der Totenallee, und vorne, näher oder ferner, liegt auch unser Grab. Man wird uns alle einmal begraben, liebe Freunde. Auch dieses Jahres Totenliste ist noch nicht abgeschlossen. Laßt uns diese eine Tatsache, daß „dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, danach aber

das Gericht“, für einen Augenblick klar ins Auge fassen! Das Leben fährt dahin „leichter denn eine Weberspule“ (Hiob 7, 6), „als flögen wir davon“. Stelle eine Sanduhr vor dich auf den Tisch und schaue ihr zu, wie Korn auf Korn hinunterrieselt, und dann das letzte – und dann die Stille:

Betrachte, Mensch, mit Sinnen,
wie wir, die Körnlein, rinnen,
und du, du rinnest mit.
Wie wir allhier zerstieben,
so wirst du aufgerieben
mit jedem neuen Lebensschritt.
Wir fallen zwar ganz sachte,
doch fällt bei Tag und Nachte
ein Körnlein für und für.
Und wenn dann von uns allen
das letzte ist gefallen,
dann schlägt die letzte Stunde dir.

Tu die Sanduhr weg! So möchte mancher rufen. Daß sie doch umgekehrt würde und ich noch einmal von vorne anfangen dürfte, so wünscht ein anderer. Aber es bleibt dabei: „Dann schlägt die letzte Stunde dir.“ Wollen wir uns, liebe Brüder, nicht ab und zu einmal einen Augenblick beschäftigen mit der Stunde, die schließlich die wichtigste und ernsteste unseres ganzen Lebens sein wird, mit unserer Sterbestunde? Auch für junge Männer würde in solchem Nachdenken ein Segen liegen: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“

2. „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ Einen Mann, der vergaß, dem Herrn zu danken für Errettung aus tiefer Not

Eine doppelte Hilfe war dem Hiskia widerfahren. Sein Leben war ihm verlängert und seine Schuld vergeben worden (Jes. 38, 17). Wie war sein Herz voll Dank, wie ging sein Mund über von heiligen Gelübden: „Ich werde in Demut wandeln all meine Lebtag nach solcher Betrübniß meiner Seele“ (Jes. 38, 15)! Und doch sagt Gottes Wort im Blick auf diese Geschichte: „Hiskia vergalt nicht, wie ihm gegeben war; denn sein Herz überhob sich“ (2. Chron. 32, 25).

Haben Gottes Augen, wenn sie unser Leben beobachteten, nicht auch einen solchen Mann gesehen wie Hiskia, einen Mann voll dankbarer Empfindungen und heiliger Gelübde, der es aber so bald wieder vergaß, dem Herrn mit der Tat seinen Dank abzustatten? Wo sind alle unsere guten Vorsätze geblieben, die unser Herz bewegten, als Gott uns unsere Schuld vergab? Wir sollten ab und zu unseren zerrissenen Schuldbrief studieren und nicht vergessen, was alles er uns hat vergeben müssen, wie arm wir ankamen aus der Gottesferne und wie freundlich der Herr uns aufnahm. Und dann laßt uns fragen, ob wir vergolten haben, wie uns gegeben war! Ob die große Liebe Gottes in unserem Leben Liebe entzündet hat, ob der weite Gang, den Jesus gemacht hat aus der Herrlichkeit in unser Elend hinein, Frucht getragen hat in Gängen, die wir taten, um im Elend Versunkene aufzuheben? Ob das große Erbarmen, das sich zu uns neigte, uns den Mund übergehen ließ, den Herrn zu bekennen vor den Menschen, und uns keine Zeit zu schade erscheinen ließ, die wir an seinen Dienst gewandt haben?

Und durch wieviel äußere Bedrängnis hat uns der Herr hindurch geleitet! „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!“ Das war Hiskias Fall. „Aber Hiskia vergalt nicht, wie ihm gegeben war.“ Wie oft geht es so! Da steht der Heiland wartend am Weg. Zehn Aussätzige hat er geheilt, aber nur einer liegt dankend ihm zu Füßen. Und schmerzlich kommt es von Jesu Lippen: „Wurden ihrer nicht zehn rein? Wo sind aber die neun?“ Ja, wo sind unter uns die neun? Neunzig Prozent Undankbare! Neunzig Prozent! Nur einer von zehn kam wieder, Gott die Ehre zu geben, als er sah, daß er gesund geworden war. Haben wir solche Augen, die sehen? Augen für Gottes Treue, für Gottes Geduld, für Gottes tausend Weisen, zu helfen aus der Not?

Hiskia hatte dem Herrn seinen Psalm gesungen, ergreifend auch für uns Menschen von heute (Jes. 38, 9-20). Aber gegenüber den vornehmen Gesandten verleugnete er seinen Dank gegen Gott. „Sein Herz überhob sich.“ Er stand da in seiner eigenen Kraft. Gott hatte ihm sehr großes Gut gegeben, heißt es 2. Chron. 32, 29. Er aber zeigte alle die Schätze, als hätte seine Hand sie ihm erworben. Zum großen Teil mochten sie aus dem Lager der Assyrer stammen, die der Herr in wunderbarer Weise auf sein Gebet hin geschlagen hatte. Hiskia sagte nichts davon, er zeigte seine Schätze und alles, was er hatte.

„Nichts war, das er ihnen nicht zeigte in seinem Hause und in seiner Herrschaft“ (Jes. 39, 2). Der vorher so tief erschütterte Mann steht hier stolz und hochmütig vor seinen Gästen.

Man kann den Vers vorwärts und rückwärts lesen, er stimmt immer: „Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?“ Trotzig und hernach verzagt, verzagt und hernach trotzig. Alles wie bei uns. Wie oft tun wir, als ob wir die tüchtigen Leute wären, als ob unsere Hand uns alles bereitete, die gute Ernte, die einträgliche Stellung, das gute Geschäft, die günstige Konjunktur – und vergessen das Danken! „Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmst du dich denn, als ob du es nicht empfangen hättest?“ (1. Kor. 4, 7). Kann der Herr in unserem Leben etwas davon merken, „daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei“? Wie jämmerlich ist doch oft unsere Haltung! In der Not rufen wir den Herrn an, und wenn er uns geholfen hat, vergessen wir das Danken. „Auf der Himmelsstraße in Zeiten der Not, da wimmelt es von Gebeten; in Zeiten des Glücks, da ist sie so tot, so leer und unbetreten.“

3. „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ Einen Mann, der zu Fall kam, als es ihm gut ging und die Welt sich zu ihm freundlich stellte

In schweren Zeiten, bei der Belagerung der Stadt, hatte sich Hiskia bewährt als Gottes Knecht und unter viel Gebet seine Proben bestanden. Jetzt kamen feinere Versuchungen. Der hohe Besuch machte ihm Eindruck. Er berichtete fast großsprecherisch dem Propheten: „Sie kommen von ferne zu mir, nämlich von Babel“ (Jes. 39, 3). Es war ihm doch sehr wichtig, daß der große König von Babel ihm Briefe und Geschenke sandte.

Wir lesen nicht, daß Hiskia gegen diese Versuchung gebetet hat, wie er früher betete wider seine Feinde (2. Chron. 32, 20). Er hat die Versuchung nicht in ihrer Gefährlichkeit erkannt. Wie oft geht es uns ebenso! Statt daß wir bange sind vor uns selbst, wenn uns der Welt Freundschaft entgegenkommt, und statt daß wir bitten um ein gefestigtes Herz, daß wir doch keinen Anstoß geben und uns als Gottes Knechte bewähren, ja ein Segen sein möchten für die anderen, verlieren wir alle Haltung und handeln wie Hiskia: Er freute sich und war fröh-

lich mit seinen Besuchern. – Wie schade! Der Mann, der gegen seine Feinde mächtig war im Gebet, kommt im Glück bei einem Gratulationsbesuch zu Fall. Der über die Riesenmacht der Assyrer gesiegt hatte, gibt seine Stellung in der Gegenwart Gottes auf, als die Gunst der Mächtigen dieser Welt sich ihm einen Augenblick zuwandte.

Es ist eine große Gefahr für die Jünger des Herrn, wenn die Kinder dieser Welt ihnen freundlich begegnen. Da gilt es, um ein wachsames Herz zu bitten, daß wir nicht durch liebenswürdiges Wesen derer, die Gott ferne sind, gefangengenommen, daß wir nicht durch Anerkennung und Ehre vor der Welt berauscht werden und darüber unseren himmlischen Freund, ja die Krone des ewigen Lebens vergessen. Es ist ein Wort, an dem man deuteln mag, soviel man will, das aber seine schneidende Schärfe behält: „Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein“ (Jak. 4, 4). Die wenigen Tage, die Hiskia mit den heidnischen Gesandten aus Babylon nach der Art der Könige dieser Welt verkehrt hat, haben ihn innerlich weit entfernt von Gott. Da erstarben seine Gebete, da verstummten seine Psalmen. Da zog sich der heldenmütige Kämpfer Gottes hinter Höflichkeitsformeln und konventionelle Feiern zurück. Er hielt es in allen Stücken nach der Art dieser Welt.

So kam es, daß Hiskia in seiner Fröhlichkeit und bei seinem Feiern nach weltlicher Art seinen Gott offenbar ganz vergaß. Ihm scheint nicht einmal der Gedanke gekommen zu sein, den fremden Gästen ein Zusammentreffen mit seinem ehrwürdigen Freund, dem Propheten Jesaja, zu vermitteln. Wenn er sich selber zu schwach fühlte, seinen Herrn zu bekennen vor den Fürsten von Babel, wie leicht wäre es ihm gewesen, den Mann zu rufen, mit dem er die gewaltigen Gebetskämpfe der letzten Monate und Jahre gemeinsam durchgerungen hatte. Schon die Anwesenheit des Propheten würde das Gespräch auf den lebendigen Gott gebracht und all den Feiern eine Heiligung und Weihe bereitet haben.

Aber so, wie die Sache nun lief, wäre es Hiskia nicht einmal lieb gewesen, wenn plötzlich der Prophet Jesaja in dieses Fest hineingetreten wäre. Wir kennen wohl alle aus Erfahrung das beklommene und befangene Gefühl, das in uns aufsteigt beim Blick ernster Knechte Gottes, deren bloßer Anblick uns schon stört, wenn wir auf den Wegen dieser Welt gehen. Sie sind wie unser wandelndes Gewissen, und wir schämen uns

vor ihnen. Solche Leute hat man nicht gerne dabei, wenn man mit seinen Nachbarn und Freunden nach der Art dieser Welt fröhlich ist. Peinlich, wenn jene uns dann begegnen. Da stimmt etwas nicht, und wir tun gut, uns zu prüfen, ob wir von Gottes Weg abgewichen sind.

Auch bei unseren Familienfesten, wenn wir Besuch empfangen, wenn wir unsere Freunde einladen, laßt uns wohl darauf achten, daß wir uns nicht hinreißen lassen in weltliche Fröhlichkeit, der die Würze und Weihe der Gegenwart Gottes fehlt! Wie oft sind unsere Familienfeste die dunklen Stellen in unserem Familienleben, die Tage der Niederlagen für unseren Glauben, weil wir uns in ausartender Fröhlichkeit den Kindern dieser Welt gleichgestellt haben! Wenn sonst nie, dann wird an solchem Tage der schmale Weg ein wenig breiter gemacht, und man läßt, weil das so Sitte ist und man sich doch nicht ausschließen kann, dann Dinge in unserem engsten Kreise zu, den Alkohol, vielleicht auch den Tanz, gegen die man sonst die Türe seines Hauses geschlossen hatte. Wir wollen wahrlich kein Schema und kein Modell aufstellen, wie unsere Familienfeste sein sollen, und wollen uns von Herzen mitfreuen in unbefangener Fröhlichkeit in den Tagen, wo Gott uns Freude gibt, aber doch sollen unsere Feste so gefeiert werden, daß Jesus im Mittelpunkt steht. Die Kinder Gottes sollen „ihre Weise“ haben, auch dafür, wie sie in ihren Familien miteinander fröhlich sind, und sich nicht richten nach dem Geist dieser Zeit. Wir wollen den Mut haben, ganz anders zu sein als die anderen, so, daß die Gegenwart Gottes unter uns merkbar ist und es uns nie peinlich berührt und das Herz klopfen muß, wenn uns hernach Gottes Propheten besuchen und fragen: „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“

4. „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ Einen Mann, der ganz von seinen Schätzen geblendet war

Man sollte meinen, dem Hiskia sei über der gewaltigen Gefahr der Belagerung durch die Assyrer und dann über der Not der Todesnähe ein tiefer Eindruck gekommen von der Vergänglichkeit alles irdischen Gutes. Er macht auch in seinem ganzen übrigen Leben den Eindruck eines Menschen, der den Schein vom Wesen zu unterscheiden versteht. Und doch – ach, wie sehr erinnert er uns an unsere eigenen Fehlritte! –

hat ihn eine Zeitlang der Glanz des Goldes berauscht. „Gott gab ihm sehr großes Gut“ (2. Chron. 32, 29), aber es geriet ihm zum Schaden. Er blieb an seinen Schätzen hängen. Vielleicht waren sie ihm sonst gar nicht so überaus wichtig, aber als die Gesandten des mächtigen Babyloniers kamen, suchte er diesen gegenüber mit seinen Schätzen zu bestehen. Nicht die ewigen Worte der Gottesdienste Jehovas und der Psalmen Davids waren es, die er seinen Gästen wichtig machte und in die er sie einzuführen suchte. Nein, er sank herab und stellte sich ganz auf den Boden dieser Welt, in der Gold und Silber regieren. Und wie er erst damit begonnen hatte, scheint er ganz darin aufgegangen zu sein. Ob es harmlos und naiv war oder ein Sich-Brüsten, er berichtet dem Propheten Jesaja: „Es ist nichts, das ich ihnen nicht hätte gezeigt in meinen Schätzen“ (Jes. 39, 4).

Es steckt eine dämonische Macht im Geld, und der Geist dieser Zeit, in der der Fürst der Finsternis herrscht, wo man alles und jeden danach beurteilt, ob es Geld bringt und ob er Geld hat, rührt so leicht auch die Herzen der Kinder Gottes an. „Wem zu eigen Geld, dem gehört die Welt.“ Ob wir dieses Sprichwort auch nicht anerkennen, wie oft handeln wir danach! Wie oft beurteilen wir unwillkürlich einen Menschen nach seinem äußeren Vermögen! Und wie viele von denen, die in heiliger Stunde ihr Leben Gott geweiht haben, sind hernach abgebogen auf die Straße, wo alles ums Geldverdienen geht!

Freilich, zu diesem Rundgang durch die Schatzkammern hätte die ernste Gestalt des Propheten Jesaja nicht gepaßt. Sein Auge, das aus der anderen Welt zu leuchten schien, hätte den Hiskia fragend und verwundert angeschaut und ihm all seine Freude an seinen Kleinodien verdorben. Wie selten und wie wunderbar schön ist ein Mensch, dem das Geld nichts anhaben kann, der weder die Menschen nach ihrem Geld einschätzt noch seinen Blick auf Gott sich trüben läßt durch lokkende Gewinne auf den Erntefeldern dieser Welt!

Wie ist dem Hiskia sein Geld zum Unsegen geworden! Gott hatte es ihm geschenkt, und es sollte ihm ein Pfand der Güte des Herrn sein, wenn er es nur mit Danksagung und mit dem Blick auf Gott genießen wollte. Aber es wurde ihm eine Blende vor seinen Augen, daß er über dem Glanz des Goldes den Thron des ewigen Gottes vergaß und mit seinen Gästen von nichts, wie es scheint, buchstäblich von nichts zu reden

wußte als von seinem Silber und Gold und seinen Spezereien und Salben und Zeughäusern. Es waren der Dinge viel, die sein Herz erfüllten. Da hatte der Name seines Gottes keinen Platz mehr.

Wie stehen wir diesem Hiskia oft so nahe, und trotz aller unserer Lieder, daß dieses Lebens Güter „eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter“ seien, werden wir doch so leicht benommen durch die unheimliche Macht des Geldes! Ob es Millionen sind oder wenige Taler, Geld ist Geld und kann ein Menschenherz verschließen gegen alle edleren Gedanken und ihm im Lichte stehen, daß es seinen Gott nicht mehr sieht. Laßt uns nie vergessen daß das Geld es war, mit dem der Satan dem Heiland einen aus der Schar der Zwölf geraubt hat. „Du Narr!“ sagt Jesus zu dem, der unter dem Zauber und dem Bann des äußeren Besitzes seine Seele verliert. Laßt uns wohl daran denken: wir nehmen nichts mit von dieser Welt! Im Totenhemd sind keine Taschen. Der geschäftliche Ertrag eines Lebens, ob beim Bettler oder beim Millionär, ist in jedem Falle gleich Null. Ich wiederhole: gleich Null! Auf den inneren Gewinn kommt es an und darauf, daß Gott uns auch unser Geld und Gut unter himmlische Beleuchtung rückt.

5. „Was haben sie in deinem Hause gesehen?“ Einen Mann, der verstummte, als er von seinem Gott hätte Zeugnis ablegen sollen

Hätte Hiskia nicht so viel mit seinen Schätzen zu tun gehabt, wäre er nicht gleichsam wie berauscht gewesen durch die Ehre seines Besuches und den Glanz seiner Feste, dann wäre ihm sicher der Gedanke gekommen, diesen heidnischen Boten aus der Ferne den Gott Israels zu verkündigen. Welche wunderbare Gelegenheit hatte er, Zeugnis zu geben von dem, der seines Herzens Trost geworden war! Von ferne her kamen die Boten, und Heiden waren es. Vielleicht hat er früher mit dem Propheten Jesaja darüber gesonnen, wie man auch den Heiden das Wort vom Gott Israels nahe bringen könne. Nun kam der günstige Augenblick, und – er schwieg. Alles zeigte er, nur nicht seinen Gott. Es war vielleicht die einzige Gelegenheit, bei der diese Heiden je einen Eindruck gewinnen konnten von der Wirklichkeit des unsichtbaren und allmächtigen Herrn in der Höhe. Ja, fast mußten ihre Fragen dem Hiskia

die Worte auf die Lippen legen. Sie fragten „nach dem Wunder, das im Lande geschehen war“ (2. Chron. 32, 31), von dem sie offenbar Kunde bekommen hatten. Sie fragten, und er antwortete nicht. Stumm war sein Mund.

Wahrlich, wir wollen den Namen Gottes nicht immer im Munde führen, aber es ist unsere Aufgabe, daß wir treu sind im Zeugnis von ihm. Wie oft hört man von jungen Männern, die feige und mutlos an ihrer Arbeitsstelle ihr Zeugnis von ihrem Heiland unterdrücken, die billige Ausflucht: man soll seine Perlen nicht vor die Säue werfen! Wäre es nicht doch angebracht, daß wir von diesem Wort nur einen sehr sparsamen Gebrauch machten? Mir scheint, daß es manchmal Leute in den Mund nehmen, die keine Perlen im Besitz haben.

Gewiß, wir wollen das Heilandswort über die gebührende Scheu und Zurückhaltung nicht außer acht lassen. Aber wir wollen auch merken auf die günstigen Gelegenheiten, wo durch eine Frage, durch eine freundliche Erkundigung nach unserem Befinden, durch einen Besuch und ein Gespräch es sich uns so nahelegt, daß wir nicht mit leeren Redensarten – „es ist noch einmal gut gegangen“ – unsere Gedankenlosigkeit nach Art dieser Welt zu verbergen suchen, daß wir nicht schweigen, sondern daran denken: „Ihr sollt meine Zeugen sein.“ Wie kläglich, wenn wir uns des Namens unseres Gottes schämen, der unsere Zuflucht war in der Not! Wie arm, wenn der sonst so redselige Mund schweigt, wo er seinen Heiland bezeugen sollte! Merkst du es nicht, wie dann ein stilles, trauriges Auge dich anschaut: „Hast du den anderen nichts von mir zu sagen?“

6. Gott verließ den Hiskia also, daß er ihn versuchte, „auf daß kund würde alles, was in seinem Herzen war“ (2. Chron. 32, 31).

Wenn Gott seine Hand von uns abzieht, dann werden wir in unserem ganzen Jammer offenbar, dann sehen wir, wie weit wir gekommen sind, wie weit zurück. Es liegt auch in solch trauriger und trüber Erfahrung dann doch noch ein Segen, wenn der Mensch sich dadurch segnen läßt. Sicher hätte der Herr dem Hiskia dieses Zuschandenwerden gerne erspart. Aber es liegt in solchem Verlassen Gottes doch wieder die große uns nachgehende Güte und Geduld, die uns durchaus

nicht will verloren gehen lassen. Wohl dem, der auf Gottes heilige Absicht eingeht und von Herzen bittet: „Herr, offenbare mir meine Sünde, offenbare mir mich selbst!“ Der sich demütigt, wie Hiskia sich demütigte, als Jesaja ihm Gottes Wort und Strafe verkündigte (Jes. 39, 5-8; 2. Chron. 32, 26).

Gottes Heiligkeit leuchtet aus diesem Spruch des Jesaja heraus. Die Schätze, die dem Hiskia seinen Gott verdunkelt hatten, sollen einst nach Babylon gebracht werden, „daß nichts bleiben wird“. Die Gesandten sind doch wohl Spione gewesen und Vorläufer der Heere, die später über Jerusalem kamen.

Gott nimmt es genau, er ist ein heiliger Gott und will seine Ehre keinem anderen geben. Und ob es auch mit bitteren Schmerzen verbunden ist, wenn er seine Kinder innerlich löst von dem, was ihr Herz gefangenhält, er führt sein Werk zu seinem Ziel. Mit welchen Augen mag Hiskia von nun an wohl seine Schätze angesehen haben? Sie hatten ihn einen Augenblick ganz in Besitz genommen. Sie werden bald ganz aus seinem Besitz verschwinden, und Gottes Strafe kommt über sein Haus. Da wurde ihm seine Sünde überaus sündig. Der Blick in die Eitelkeit der Welt und die Schwachheit seines irrenden Herzens haben ihn ernüchert. „Hiskia demütigte sich, daß sein Herz sich überhoben hatte; darum kam der Zorn des Herrn nicht über sie, solange Hiskia lebte“ (2. Chron. 32, 26). Er hat sich doch wieder zurechtgefunden.

Wohl dem, dem solche demütigenden Wege dazu helfen, sein eigenes Herz kennenzulernen, und der, wenn er hinweggeht vom Spiegel, nicht vergißt, wie er gestaltet war! Der in immer tiefere Beugung hineingeführt wird, daß er auch seine Strafe annimmt: „Das Wort des Herrn ist gut“ (Jes. 39, 8). „Gott hat recht. Ich habe gesündigt.“ Der darf dann auch von seiner Schuld hinwegsehen mit tieferem Blick in Gottes Erbarmen, als Hiskia ihn hatte; denn er darf sich erinnern an die gute Botschaft: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.“ Er soll auch über tiefem Sündenfall getrost werden, weil der gekommen ist, von dem die, die ihn sahen, sagten: „Dieser nimmt die Sünder an.“

Ich schämte mich

Denn ich schämte mich, vom König Geleit und Reiter zu fordern, uns wider die Feinde zu helfen auf dem Wege. Denn wir hatten dem König gesagt: Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen, und seine Stärke und Zorn über alle, die ihn verlassen.

Esra 8, 22

Sich schämen vor Gott

Als Esra am Wasser zu Ahava in Persien seine Scharen sammelte, um den richtigen Weg nach Jerusalem durch die Wüste zu suchen, da wurden Pläne für ihren Marsch entworfen und verworfen, und ganz von selbst kam man natürlich auch auf das zu sprechen, was unter den obwaltenden Umständen im Blick auf die unterwegs lauenden Feinde das Allernächstliegende war: Es wurde vorgeschlagen, von dem König in Persien, der ihnen so freundlich die Freiheit geschenkt hatte, nun auch Geleit und Reiter zu erbitten, sie auf dem Wege zu beschützen. Aber als diese Stimmen laut wurden, regte sich in dem Herzen des treuen Mannes, der den Zug führte, ein eigenartiges Gefühl: „Ich schämte mich, vom König Geleit und Reiter zu fordern, uns wider die Feinde zu helfen auf dem Wege. Denn wir hatten dem König gesagt: Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen, und seine Stärke und Zorn über alle, die ihn verlassen.“ Esra rechnete mit der starken Hand Gottes, und darum schämte er sich, das zu tun, was den anderen am allernächsten zu liegen schien.

„Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist entstanden“ (2. Kor. 5, 17). Zu dem Neuen, das die Jünger Jesu in ihrem Leben durch die Gnade empfangen haben, zu der neuen Gesinnung und dem neuen Herzen, gehört auch dieses neue Sichschämen. Man schämt sich nicht mehr dessen, dessen man sich früher schämte, des Namens Jesu oder der Gemeinschaft der Gläubigen, man schämt sich seiner Vergangenheit, seiner Sünde und seines Ungehorsams. Und auch an den Kreuzwegen unseres Lebens erweist sich dieses neue Sichschämen als eine zarte Gabe des Geistes Gottes, deren leise Stimme, wenn wir darauf achten, uns vor Irrwegen bewahren kann.

Wir schämen uns des Unglaubens, daß wir unser Vertrauen setzen auf Menschen und Mittel anstatt auf den Herrn, unseren Gott. Als wir ihn fanden in Christo, unserem Heiland, da war doch dies der Sinn unseres Bundes mit ihm, daß er nun unser Herr und Gott, daß er unser Helfer und Heiland in allen Nöten sein solle. Wir haben es gewagt, uns ganz auf ihn zu verlassen, daß er und er allein unsere Zuversicht sein solle, und wir haben im Vertrauen auf die Hand unseres Gottes unseren Weg angetreten durch die Wüste, zwischen den feindlichen Heerhaufen hindurch, nach der ewigen Stadt.

Und nun schämen wir uns, wenn jemals bei einer Entscheidung, in einer Verlegenheit die Versuchung an uns herantritt, uns auf menschliche Mittel zu verlassen. Unsere Freunde, die wir fragen – in der Tat, sie haben guten Rat für uns. Sie zeigen uns einen Weg, wie man ganz leicht aus der Schwierigkeit herauskommen könnte, so wie die Freunde des Esra ihm sagten von dem Geleit und den Reitern des Königs.

Aber der Jünger des Herrn kann den guten Rat, den ihm wohlwollende Freunde erteilen, nicht annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß die anderen es ihm übelnehmen und daß sie ihn für einen wunderlichen und verdrehten Menschen halten. Er kann den guten Rat nicht ausführen; denn er schämt sich vor seinem Gott, auf solche allzu menschliche Weise sich aus der Not zu befreien. Er muß von diesem Plan abstehen, nicht nur, wenn dabei offenbare Sünde mit unterläuft; dann ist es ja ganz klar, und dann verstehen es auch die anderen.

Nein, er muß auch davon abstehen, wenn es scheinbar ohne Befleckung des Gewissens abgeht. Sein Gewissen aber spricht eine andere Sprache und wird auch betrübt durch den Unglauben und das Mißtrauen gegen Gott, als ob des Herrn Hand zu kurz wäre, daß er nicht helfen könne, und seine Ohren hart geworden wären, daß er nicht höre. Mag die Welt solche Mittelchen benutzen und solche Wege einschlagen. Früher wäre es auch für mich keine Sünde gewesen, aber jetzt schäme ich mich. Mag die Welt handeln in eigener Klugheit und nach eigenem Rat, als ob kein Gott im Himmel wäre; ich muß vielleicht ihre Klugheit bewundern, aber ich kann auf diesem Wege nicht mitgehen: Ich schäme mich, schäme mich vor dem unsichtbaren Freund meiner Seele, vor dem stillen, ernsten Auge, das ich innerlich auf mich gerichtet sehe.

Es ist ein eigentümliches Ding um dieses Sichschämen der Jünger Jesu. Wer es faßt, der fasse es! Sie schämen sich, wenn

sie einhergehen in einer Saulsrüstung. Solch schwerer Panzer erdrückt ja im Herzen das Vertrauen auf den lebendigen Gott; solch eiserner Harnisch hindert ja die Knie, daß sie sich nicht beugen können, um bei dem Herrn ihre Hilfe zu suchen. Da legen Gottes Kinder solche Waffen ab und schämen sich, daß auch sie einen Augenblick Fleisch für ihren Arm gehalten haben.

Es war ja das Allernächstliegende für Esra, das Geleit des Königs zu erbitten. Aber wer mit der starken Hand Gottes rechnet, der schämt sich oft dessen, was nach Menschenweisheit am allernächsten liegt, weil das Nächstliegende nicht paßt in Gottes Heiligtum. Dem sorgenerwählten Menschenkind liegt am nächsten die Selbsthilfe, der selbsterdachte Ausweg, die Mittelchen seiner Hand, die Pläne seines Verstandes; dem aber, der den lebendigen Gott gefunden hat, liegt am nächsten Gottes Hilfe, der Gang ins Kämmerlein, das Stillewerden vor dem Herrn, das Suchen nach seinem Wege.

Sich schämen vor den Menschen

Esra schämte sich nicht nur vor dem Herrn, er schämte sich auch vor dem König. Er konnte jetzt nicht vom König Geleit und Reiter fordern; denn er hatte ihm ja freimütig vorher bekannt: „Die Hand unseres Gottes ist zum Besten über alle, die ihn suchen.“ Was würde der König wohl jetzt sagen, wenn er nun doch noch um Geleit und Reiter bäte?

Dreierlei hätte wohl der König antworten können. Er würde dem von ihm verehrten Priester die Bitte wahrscheinlich erfüllt haben; denn es ging ihm ja auch darum, daß das Haus des Herrn in Jerusalem gebaut würde. Aber vielleicht hätte der König Esra darum gelobt, daß er nun doch nicht so unverständlich ohne Schutz durch die Wüste ziehen wollte. Vielleicht hätte der König ihn gelobt wegen seiner klugen Umsicht, und dann hätte sich Esra noch mehr schämen müssen.

Sich schämen über ein Lob? Ja! Viel empfindlicher als durch allen Tadel der Freunde wird das Herz eines Kindes Gottes getroffen durch ein Lob der Welt darüber, daß wir doch nicht so einseitig, daß wir doch keine Spaßverderber sind: „Er will doch auch nicht wie ein Mönch durchs Leben gehen. Er nimmt auch mit, was er von den Freuden des Lebens

erfassen kann. Er macht uns nicht immer groß Geschrei wegen der Sünde und predigt uns nicht bei jeder Gelegenheit.“ Habt ihr schon solch ein Lob von der Welt über euch gehört, liebe Brüder? Dann will ich euch sagen, was in eurem Herzen vorging: Ihr schämte euch. – Solches Lob zeigt klar, daß wir unserem Herrn nicht treu nachfolgen, daß wir feige seinen Namen vor der Welt verschweigen.

Und so geht es uns auch am Kreuzweg. Die Welt lobt uns, wenn wir unser Vertrauen nicht allein auf den Herrn setzen, sondern auch ein wenig nachhelfen möchten mit unseren eigenen Mitteln. „Er nimmt schon Verstand an“, heißt es dann; „es gibt sich schon mit seiner Überspanntheit; er wird schon genießbarer; er kommt wieder mit seinen Füßen auf die Erde“, und wie die jovialen, gutgemeinten Lobsprüche sonst noch lauten. Laßt uns wohl achtgeben, wenn solches Lob der Welt uns zuteil wird! Es ist vielleicht das allerunrüglichsche Zeichen dafür, daß wir unserem Herrn den Rücken gewandt haben und innerlich abgewichen sind. Und dann müssen wir uns schämen. Die Welt lobt es gern, wenn wir uns nicht so sehr von ihr abheben. Unser Wandel nach Gottes Wort und nicht nach der Menschen Weise ist ihr ein Dorn im Auge; denn damit verurteilen wir ja ihr Wesen. Und auch die sündige Welt will doch noch nicht ganz als gottlos betrachtet werden. Sie lobt es, wenn wir uns ihr und ihrer Art nähern, und dann müssen wir uns schämen, dann ist es Zeit, umzukehren. Wir sind auf falschem Wege.

Der König hätte aber auch dem Esra mit leisem Spott begegnen können: „Ei, ei, es scheint doch wohl nicht so ganz weit her zu sein mit der Hand eures Gottes, von dem ihr mir gesprochen habt? Ihr habt den Mund damals wohl etwas voll genommen und meint nun doch auch, ein paar flinke Pferde und starke Schwerter seien nicht zu verachten und stärker als der fragliche Schutz eures Gottes? Ihr habt euch ja bald eines Besseren besonnen! Ihr merkt wohl auch, daß man sich für Gottes Segen nicht viel kaufen kann, daß die Welt anders aussieht, wenn man den Fuß in die Wüste setzt, wo die Feinde lauern, als sie aussah im berausenden Augenblick hoher Begeisterung. Gottes Schutz kann man nicht greifen und tasten, aber Schwerter klingen und Pferde springen, und ein starkes Geleit macht doch auch das Herz der gottesfürchtigen Leute getrost.“ So hätte der König spotten können, und dann hätte Esra wiederum sich schämen müssen.

Ist dieser Spott heutzutage verstummt? Wenn sie es nur hören könnten, die vom Herrn abwichen, wie hinter ihrem Rücken und anzüglicher Weise wohl auch in ihrer Gegenwart über sie gespottet wird, daß es ihnen so schnell leid geworden ist mit dem Vertrauen allein auf Gott! Wie oft müssen sich Jünger Jesu dann schämen bei dem Spott der Welt über ihre Unbeständigkeit! „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“, so war das Bekenntnis unseres Mundes. Aber kommt eine Not, wo uns wirklich nichts anderes bleibt als unser Gott und von keiner Seite uns Hilfe nahen kann, dann zeigt sich in unserem Wesen so wenig von der glaubensstarken Ruhe, dann hängen wir unsere Harfen an die Weiden, als ob wir nie wieder singen könnten. Und die Welt, der unser Lied noch im Ohr klingt: „Mein Herz geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein“, sie spottet, und wir müssen uns schämen; denn die Leute haben recht. Dieses Gefühl der Scham kann uns aber dazu helfen, daß wir „wieder nüchtern werden aus des Teufels Strick“ und nun den richtigen Weg einschlagen, den Weg des Vertrauens auf den Herrn allein.

Noch ein Drittes hätte der König antworten können: „Nein, Esra, ich gebe dir das Geleit nicht, es ist dir gerne gegönnt, das weißt du, und mir liegt viel daran, daß ihr gut nach Jerusalem kommt. Aber es ziemt sich nicht für euch, die ihr dem Gott des Himmels dient, durch Menschenhilfe errettet zu werden. Ihr habt im Glauben Babylon verlassen, ihr müßt im Glauben euren Weg zu Ende gehen. Erinnere dich an dein Bekenntnis und sei nicht kleingläubig!“ So hätte der König reden können, und Esra hätte dann erst recht sich schämen müssen.

Manche unter denen, die sich nicht zum Volk Gottes halten, haben ein feines Verständnis dafür, was sich für dieses Volk geziemt. Ja, es gibt ihrer genug, die sich selbst noch nicht der Gemeinschaft Gottes rühmen können, die aber großes Verlangen haben, in diese Stellung hineinzukommen. Und solche Leute wünschen, daß Gottes Volk wirklich anders ist als sie. Sie haben eine gewisse stille Hoffnung, daß es wirklich etwas Echtes sei mit dem Christenglauben, den sie auch noch zu empfangen hoffen, und darum erregt es ihren Widerspruch und ihren Tadel, wenn sich ein Jünger des Herrn in Weltförmigkeit gehen läßt und aus „seiner eigenen Festung“ fällt. Da ist schon oft gerade aus den Kreisen solcher Fernerstehenden den irrenden Jüngern der rechte Weg gewiesen worden, und

wie aus einer Betäubung und Lähmung heraus wachte ihre Seele auf: sie schämten sich.

Am Kreuzweg stehen wir oft. Ungewißheit über den Weg gehört mit zur größten Qual, die eines Pilgers Herz befallen kann. Dankbar müssen wir rückblickend die gütige Hand Gottes preisen, die uns immer wieder vom Irrweg zurückrief und uns die rechte Straße zeigte, wenn wir aufrichtig ihn fragten und seinen Willen tun wollten. Gott hat mancherlei Mittel, womit er dieses sein Ziel erreicht. Wir wollen uns darin üben, zu achten auf die leisen Stimmen, die am Kreuzweg durch Gottes Geist in unseren Herzen erweckt werden. Eins von den wunderbar zarten Organen, die er in der Seele seiner Jünger pflanzt und pflegt und das immer stärker sich regt und immer freundlicher uns zu klarer Wegweisung segnet, ist die leise Stimme, die beim Betreten des Irrweges aufwacht: Ich schäme mich!

Gesegnete Abhängigkeit

Nehemia 2

Ihn jammerte des Volkes

„Ich sah traurig vor dem König.“ Mit diesen Worten schildert in Vers 1 Nehemia seine Gemütsstimmung, als er, von dem Kummer um sein gedemütigtes Volk innerlich zerrissen, seines Amtes als Mundschenk waltete auf dem Schlosse Susan bei dem König von Babel. Es fehlte ihm äußerlich nichts zu einem behaglichen und ehrenvollen Leben am Hofe des Königs der Welt, und doch „sah er traurig“. Der Untergang der Stadt Jerusalem und der traurige Zustand im Inneren der zersprengten und verstreuten Gemeinde Gottes legte sich auf sein Herz und auf sein Angesicht wie eine dunkle und trübe Wolke. Er gehörte nicht zu den Stolzen zu Zion, die es sich äußerlich gut gehen ließen und „bekümmerten sich nicht um den Schaden Josephs“ (Amos 6, 6), sondern in ihm lebte schon der Trieb, der später unseres Heilandes Herz erfüllte: Ihn jammerte des Volkes.

Solche Leute sind Gottes Mitarbeiter. Das Trauern des Herzens über den Verfall der Gemeinde Gottes, über die Macht der Sünde in der Welt ist ein gesegneter Antrieb für die Arbeit für den Herrn. Als Paulus die Macht des Satans in der wahrsagenden Magd in Philippi erkannte (Apg. 16), da heißt es von ihm nur: „Paulus aber tat das weh.“ So sollte unser Herz empfinden beim Anblick all der Macht der Sünde in der Christenheit. Nicht hart zu urteilen, nicht mit dem Schwerte dreinzuschlagen ist unsere Aufgabe, sondern innerlich zu leiden unter der Sünde auch anderer Menschen und auch Leid zu tragen über den Verfall innerhalb des Volkes Gottes. Wir sollten innerlich uns sorgen auch um einzelne, deren Irrweg wir wahrnehmen, und von da aus dann an die Arbeit gehen, zu retten, was sich retten lassen will.

Auf die Frage des Königs: „Warum siehst du so übel?“ gab Nehemia die Antwort: „Sollte ich nicht übel sehen? Die Stadt, da das Begräbnis meiner Väter ist, liegt wüste“ (Vers 3). Er bekannte sich zu dem verachteten und zerschlagenen Volk Israel. Er war ein Mann in vornehmer Stellung, und doch war es

ihm ganz selbstverständlich, daß er sich hielt zu dem Volk seines Gottes, so wie Mose sich gehalten hatte als Sohn der Königstochter zu den Ziegelbäckern, über denen er die Verheißung Gottes leuchten sah: „Er achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum denn die Schätze Ägyptens“ (Hebr. 11, 26).

Wie selten ist diese Stellung in unseren Tagen! Wie viele haben, wenn in der Gemeinde des Herrn sich Schwächen und Mängel zeigen, alsbald ein scharfes Wort zur Hand! Wie viele auch von den Jüngern des Herrn rücken dann deutlich merkbar ab von solchen „Fällen“ und wollen nicht mitverantwortlich gemacht werden für die Sünden solcher Christen, bei denen man wahrnimmt, wie manches wüste liegt! Wir sollten Nehemia folgen und uns halten zu den Verachteten Gottes, auch wenn wir Schwächen und Fehler bei ihnen wahrnehmen. Tersteegen sagt einmal: „Gottes kranke Leute sind mir lieber als der Welt ihre Gesunden.“ Und die, denen im Gericht Gottes ihr eigenes Wesen überaus sündig geworden ist und die an sich selbst gründlich zuschanden werden, die werden in den Zeiten des Tiefstandes der Gemeinde Gottes nicht einstimmen in das allgemeine Verurteilen, sondern bei offenbar zutage liegenden Schäden werden sie schweigsam werden. So wie jemand, der Bankrott gemacht hat, still wird, wenn in seiner Umgebung von Bankrott die Rede ist. Aber sie werden sich innerlich darunter stellen unter die Last, die auf dem Volk Gottes liegt.

Davon wird auch der Gedanke sie nicht abhalten, daß sie damit eintreten in einen großen Kampf. Dem Nehemia ging es gut im Schlosse zu Susan, und es konnte ihm nur Mühe machen und all seine Bequemlichkeit und sein Wohlbehagen rauben, wenn er sich die Not der Stadt Jerusalem zu Herzen nahm. Jedenfalls wäre es nicht schwer gewesen, Gründe zu finden, warum er jetzt die Aufgabe habe, als Knecht des Gottes des Himmels am Hofe des Königs zu Babylon auszuhalten und dort sein Licht leuchten zu lassen.

Es hielt ihn aber nicht in der Pracht des Königsschlusses, sondern er hatte keine Ruhe, solange er die Tore Jerusalems verfallen mußte. Es lebte in ihm nicht der Geist des Stammes Ruben, der hoch von sich hielt, als Debora zum Kampfe aufrief, der sich absonderte, der seine Freude hatte am Blöken seiner Herden und zwischen den Hürden blieb (Richter, 5,15 und 16). In Nehemia lebte der Geist des Stammes Sebulon,

von dem es heißt: „Sebulons Volk aber wagte seine Seele in den Tod“ (Richter 5, 18). Sein innerer Friede war nicht voll, solange nicht die Stadt seines Gottes und das Haus der Herrlichkeit des Herrn wieder aufgebaut war. Sein Glück war abhängig davon, daß es dem Volk Gottes gut ging. – Gesegnete Abhängigkeit!

Vor Gottes Angesicht

Als der König den Nehemia fragte: „Was forderst du denn?“, da heißt es von diesem: „Ich betete zu dem Gott des Himmels und sprach zum König...“ Frage, Gebet zu Gott, Antwort. Ein Gebet zwischen Frage und Antwort, ein Seufzer nach oben zwischen Tür und Angel, ein Schrei zum Herrn während eines Atemzuges. Während das Auge der Menschen auf Nehemia gerichtet war, weilte er doch, indes seine Hand dem König Wein einschenkte, in seinem Geist ganz anderswo, so wie Mose, während das Volk ihn umdrängte und umstürmte und er unter ihm stand wie ein Fels in der Brandung, innerlich vor Gottes Angesicht stand und zum Herrn schrie (2. Mose 14, 13–15).

Hier haben wir ein Vorbild dafür, wie wir allezeit ohne Unterlaß beten sollen, innerlich so mit dem Herrn vertraut, daß wir jederzeit dazu bereit sind, in ausdrückliches Gebet überzugehen. Wieviel leichter wäre unser Leben, wenn es ohne Unterbrechung in solcher Gemeinschaft mit dem Herrn stände, daß wir bei allen Entschlüssen, bei jeder Leistung, die von uns erwartet wird, ja zwischen Frage und Antwort in unserem Herzen vor dem Throne Gottes ständen und um seine Hilfe flehten! Dann wäre unser Leben weniger von Sorgen und weniger von Hast erfüllt. Arbeiten, die nicht mit Gebet begonnen werden, machen uns müde und reiben uns auf. Wenn wir aber wie Elieser (1. Mose 24) zunächst unser Anliegen in Gottes Hand hinein befahlen, ersparen wir uns viele unnötige Gänge. Den offenen Zugang zum Herzen unseres Vaters sollten wir mehr suchen. Wie gut, daß wir kommen dürfen! Es wird Gott nicht zu viel und ist ihm nicht zu wenig, uns anzuhören. Er wartet auf seine Kinder und will die Zuflucht aller Elenden sein. Man darf zu ihm kommen, sich ihm nahen mit Dingen, die anderen Leuten lächerlich klein erscheinen.

Die Bitte des Nehemia zu dem Gott des Himmels zwischen

Frage und Antwort war ein Zeichen seiner Demut. Von dieser Antwort hing vieles ab, und je wichtiger sie war, um so mehr hat er sich selbst mißtraut. Wir können uns in seine Seele hineinversetzen. „Ich mache es doch verkehrt“, so wird er zu sich selbst gesprochen haben, „wenn ich es auch noch so gut machen will. Ich bin zu ungeschickt, diese günstige Gelegenheit richtig auszunützen. Soll mein ganzer Plan gelingen, so muß der Herr es schenken. Nicht geschickt muß ich sein, sondern geschenkt muß es werden. Gott muß es geben.“ Vor Nehemia lag eine günstige Gelegenheit, durch Menschen voranzukommen. Aber er wollte nicht solche günstigen Gelegenheiten schaffen, nicht einmal die vorhandene klug ausnutzen in eigener Weisheit, sondern er bat den Herrn um sein Licht. Solches Mißtrauen eines Gotteskinds gegen sich selbst und seine Kraft und Weisheit ist eine Frucht des Geistes Gottes und kann uns bewahren vor vielen Irrwegen.

Sich selbst und seinen Kräften
muß man nur niemals traun,
auf ihn das Auge heften,
auf seine Treue baun,
beim Armsein und Sichschämen
viel Tröstungen erfahn
und Gnad um Gnade nehmen,
das heißet sich bewahrn.

Nicht nur darum ging es Nehemia, daß die Bitte, die er nun äußern wollte, von dem König gewährt werden sollte. Aus seiner ganzen Art dürfen wir schließen, daß ihm in diesem Gebet daran lag, daß der Herr überhaupt in seiner Sache darinnen sei. Jetzt wollte er nicht herbeispringen und schlaue Gelegenheiten ausnutzen, hastig zugreifen, daß er nun seinen Plan fördere. Nein, er wußte noch gar nicht, ob es überhaupt so Gottes Weg sei, der Stadt Jerusalem und dem Volk Israel durch Nehemia zu helfen. Darum sehen wir ihn, ehe er ein Wort in der Sache sprach und einen Schritt darin tat, zunächst zu dem Herrn, seinem Gott, eilen. Ob es noch so drängte, ob noch so viele Augen auf ihn gerichtet waren und auf seine Antwort spannten, er legte zunächst die Sache in Gottes Hand. War es sein Wille, dann sollte Gott es gelingen lassen und des Königs Herz lenken. War es nicht Gottes Plan, dann sollte er ihm von vornherein die Wege verbauen.

Wohl dem, der seine Arbeit für den Herrn so treibt und dafür sorgt, daß Gott mit darinnen ist und daß in keinem Teil seines Werkes er allein steht ohne den Herrn! Es ist ein Verwesungsgeruch in mancher Arbeit des Reiches Gottes. Da sieht man kluge Leute viel „machen“, und mit geschickter Hand werden die Fäden geknüpft, und es ragt bald etwas empor vor den Augen der Menschen. Wie oft muß man aber dann merken, daß der Herr nicht mit darinnen ist und daß das Werk nicht geboren ist aus dem Gebet: „Gott muß man in allen Sachen, wenn er's anders wohl soll machen, End und Anfang geben frei.“ Mißtrauen gegen sich, demütiges Mißtrauen gegen sich selbst liegt in der Flucht des Nehemia zu seinem Gott nach der Frage des Königs und zugleich auch stilles Vertrauen: „Der Herr wird mich recht führen. Er kann Türen öffnen, er kann Menschen willig machen, er kann Wege bahnen und sein Reich bauen.“ Gott kann! Wer nicht auf sich, sondern restlos und ganz auf den Herrn sein Werk gründet, dem wird es gelingen. Gesegnete Abhängigkeit!

Abhängig von Menschen – und doch allein abhängig von Gott

Nehemia hat dem König seine Bitte vorgetragen, nach Jerusalem reisen zu dürfen, um sich zu kümmern um die Stadt und ihren Wiederaufbau, und seine Bitte fand ein geneigtes Ohr. Ein Gebet zu Gott gibt der Bitte bei den Menschen Kraft. Geschosse, die weit fliegen sollen, müssen hohe Kurven nehmen. Wünsche, die zu Bitten werden an Gott und so erst den Himmel berühren, werden tief in das Herz der Menschen fahren, wenn Gott uns die Bahn freigibt, sie auszusprechen.

„Es gefiel dem König, daß er mich hinsendete“ (Vers 6). Das klingt so zufällig. Nehemia wußte wohl sein Geheimnis, daß es Gottes Gabe und Führung war, daß seiner Bitte so ohne Bedenken Gehör geschenkt worden war, aber er nahm es doch auch hin als den Entschluß des Königs, und er blieb dem König dankbar dafür, daß er ihm seine Bitte gewährte und auch weiterhin seine Unterstützung schenkte. „Der König gab mir nach der guten Hand meines Gottes über mir“ (Vers 8). Gott tat es, und es war doch des Königs Gnadengabe.

Auch davon können wir lernen für manche Arbeit im Reiche des Herrn. Man hört wohl Brüder manchmal etwas leichtfer-

tig und hochmütig darüber reden, wenn sie berichten, wie Gott auf ihr Gebet hin der Menschen Herzen, die erst ihnen entgegen waren, gelenkt hat, etwa das Herz von Vorgesetzten oder Behörden, und es klingt dann so, als ob sie die Macht hätten über jeden Widerstand. Das Renommieren stammt aus dem Fleisch und ist auch von den Jüngern Jesu nicht von vornherein überwunden. Es klingt noch durch manche Reichtgottesarbeit und ihre Berichte hindurch, ein Zeichen, daß die innere Vertrautheit mit dem Herrn und seiner Art noch nicht groß genug ist.

Wir wollen über solche Erlebnisse, wo deutlich Gott die Herzen der Menschen, die uns helfen oder schaden konnten, gelenkt hat, immer reden mit einem gebeugten Herzen und nicht stolz. Wir wollen uns auch über die Menschen, die Gott als seine Werkzeuge benutzt hat, nicht hochfahrend hinwegsetzen, sondern ihnen dankbar sein, von Herzen dankbar. Gerade dann, wenn Gott wirkt und wenn wir das Vertrauen haben, daß wir uns der Erhörung unserer Gebete allzeit zu ihm versehen können, ziemt es uns, in Demut und heiliger Ehrfurcht uns zurückzuhalten mit allen großen Worten. Es soll unser Geheimnis bleiben, das wir im Kämmerlein üben: Wir sind abhängig von der Menschen Hilfe oder Hinderung und sind doch völlig unabhängig von ihnen. Wir wissen, „der König gab mir nach der guten Hand meines Gottes über mir“. Wir haben es im Grunde nur mit Gott zu tun. Gesegnete Abhängigkeit!

Nehemia erhielt vom König Briefe, Empfehlungsschreiben, daß man ihm Holz gebe zum Bau der Stadt Jerusalem. Und wie ich die Geschichte weiterlese, so steigen in mir empor lauter dankbare Erinnerungen an die Zeit unserer Kriegsarbeit im Weltkrieg 1914–1918, da ich auch manche Empfehlung brauchte, um Holz zu bekommen und Hilfe zum Bau der Soldatenheime an der Front im Osten. Und wir hatten auch, wie Nehemia, fast in jedem Fall unser uns zugemessenes Teil von Feindschaft der Welt, die es verdroß, „daß ein Mensch gekommen wäre, der Gutes suchte für die Kinder Israel“ (Vers 10), für Gottes Volk. In den Jahren des Krieges haben wir es geübt, von Menschen und doch allein von Gott abhängig zu sein, und wie dieser Gegensatz seine Lösung fand in Gebeten, die, o so oft, zwischen Frage und Antwort beiden Gesprächen mit hochvermögenden Männern zum Herrn emporstiegen. Die Geschichte unserer Arbeit ist eine Geschichte solcher Er-

hörungen des Herrn, und wie mir, so ging es manchem Bruder in seiner militärischen Stellung: von Menschen und doch allein abhängig von der guten Hand unseres Gottes.

Diese Schule soll nicht vergeblich für uns gewesen sein. Man soll es an der Art unseres Arbeitens auch bei allen mehr äußerlichen Unternehmungen immer wieder merken, daß wir eins gelernt haben in schwerer Zeit: gesegnete Abhängigkeit.

Teil II

Aus dem Neuen Testament

Allda!

Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfre deine Gabe.

Matthäus 5,23 und 24

Wie leicht werden wir blind, taub und vergeßlich!

Vor Jesu Augen steht einer, der eine Gabe opfern will und der in der Stille vor dem Altar Gottes überrascht wird durch die Erkenntnis, daß bei ihm, der doch meinte, es sei in seinem Leben alles klar, noch etwas nicht in Ordnung ist. Dieses Wort geht also die Jünger Jesu an, diejenigen unter uns, die von Herzen vor Gott wandeln wollen. Es ist ein Ruf zu tieferer Reinigung, deren gerade die Kinder Gottes bedürfen.

Es gehört mit zu dem Segen, den Gott in unser Werk gelegt hat, daß von manchen Seiten aus unseren Vereinen der Wunsch laut wird nach Vertiefungswochen. An mehr als einer Stelle lebt das Bewußtsein, daß wichtiger sogar als Evangelisation der Weltkinder jetzt die Reinigung derer ist, die am Werk Gottes stehen. Es geht um die Mahnung, „daß ihr immer völliger werdet“; „daß ihr noch völliger werdet“ (1. Thess. 4, 1 und 10). Es ist ein ernster Tadel: „Ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor Gott“ (Offb. 3, 2). Solche Mahnung und solcher Tadel und auch das Wort, das wir jetzt besprechen, bringen es uns zum Bewußtsein, daß man mitten im religiösen Leben stehen, Gott anerkennen, ja ihn anbeten und ihm opfern kann, und es ist doch noch etwas in unserem Leben, das nicht vor seinem Angesicht gereinigt ist.

Unser Textwort hat es mit denen zu tun, die vielleicht am wenigsten daran dachten, daß solche Sprache ihnen gegenüber geführt würde. Es richtet sich nicht an die Gleichgültigen, an die Lauen, sondern an die hingegebenen Leute, die wissen, was es heißt, etwas zu opfern; ja an die, bei denen es fast zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß sie in den Reihen derer stehen, die für ihren Gott da sind und auch manches Mal „etwas Besonderes tun“, wie die anderen meinen.

Ihr Brüder, die ihr vor dem Herrn steht und bereit seid, das in Ordnung zu bringen, was noch nicht in Ordnung ist, wir werden darüber nur zur Klarheit kommen „allda“ am Altar Gottes, d. h. in der Stille der Begegnung mit ihm.

„Allda“ wird der Mensch, von dem Jesus spricht, eingedenk, sonst hätte er nicht daran gedacht, ja vielleicht etwas Derartiges bei sich nicht für möglich gehalten. In dem Getriebe der Welt werden wir blind und taub und vergeßlich.

Im Getriebe der Welt werden wir blind für unsere Sünden. Wir vergleichen uns mit der Welt und ihren Kindern und legen nur die Maßstäbe an unser Handeln, die in der Welt Gebrauch sind. Die Bilder der Welt dringen in unsere Seele und verunreinigen uns und, was noch schlimmer ist, den Spiegel in uns, so daß wir die Sünde nicht mehr als Sünde erkennen. Wir werden den Abstand zwischen der himmlischen Art und dem Weltgeist nicht mehr gewahr, wir gewöhnen uns an die Unreinigkeit, an Unwahrhaftigkeit, an Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit; wir leben in einem Halbdunkel.

Bei Gottes Altar, in seiner Gegenwart, in der Stille vor ihm, da fällt von Gottes Heiligkeit und Reinheit her sein Licht in unser Herz. Und dieses Wort „Licht“ hat einen kriegerischen Geist. Es schneidet und scheidet. Wir haben uns oft selbst nicht verstanden. Gottes Licht gibt uns die Klarheit: da sehen wir unsere Sünde. Es zeigt sich uns manches in ganz anderer Beleuchtung in der Stille vor Gottes Angesicht. Da treten uns seine Gebote entgegen als die einzigen Maßstäbe, die wir an unser Leben anlegen müssen. Da steht der gute, liebevolle, sanftmütige Heiland vor uns und schaut uns mit großen, fragenden, traurigen Augen an, und mir klopft das Gewissen: „Ich hatte doch nicht so recht und der andere nicht so unrecht; man hätte sein Tun doch freundlicher auslegen können; es war möglich, seine Worte auch liebevoller zu deuten; man hätte auf seine Schwierigkeiten, auf seine Übermüdung und Überarbeitung Rücksicht nehmen sollen. Man sollte doch jeden Menschen aus seinem Zusammenhang heraus verstehen. Man sollte an seine häuslichen Verhältnisse, an die Nöte seines Geschäftes, an seine vielen Pflichten denken. Ich hätte ihm doch ganz anders entgegenkommen sollen. Nein, nicht er, ich war der schuldige Teil.“

Solche Stimmen wachen auf „allda“ in der Beleuchtung vor Gottes Angesicht. Es geht uns dann wie jener Frau, die ich an einem Samstagabend dabei fand, daß sie ein Paradehandtuch

bügelte, einen Überhang über ihre Handtücher. Auf meine Frage, warum sie zu so ungewöhnlicher Zeit diese Arbeit tue, erzählte sie mir: „Gestern haben wir das Gaslicht bekommen, und als zum ersten Male die Flamme brannte, da sah ich, wie schmutzig mein Paradehandtuch war. Da habe ich es schnell gewaschen, damit es morgen wieder frisch ist.“ Wenn Gott uns einmal sein Licht aufgehen läßt, dann sehen wir unsere Sünden, dann finden wir an dem, worauf wir vielleicht stolz waren, tiefe Befleckung. „Allda“ werden wir eingedenk.

In der Welt wird man taub für Gottes Stimme. Sein Wort trifft unser Ohr nicht mehr. Das leise Flüstern des Geistes Gottes, der Einspruch des Gewissens, ja auch Freundesrat und -warnung wird übertönt von dem Lärm und dem Getümmel, in dem sich unsere Seele verloren hat. „Allda“, in der Stille vor Gottes Angesicht, wachen Gottes Stimmen auf.

Und unerbittlich redet der Heilige mit uns. Dem jungen Mann legt sich eine ernste Hand auf die Schulter: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen“ (Sprüche 30, 17). Dem Kämpfer, der immer nur gegen Schmutz und Schund draußen in der Welt sich wandte, begegnet das Wort des Apostels von den „Augen voll Ehebruchs“ (2. Petr. 2, 14) und weist ihn darauf hin, daß unsere Sünde in uns liegt. Ein spitzer Finger wendet sich gegen unsere Brust: „Du bist der Mann“ (2. Sam. 12, 7)! „Du Narr!“, so trifft es uns wie ein Donnerschlag, „... wes wird's sein, das du bereitet hast?“ (Luk. 12, 20). Haben wir uns verloren in der Sucht nach irdischem Gut? Und unsere Seele? War das unser Ideal, als wir zum Glauben kamen und in heiliger Stunde beim Antritt unseres Weges das Wort vernahmen: „Darum sollt ihr vollkommen sein“ (Matth. 5, 48)?

In der Welt werden wir vergeßlich. Vor Gottes Angesicht tauchen Erinnerungen auf, Erinnerungen an das Ideal der ersten Liebe, das uns in heiliger Stunde aufgeleuchtet war. Wie sind wir seither lau geworden, wie ist die Anbetung in unserem Leben erloschen! In der Stille „allda“ geschieht schon etwas von dem, was einst das Gericht über die Menschen sein wird: „Und Bücher werden aufgetan“ (Offb. 20, 12). Da werden Erinnerungen hervorgeholt. Viele von uns haben nur deshalb ein gutes Gewissen, weil sie ein schlechtes Gedächtnis haben. Wenn ihr Gedächtnis besser wäre, dann wäre ihr Gewissen belastet. Es ist Freundlichkeit und Gnade Gottes, daß

er „allda“ uns eingedenk sein läßt, daß er uns erinnert an all die Schuld unseres Lebens, auch an unsere verborgenen Fehle, unsere unerkannten Sünden. Es ist Gnade, wenn alles aufgedeckt wird, sonst würden wir mit diesem unheimlichen Ballast in die Tiefe fahren, sonst müßte im Sterben erst uns alles enthüllt werden.

„Entdecke alles und verzehre...“

Wunderbar, wenn „allda“ alles wieder so klar vor unseren Augen steht! Wenn Gott uns anfaßt, dann malt das Gewissen uns alle Einzelheiten vergessener Schuld wieder vor die Augen. Als Josephs Brüder ihren Bruder verkauften, steht in dem Bericht 1. Mose 37 nur eine ganz kurze Zusammenfassung: „Sie verkauften ihn um 20 Silberlinge“ (Vers 28). Aber über ein Jahrzehnt später, als die Brüder des Joseph in Ägypten in großer Not vor dem Herrscher des Landes standen, da „wurden sie eingedenk“; und da trat Zug um Zug alles bis in die Kleinigkeiten wieder hervor, und ihr Gewissen beschrieb ihre Sünde viel genauer, als vorher der kurze Bericht es getan hatte. Sie hatten schnell und für immer über diese Sache hinweggehen wollen, aber nun redete es: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören“ (1. Mose 42, 21).

„Allda“ wird man eingedenk. Gib deinem Gewissen Zeit! Gib deinem Gewissen Gehör in der Stille an Gottes Altar! Muß es erst zu solcher Not bei uns kommen? Wollen wir nicht immer wieder das Angesicht des Herrn suchen und ihn bitten: „Entdecke alles und verzehre, was nicht in deinem Lichte rein!“

O Geist, dem keiner kann entgehen,
ich laß dich gern den Jammer sehen!

Hat Gott etwas wider uns?

Im Zusammenhang der Rede Jesu über das Gebot „Du sollst nicht töten“ macht er uns in Matth. 5, 24 eindrucklich, daß schon eine leise Belastung in unserem Verhältnis zu unserem

Bruder auch unsere Stellung zu Gott trübt. Da ist Sünde im Spiel. Wir müssen uns darum kümmern, nicht erst dann, wenn wir etwas gegen unseren Bruder haben, sondern wenn wir eingedenk werden, daß er etwas gegen uns hat. Gemeint ist dabei wohl, daß er mit Recht etwas gegen uns hat. Vielleicht sehen wir es nicht ein, daß wir unrecht getan haben, aber vor dem Angesicht Gottes sind wir schon etwas unsicher geworden: „Vielleicht hatte ich doch nicht recht.“ Und wenn wir mit ihm sprechen würden, dann würde es offenbar werden, daß wir uns wegen einer Schuld versöhnen müssen.

Wessen werden wir eingedenk werden? Laßt mich das Wort jetzt etwas weiter fassen: „...und wirst allda eingedenk, daß dein Gott etwas wider dich habe.“ Das ist auch oft bei gläubigen Gotteskindern der Fall. In Kol. 3 spricht Paulus in den ersten Versen zu denen, deren Leben mit Christo verborgen ist in Gott und die auch mit ihm offenbar werden sollen in der Herrlichkeit. Aber dann kommen die Dinge, die Gott wider uns hat, und es wird bei uns doch wohl nicht weniger Sorge nötig sein als bei den Kolossern. Dann wollen wir aber zu Herzen nehmen, was Paulus ihnen vorhält, daß sie dessen eingedenk werden.

Da stehen freilich „grobe“ Sünden von Hurerei und schändlicher Brunst bis zu Geiz und Abgötterei. Das alles sollen wir ablegen und dazu Zorn, Grimm und Bosheit und uns nicht schuldig machen der Lüge untereinander. Sind das denn wirklich die Sünden der Gläubigen? Liebe Brüder, wir sind zu allem fähig, und keiner halte sich für zu geheiligt, und keiner halte sich für zu „verständlich“ und gereift, daß er nicht in tiefe Sünden fallen könnte. Auch in unseren Kreisen, auch in unseren Vereinen ist im Verborgenen manches von diesen groben Sünden zu finden. Laßt uns Gottes Angesicht suchen, daß wir „allda eingedenk“ werden, was unser Gott wider uns hat! Es ist gut, wenn wir jedes einzelne Wort auf unser Leben anwenden und uns bei jedem prüfen, wie z. B. bei dem in Vers 9: „Ist keine Lüge, ist wirklich buchstäblich keine Lüge in deinem Leben, in deinem Geschäft?“ Bitte, lieber Bruder, denke darüber nach, ob du nicht doch „allda eingedenk“ wirst einer halben Unwahrheit, eines ungeklärten Restes bei einer Auseinandersetzung mit anderen!

Dann folgt die wundervolle Ermahnung, daß wir als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten anziehen sollen herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut,

Geduld. Wir werden ermahnt: „Vergebet euch untereinander; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr.“ Ist das alles unsere Art? O wieviel kommen wir da zu kurz, wie waren wir oft so bitter statt erbarmend, so scharf statt freundlich, so hochfahrend statt demütig, so gereizt statt sanftmütig! Im Geschäft, auch im Verein, auch in der Familie.

Geduld nennt der Apostel zuletzt. Werden wir vielleicht eingedenk einer Sache? Es muß doch schwer halten, wirklich geduldig zu sein, wenn der Apostel in Kol. 1, 11 bittet, daß „wir mit aller Kraft nach seiner herrlichen Macht gestärkt werden – wozu?: zu aller Geduld.“ Geduld ist „eines Apostels Zeichen“ (2. Kor. 12, 12.) Werden wir vielleicht einer Sache eingedenk?

Vergeben sollen wir einander, wie Christus uns vergeben hat, so völlig. Wirst du vielleicht eingedenk, daß noch etwas dich sticht, dich verletzt hat, was du nicht vergeben kannst? Soll der Heiland dir nichts nachtragen, dann darfst du auch deinem Bruder nichts nachtragen.

Kein Geheimnis mit dem Teufel

„Gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder!“ So mahnt uns der Herr. Wir dürfen nicht meinen, wir könnten die von Gottes Geist berührte Sache dadurch in Ordnung bringen, daß wir etwa ein doppeltes Opfer vor Gott ausbreiten; wir könnten unsere Sünden wiedergutmachen, wenn wir desto eifriger wären im Dienst des Herrn. Manche wollen durch treueres Arbeiten im Verein wiedergutmachen und verdecken, daß sie sich anderswo, im Geschäft und in der Familie arg gehen lassen. Ja, auch mitten in unserem Werk kann man erschütternde Einblicke tun da hinein, wie entsetzlich nahe beieinander die Höhen der Anbetung und die Tiefen der Unreinigkeit liegen. Ob nicht manche darum übereifrig im Werk stehen, weil ihr Leben wurmstichig ist und sie ihr Gewissen betäuben wollen?

Nein, liebe Brüder, wir dürfen keine Sache schleifen lassen, keine erkannte Sündengeschichte ungeklärt in unserem Leben mit uns weitertragen.

„So gehe zuvor hin!“ und offenbare dich, bekenne deine Sünde! Du darfst kein Geheimnis mit dem Teufel haben! Darum mußst du durchbrechen durch alle Fesseln der Finster-

nis und zuvor die eine Sache in Ordnung bringen. Heimlichkeit ist die Macht des Satans!

Wie nottun unserem Werk Seelsorger, verschwiegene, mitleidige, barmherzige Seelsorger mit zarten Händen und Lippen, Leute, zu denen man „zuvor hingehen“ kann! Daß doch unser ganzer Dienst darauf eingestellt wäre, daß wir uns untereinander wirklich helfen, im innersten Grunde helfen, und nur das eine Ziel im Auge halten, daß wir ja etliche selig machen! Wie manch einer ist endlich verlorengegangen, weil er nicht „zuvor hingegangen“ ist! An dem schmalen Engpaß seines Sterbestündleins war die ungeklärte Sündengeschichte, die eine Sache seines Lebens, die ihn immer bedrückt hat, zum Mühlstein geworden, der ihn hinabzog, dahin, wo es am tiefsten ist.

Worin besteht unser Opfer?

Und dann „komm und opfere deine Gabe!“ Wir sollen und dürfen nicht schwermütig und verzagt über der Erkenntnis unserer Verschuldung uns zurückziehen von den Brüdern und von dem Werk Gottes mit der Klage: „Ich bin nicht würdig.“ Das möchte der böse Feind. Dahin will er uns bringen. Das gehört mit zu dem allerwichtigsten Handwerkszeug seiner Verfolgungskünste, wie er sie schon bei Kain versucht hat, daß der Mensch glauben soll: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge“ (1. Mose 4, 13).

Nein, wir wollen von ganzem Herzen uns trennen von der Sünde und brechen mit dem, was uns belastet, uns beugen bis in den Staub und in der Kraft Christi unsere Sündenart in den Tod geben (Kol. 3, 5). Aber dann „komm und opfere deine Gabe!“ Dann komm wieder herzu zum Kreis der Brüder und zum Dienst des Herrn, um dieses sündige Leben, das wir ihm offenbaren und von ihm uns reinigen lassen, ihm zu weihen zum Dienst. Das heißt glauben an die Vergebung der Sünden. Und wenn dir's fast unmöglich scheint, daß du wieder ein Opfer Gott darbringen dürftest, o wie verstehen wir solche Stimmung und solche Verzagttheit! Aber dann denke an das große Opfer, das Jesus für uns gebracht hat an seinem Kreuz! Und dann laß Gnade wirklich Gnade sein und falle nicht in gesetzliches Wesen, als ob du dein Leben durch immer neue Selbstanlage und trauriges Beiseitestehen bessern könntest! Dann

laß es über deinem Leben wirklich Wahrheit sein: „Sein Kreuz bedeckt meine Schuld, sein Blut macht hell mich und rein!“ Und stehe deine Sünde turmhoch vor dir, so glaube es: in diesen Schmutz greift Gottes Hand hinein, solche Verbrecher und Schwächer nimmt Jesus an.

Und dann „komm und opfere deine Gabe!“

Opfere durch Jesus „das Lobopfer Gott allezeit, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen“ (Hebr. 13, 15)!

Laß dein Gebet als ein reines Opfer emporsteigen und bringe Anbetung dar, die das Lamm Gottes verehrt und preist und jubelnd rühmt! Und bekenne seinen Namen als des Heilandes der Sünder auch vor deiner Umgebung und öffne deine Hand zum Opfer deiner Gabe für sein Werk!

Komm und opfere dich selbst! Das ist deine Gabe. Daß alles, was du bist und hast, nur noch für ihn sich regt und bewegt! Dann gehe hin, den Verlorenen nach und liebe dich hinein in jedes Menschen Leben! Kümmere dich um die Einsamen, daß keiner sich verkrümelt aus unseren Reihen und dem Feind zur Beute fällt, weil er allein zurückbleibt und in der Einsamkeit von der Finsternis hingerissen wird!

Liebe Brüder, wir wollen von ganzem Herzen „allda“ unser Leben aufdecken lassen, wir wollen im Glauben Gnade Gnade sein lassen und leben von der Vergebung der Sünden. Und dann wollen wir kommen und mit unserem ganzen Leben opfern unsere Gabe.

Im Dienst des Meisters

Markus 8, 1–10

Jesu großes Erbarmen

Wir sehen in dieser Geschichte den Heiland am Werk, sich über große Scharen zu erbarmen. Aus der Art und Weise, wie er das macht, wollen wir mit seiner Hilfe ersehen, wie er überhaupt wirkt, und daraus dann einige Winke entnehmen, wie wir arbeiten sollen. Wir können das um so mehr aus der Geschichte von der Speisung der Viertausend lernen, als ja auch all unsere Arbeit für den Herrn nichts anderes sein soll als ein Geben des Herrn durch uns, ein Speisen der Hungrigen.

„Mich jammert des Volks“, so sprach der Heiland zu den Jüngern, als er die Menge sah, die nichts zu essen hatte. „Mich jammert des Volks.“ Da sehen wir die Triebfeder, den Pulsschlag im Leben und Geben unseres Heilandes. Das war es, was ihn getrieben hatte aus seines Vaters Hause hinab auf die arme Erde: „Mich jammert des Volks; denn sie sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Von diesem Erbarmen getrieben, war er unter die Menschen getreten, unermüdlich ihre Not zu lindern, ihr Elend zu stillen und die Verlorenen nach Hause zu bringen. Selbst da, wo sie ihn von sich stießen, wo sie ihm alle Wege verlegten und ihm nur die eine letzte Gasse, der Weg ans Kreuz, blieb, da war es noch sein letzter Ton, der Schlag seines liebenden Herzens: „Vater, vergib ihnen, mich jammert des Volks!“ Und an seiner Hand brachte er mit sich ins Paradies als erste Beute aus der Schlacht einen der Ärmsten, einen von der Landstraße Aufgelesenen, eine gestrandete Existenz, einen von dem Volk der armen Sünder und Schwächer. Ach, ihn jammerte des Volks. Und wie er als der Auferstandene wieder unter die Menschen trat, da war es derselbe treue Hirtensinn, der ihn beseelte; auch da kümmerte er sich um die, die sein Erbarmen so nötig hatten, um die Weinenden, die Friedelosen, die Zweifelnden. Das war die eine Melodie, die in den verschiedensten Weisen durch sein ganzes Leben hindurchtönte, von der Krippe bis zum Berg der Himmelfahrt: „Mich jammert des Volks.“

O wie gut, ihr lieben Brüder, daß das der milde Schein ist, der uns aus dem Auge unseres Heilandes entgegenstrahlt! Es ist das Leuchten, das auch uns getroffen hat, als wir unter seinem Kreuz standen als verlorene Sünder. Als wir die Geschichte gesehen hatten, die dort geschehen war, da falteten wir unsere Hände im Glauben, und unser Mund konnte im Anblick seiner Liebe nur stammeln, es blieb uns nur der eine Reim: „Nun weiß ich das und bin erfreut und rühme die Barmherzigkeit.“

O wie gut, daß das auch heute noch der Glanz ist in unseres Jesu Blick! Das rühmen wir im Rückblick auf unser Arbeiten für ihn. Denn die Grundlage all unseres Arbeitens für ihn ist doch dies, daß er die, die er einmal zu sich gerufen und in seine Gnade aufgenommen hat durch die Vergebung der Sünden, nun auch fernerhin trägt mit seiner Treue, sie immer wieder zurechtbringt, ihre Schäden heilt, ihre Fehler wiedergutmacht. Ja, wir wollen uns freuen, daß auch gerade die, die dem Herrn in seinem Werk dienen, sich unter dieses Volk rechnen dürfen, von welchem er sagt: „Mich jammert des Volks.“

O laßt uns über allem Arbeiten für den Herrn nicht vergessen, daß wir selbst diesen Heiland so nötig haben für unser arges, verkehrtes Herz, damit wir auch selig werden. Ja, das soll unser erstes sein am heutigen Tag, daß wir uns ihm anbefehlen als Gegenstand seines Erbarmens, daß wir tief und froh seine Gnade in langen, durstigen Zügen in unser Leben hineintrinken und uns freuen nur nach der einen Melodie: „Ich hab' einen herrlichen Heiland.“

Haben wir Jesu Art?

Dann werden wir auch etwas lernen von diesem Jesus über die Art, wie wir arbeiten sollen. Es gibt manche Gotteskinder, die sich wohl der erfahrenen Gnade getrösten, denen man aber so wenig davon anmerkt, daß sie bei Jesus gewesen sind. Sie haben ein scharfes Auge, die Fehler anderer zu sehen, und eine spitze Zunge, um verletzende Äußerungen darüber zu machen. Ihr richtender Finger hat wohl schon auf manchen gezeigt und auf seine Gebrechen, aber ihre Hand hat sich noch nie ausgestreckt, um einem Gefallenen aufzuhelfen.

O daß wir doch etwas lernten von der Art unseres Meisters!

Alles harte, alles scharfe und spitze Wesen macht uns unfähig, ihm im Dienst des Erbarmens zu helfen. Man rühmte vor meinen Ohren vor einiger Zeit einen Knecht des Herrn gar sehr, und als ich nach dem Geheimnis seiner Person fragte, was er denn so Eigentümliches an sich habe, da wurde mir geantwortet: „Man sieht an ihm die Lieblichkeit des Herrn.“ O wie mich das traf, wie mich das hungrig machte, auch etwas von dieser Art an mir zu tragen! Kann man das schon als das Eigentümliche an uns rühmen? Merkt man unseren Worten, unserem Urteil, unseren Handlungen etwas von der Lieblichkeit des Herrn an, davon, daß wir getrieben werden von dem Wort: „Mich jammert des Volks“?

Liebe Brüder, wenn ihr hingehen wollt und wollt von Jesus und seiner Gnade reden, dann sorgt dafür, daß die anderen etwas davon merken: Da ist ein gebeugtes, mildes Herz, der ist bei Jesus gewesen.

Nicht wahr, es müßte uns doch eigentlich recht jammern unserer Brüder, die noch keinen Heiland haben: „Sie haben nichts zu essen.“ Wie dunkel muß doch ein Leben sein, das durch kein Wort Gottes erhellt wird, wie arm ein Tag ohne Gebet und ohne Zuflucht zum Herrn! Können wir sie zählen, die Millionen, die noch gar nichts gehört haben von diesem Erbarmen Jesu, und können wir sie zählen, die Tausende und Abertausende, die unter der Botschaft von dem Heiland doch innerlich nichts zu essen haben? Sie haben nichts an den Dingen der Ewigkeit. Es ist ihnen noch nicht der Geschmack dafür erwacht. Und so leben sie dahin und suchen ihr Herz zu stillen an den schalen und faden Gütern dieser Welt. O wie arm, wie arm! Zumal in den Zeiten der Not! Dann keinen Heiland haben, das muß schrecklich sein!

Ja, es ist schrecklich! Wenn wir nur darauf achten wollten, wie es hinter den Gesichtern mit den lächelnden Zügen, mit den scherzenden Lippen, wie es in den Herzen der Menschen aussieht, wir würden wohl durch manches Lachen hindurch einen Schmerzensezug wahrnehmen, durch manches Scherzen hindurch ein Schreien nach Glück, nach Frieden, nach Trost. Und wenn wir das einmal gesehen und gehört haben, dann wird es auch uns, soviel wir überhaupt teilhaben am Herrn, jammern des Volks, dann können wir nicht anders als hingehen und den Menschen sagen von dem, der auch ihren hungrigen Seelen zu essen geben will.

Der Herr kennt unseren Mangel

„Sie haben nichts zu essen“, so sagt der Herr zu seinen Jüngern. Daraus merken wir, daß er den Mangel der Leute nicht nur gesehen, sondern sich mit ihrem Mangel schon innerlich beschäftigt hat, längst ehe er diesen selbst zum Bewußtsein gekommen war, jedenfalls ehe er sie hatte quälen dürfen. O welch ein freundlicher Herr! Fürwahr, hier hat Petrus schon etwas von dem erlebt, was er viele Jahre später seinen Brüdern schreibt: „Er sorgt für euch“ (1. Petr. 5, 7).

Haben wir es nicht auch erfahren? Es kommt doch auch bei Jesu Jüngern vor, daß sie einmal nichts haben. Vielleicht haben sie Tassen und Teller mit Bibelsprüchen darauf, noch von der Sonntagschule her, aber nichts in den Tassen und auf den Tellern. Sie haben nichts zu essen. Es mögen wohl solche Tage in mancher Reichgottesarbeit gewesen sein, wo diejenigen, die einen Einblick in die Lage der Dinge hatten, mit beklommenem Herzen die Stunde kommen sahen, wo sie würden sagen müssen: „Wir haben nichts.“ Nichts mehr in der Kasse, nichts für die vielen Bedürfnisse des großen Werkes! Und wie oft kommen wir zu diesem Bekenntnis im Geistlichen! Wir haben nichts, was wir anderen an himmlischer Speise darbieten könnten. Wir haben keine Kraft, keine Freude zum Zeugnis; die Geduld in der ermüdenden Arbeit der Erziehung will uns ausgehen. Wir haben nichts.

Wie tröstend ist es uns da zu merken: Ehe uns unsere Not innerlich den Frieden trüben kann, hat Jesus sich schon damit beschäftigt! Der Herr weiß es. Das ist unser Trost: Er sieht und sagt ja selbst: „Sie haben nichts.“ Und wenn der Herr unseren Mangel nennt, dann klingt das gar nicht mehr so schlimm, als wenn wir das betrübende Wort aussprechen: „Wir haben nichts.“

Es ist mir einmal so tröstlich im Buch Josua entgegengetreten (13, 1), da sagt der Herr: „Josua, du bist alt geworden, und des Landes ist noch sehr viel einzunehmen.“ Das war es ja, was den alten Knecht des Herrn drückte in mancher stillen Stunde: Er war alt geworden, wie sollte er das große Werk noch vollführen, ehe die Sonne seines Lebens unterging? Aber nun es der Herr selbst aussprach: „Du bist alt geworden, Josua“, nun war es gar nicht mehr schlimm. Nun lag darin ein tiefer Trost: Der Herr weiß es. Er rechnet damit, er kümmert sich darum, er wird's versehen.

Wir wollen getrost sein, der Herr sieht es, ehe wir es merken: „Sie haben nichts.“ Und wenn wir Not bei uns finden, so können wir sicher sein, er hat sich schon lange darüber seine Gedanken gemacht, und das sind Gedanken des Friedens.

Der Herr sieht den einzelnen

Ja, der Herr sorgt für jeden einzelnen. Das können wir auch dieser Geschichte entnehmen. Es war eine Zeit, „da viel Volks da war“. Der Herr sah die Scharen sich um ihn drängen. Aber er sah nicht nur auf die große Menge, sondern auch auf die einzelnen; denn er sagt: „Etliche sind von ferne gekommen.“ Von allen Seiten waren sie herbeigeströmt, aber einige aus besonderer Entfernung, und der Herr, der sie kannte und bemerkt hatte, sorgte sich um sie ganz besonders.

Der Herr sieht nicht nur aufs große Ganze, sondern er sieht den einzelnen. Das hat Gott je und je getan. Und das hat zunächst eine sehr ernste Seite. Er sah in Josua 7 nicht nur das ganze Volk Israel, wie es unter dem Bann seufzte, sondern er sah den einen, den Achan, der den Fluch über das Volk gebracht hatte. Man konnte diesem äußerlich nichts anmerken; niemand vermutete in ihm den Übeltäter. Das ganze Volk tat Buße, aber dem Herrn ging es jetzt nicht um das ganze Volk, sondern um den einen. Wie mag ihm zumute gewesen sein, als bei dem Lösen die Kreise enger und immer enger sich um sein Haupt zogen, und endlich ward er getroffen: Achan! Der Herr sieht auf den einzelnen.

Die junge Gemeinde in Jerusalem hatte des Herrn Wohlgefallen, aber nach Apg. 5 war da einer, nein zwei, Ananias und Saphira, die waren nicht lauter, und sie wurden vom Herrn gefunden. Er sieht den einzelnen.

Ob sich einer verbergen und verstecken möchte vor diesem Blick des Herrn, er sieht doch den einen, der kein hochzeitliches Kleid anhat. Er weiß auch auf der Flucht den Jona aus der Schar der Seeleute herauszusieben. Er findet seinen Mann, wo immer es sei. Daß doch niemand unter uns denke, es sei genug, daß er in gläubiger Umgebung wohne, im christlichen Haus, als gläubiger Eltern Kind. Der Herr sieht auf den einzelnen. Und wer noch nicht selbst mit Gott ins reine gekommen ist, der soll wissen, daß er auf der breiten Straße wandelt, die zur Verdammnis führt.

„Etliche sind von ferne gekommen.“ Der Herr sieht den einzelnen. Dieses Wort hat auch seine liebliche Seite, und darauf führt uns der Zusammenhang unserer Geschichte vor allem: Der Herr sieht den einzelnen mit Augen seines Erbarmens. In der untergehenden Welt baut er zuvor die Arche, um den einen, Noah, zu retten, der ihm angehört. Er hält den Feuerregen zurück, bis dem einen, dem gerechten Lot, aus der Stadt des Verderbens herausgeholfen ist. Elia mag wohl ein ganzes Volk für verloren halten und meinen, er sei allein übriggeblieben von Gottes Getreuen, aber der Herr kennt noch 7000, wohl meist einzelne, die ihre Knie nicht gebeugt hatten vor Baal.

Welch ein Trost für Gotteskinder liegt darin, daß der Herr sie kennt und sich um sie kümmert! Aus der Schar der Kriegsknechte im Hofe des Hohenpriesters findet sein treues Auge seinen irrenden Petrus heraus, und „er sah ihn an“ (Luk. 22, 61). Und so auch hier in der Schar von Tausenden von Zuhörern sieht er die etlichen, die noch einen besonders weiten Weg vor sich haben, und er sorgt sich um sie. Und so sieht er in einer Versammlung, wie heute hier, nicht nur die ganze Menge an, er sieht den einzelnen.

Er sieht auch dich und weiß, wo du wohnst. Vielleicht hat einer von uns auf dem Weg hierher mit einer Sorge gekämpft, und an der Tür des Saales hat er sie zurückgewiesen, sie sollte nicht mit herein in die Versammlung. Aber während er hier sitzt und hört, hört er auch die leise flüsternde Stimme der Sorge ihm ins Ohr raunen. Welch ein Trost: Jesus kennt deine Not, deine Sünde, deinen Streit und Kampf, deine Verzagt-heit! Sollte nicht vielleicht einer heute gerade hier sein, der eines solchen Heilandsblicks besonders bedarf? Vielleicht steht er in einer Reichgottesarbeit, in der gläubigsten Umgebung, und doch hat er den Eindruck: „So geht es nicht mehr weiter. Wenn der Herr mir nicht eine ganz neue Begnadigung schenkt, wenn er nicht noch einmal ganz von vorn mit mir anfängt, dann kann ich nicht mehr. Es geht nicht!“

Ja, es gibt auch „Traurige zu Zion“. Daß die es aber hören möchten: er sieht auf den einzelnen! Er kennt auch dich und hat dich lieb. Er ist der Gott, der die Geringen tröstet, der die Leute sieht in der Ecke wie den Zöllner im Tempel, die Leute auf den Bäumen wie den Zachäus. Er ist der Herr, der eine ganze Schar stehen läßt und sich um die einzelne Frau müht, die in der Not und Verzweiflung von hinten den Saum seines

Gewandes angerührt hat (Matth. 9,22). Das ist Jesus! Er sieht nicht nur, daß heute viel Volks hier ist, er sieht auch unter uns etliche, die seines Heilandsblicks so sehr bedürfen.

Jesus sieht auf den einzelnen. Das gibt uns auch einen Wink für unsere Arbeit. Er sieht auch die, an deren Seelen wir arbeiten, und wir dürfen jeden einzelnen Menschen, an den wir mit der Botschaft vom Heiland herantreten, betrachten als einen Gegenstand des Erbarmens unseres Herrn. Es hat schon ein Blick Jesu auf ihm geruht. Dann ist es wahrlich der Mühe wert, daß wir uns um ihn mühen. Dann haben wir auch die festeste Verheißung, daß der Herr unser Werk mit seinem Segen krönen wird. Um die einzelnen, um die wir werben, hat er sich ja auch schon gekümmert.

Wir müssen immer in der Einzelarbeit bleiben

Darum müssen wir immer in der Einzelarbeit bleiben. Wir können nicht Reichgottesarbeit im großen und ganzen, in Bausch und Bogen treiben. Es bleibt ein Werben um den einzelnen. Es gibt in jeder Gemeinde, daheim und draußen, es gibt in jeder Kinderschar etliche, die alles verderben, von denen ein schlechter Einfluß auf die anderen ausgeht. Wir merken vielleicht nicht, woher die ständige Unruhe und der finstere Geist kommt. Da gilt es zu beten, daß der Herr die einzelnen, die wie eine unheimliche Fracht an Bord unseres Schiffes sind, vor aller Augen offenbar macht wie dort den Jona. Dann wollen wir sie nicht ohne weiteres hinauswerfen, sondern um sie graben und neuen Fleiß daran wenden, sie zur Buße zu führen. Aber solange sie widerstreben, gibt es viel Arbeit mit diesen etlichen. Da gilt es, durchs Gebet sie gleichsam innerlich zu isolieren, zu flehen, daß der Herr ihren Einfluß bricht, daß er ihr Gift unschädlich macht. Ja, es werden uns immer etliche in unserer Arbeit viel Mühe machen. Es gilt, dieser Mühe nicht auszuweichen, sondern sie auf uns zu nehmen.

Es werden aber auch immer wieder etliche kommen, und um ihnen den Weg zu bahnen und zu ebnen, müssen wir uns um die einzelnen kümmern, sie allein nehmen aus ihrem verdorbenen Milieu heraus, aus dem sie stammen, sie einmal als einzelne wertvolle Seele betrachten, um derentwillen der Herr sein Leben gelassen hat. O laßt uns keine einzige Seele

verachten, zumal auch nicht die in der Ecke, die Kleinen und Unbedeutenden! Denn es wird auch in unserer Arbeit so sein: Es werden etliche ganz von ferne kommen. Leute, von denen wir es nicht erwartet hätten, Kinder, bei denen wir den schlechten Einfluß von früher für viel zu stark hielten, von denen wird es heißen: „Etliche sind von ferne gekommen.“ O daß wir dann bereit sind, sie aufzunehmen; daß wir doch immer, wenn uns ein so ganz verworrener, verdorbener Charakter vor der Seele steht, daran dächten: Dem Heiland, der den weiten Weg gekommen ist, damit wir kommen, dem liegen die am meisten am Herzen, die von ferne gekommen sind.

Ja, es werden immer wieder etliche kommen. Und wenn das unter uns aufhört, dann können wir sicher schließen, dann ist unser Werk vom Herrn abgewichen. Wenn unser Herz und Sinn nicht mehr darauf bedacht ist, daß immer wieder etliche kommen, dann sind wir auf falschem Wege. O mir ist bange davor, daß man Routine bekommt in geistlicher Arbeit, daß unsere ganze Kraft damit verbraucht wird, daß nur unser Betrieb, der Betrieb unserer Gemeinde, unserer Anstalt, unserer Vereine in Gang gehalten wird.

Brüder, es kommt nicht auf irgendwelchen „Betrieb“ an, sondern darauf, daß Seelen für Jesus gewonnen werden. Wenn das nicht mehr unser ganzes Interesse hat und wenn darin nicht unsere seligste Erquickung besteht, daß wir solche Freudenbotschaften von Bekehrungen hören, dann sind wir innerlich entgleist. Das nur ist gesunde Reichgottesarbeit, wenn man unentwegt sein Augenmerk darauf richtet und seine Gebetshand danach ausstreckt, daß immer wieder etliche zu Jesus kommen.

Der weite Weg

Die etlichen, die von ferne gekommen waren, lagen dem Herrn deshalb so besonders am Herzen, weil sie noch einen besonders weiten Heimweg hatten und ihn ungegessen nicht zurücklegen konnten. Daß der Heiland sich um diese Leute kümmert, ist gerade für die unter uns tröstlich, die nach der ersten Erquickung beim Herrn wohl einmal verzagen möchten, ob sie auch wirklich das Ziel, die himmlische Heimat, erreichen werden; die daran verzweifeln, ob sie den Kampf ih-

res Lebens, gerade diesen schweren Kampf dieses schweren Lebens auch zu Ende führen können.

O wie gut ist es doch, daß der Herr unseren Weg kennt! Er weiß, eine wie weite Reise wir noch haben, daß wir noch nicht im Vaterhaus sind, sondern in der Fremde, in der Wüste, im Kampf. Und er weiß auch: „Wenn ich sie ungegessen von mir heim ließe gehen, würden sie auf dem Wege verschmachten.“ Er, der uns damals aufnahm, als wir mühselig und beladen zu ihm kamen, kennt auch die weiteren Mühsale und die Lasten, die unser warten. Er weiß, was noch kommen wird, wie tiefe Wasser der Not noch zu durchwaten, wie hohe Berge der Schwierigkeiten noch zu übersteigen sind. Und weil er unseren Weg und unsere Ohnmacht kennt, darum läßt er uns nicht ungegessen heimgehen.

O ein treuer Heiland, der für die Seinen sorgt, ein guter Hirte, der erst die Himmelspeise darreicht, damit wir dann kraft dieser Speise durch die Wüste wandern können bis an den Berg Gottes! Ja, wir würden auf dem Wege verschmachten. Aber wir verschmachten nicht, weil der für uns sorgt, der alles in Berechnung gezogen hat, der uns kennt und unseren Weg, der uns immer wieder erquickt an der reichen Tafel seiner Verheißungen, ehe die Proben kommen.

Wir aber wollen darauf achten, daß wir uns keinen Segen entgehen lassen, der uns zugehört ist, daß wir keine Gelegenheit, unserem Herrn näher zu kommen, versäumen. Wir sind noch nicht zu Hause. Wer weiß, was noch kommen mag! Wie lassen wir unsere Bibel so oft unbenutzt und können uns so schwer zu einem Gang ins Kämmerlein entschließen, als hätten wir Stahl in den Knien! Und der Weg zur Gemeinschaft der Brüder ist uns oft so weit und beschwerlich. Ob nicht vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, wo wir gerade die Segnungen, die wir jetzt so träge verachten und geringschätzen, sehr nötig haben werden?

Wir können nie zuviel gesegnet werden, nie mit dem Heiland zuviel zu Tisch gegessen haben. Laßt uns darum treu sein mit den Gelegenheiten, wo unser Gott uns einen Segen bereit hält! Er will uns nicht ungegessen auf den Heimweg schicken. Darum wollen wir nun aber auch herzutreten und mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen und aus seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade.

Der Herr hat zu seinen Jüngern dieses Wort gesprochen, um sie mit hineinzuziehen in seine Arbeit, aber die Jünger fahren in eigenem Rechnen gleich zu und fragen besorgt: „Woher nehmen wir Brot hier in der Wüste, daß wir sie sättigen?“ Die Jünger wollen die Sorge übernehmen, daß alle die Leute satt werden. Aber da kommen sie an ein Rechenexempel, das ihnen zu schwer ist: 7 Brote unter 4000, die Stückchen werden doch zu klein.

So ging es damals, und so geht es heute noch allen Jüngern des Herrn, die meinen, die Verantwortung auf ihre Schulter nehmen zu müssen, daß Gottes Volk satt wird, daß die Arbeit des Reiches Gottes auch ihren Segen bringt. Da kann man sich wohl müde sorgen, da kann man verzagt werden, da muß eine jede Enttäuschung niederschmettern, da muß alle Freudigkeit schwinden; denn da geht es immer wieder nach dem verzweifelten Wort: 7 unter 4000. Wie soll unsere arme, schwache Predigt unsterbliche Seelen erquicken und sättigen?

O wie gut ist es, daß wir hier sehen: Der Herr will die Menschen nicht ungegessen von sich lassen! Nicht wir sollen sie speisen, der Herr will es tun. In dieser Stellung sollen wir bleiben, nicht sorgen, wie wir die Leute sättigen. Sondern wir sollen unserem Herrn alle Not bekannt machen, allen Mangel und jede Verlegenheit, so wie die Maria in Kana: „Sie haben nicht Wein.“ Dann wird er es schon versehen. Unsere Sorge soll es nur sein, daß die Herrschaft unseres ganzen Lebens und auch unseres Arbeitens für ihn auf seinen Schultern liegt. Dann ruht die Verantwortung und die Sorge für sein Werk auf denselben Schultern und drückt uns nicht. O wie froh wollen wir täglich darüber sein, daß er gesagt hat: „Ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen“ (Hes. 34, 11).

Auch darüber wollen wir uns keine Sorge machen, ob wir auch wohl die nötigen Gaben haben zum Dienst. Der Herr nimmt, was er vorfindet, und schafft es um zu einem Segen. Er hätte damals in der Wüste aus den Steinen Brot schaffen können, das Wunder wäre nicht größer gewesen als so. Aber er knüpft an das Vorhandene an. Der Herr verachtet nichts, nicht ein wenig Mehl im Kad, einen Tropfen Öl im Krug, nicht die sechs steinernen Wasserkrüge, die an der Seite stehen. Er verachtet auch nicht die wenigen Brote und Fische, die seine Jünger gerade bei sich haben. Er knüpft an das Vorhandene

an und so auch bei uns. Er will auch bei dir anknüpfen an deine Gaben und Kräfte und auch aus dem Wenigen, was unser Leben hat, etwas machen zum Lob seiner herrlichen Gnade.

Äußere Ordnung in der Reichgottesarbeit

Wie er uns dann gebraucht, das müssen wir ihm überlassen. Er hat nicht nur einerlei Dienst. Hier hat er seine Jünger zunächst dazu nötig, daß sie Ordnung schaffen. Das Volk muß sich lagern, und der Herr sieht darin auf Ordnung. Bei der anderen Speisung (Mark. 6) müssen sie sich ins Gras setzen, je 100 und 100, 50 und 50.

Der Heiland weiß, daß äußeres Gedränge oft den inneren Segen stört, den Blick von ihm, dem Geber des himmlischen Brotes, ablenkt. Darum laßt es uns nicht für gering achten, auch auf Ordnung zu sehen in unserer Reichgottesarbeit, sowohl in der Mission wie auch bei der Erziehungsarbeit! Alle die Mühe, die dazu nötig ist, eine geregelte Ordnung in unser Werk hineinzubringen, müssen wir unter diesem Gesichtspunkt ansehen, nicht als lästiges Beiwerk. Sie ist auch dazu nötig, damit der ewige Segen nicht gestört und getrübt werde. Es hat wohl mancher junge Mann, der aus dem Geschäfts- oder Handwerksleben in die besondere Reichgottesarbeit eintrat, anfangs gemeint, er sei doch eigentlich zu schade für alle die äußerlichen Dinge, die da noch zu erledigen seien, er wolle doch geistliche Arbeit treiben.

Nun wohl, wir sollen auch alle diese oft mühsamen äußerlichen Geschäfte geistlich treiben, auch das alles nicht tun, nur damit der „Betrieb“ im Gange bleibt, sondern damit der Heiland durch die geordneten Reihen hindurchgehen und sein Brot austeilten kann.

Die Ordnung und Regel auch in geistlichen Dingen soll sein wie ein Spalier, an dem sich die köstlichen Blumen des inneren Lebens aufranken, an das sich die Bäume halten und lehnen, damit sie edle Frucht tragen können. Wer es so ansieht, der wird auch zur äußerlichen und geschäftlichen Arbeit sich rüsten mit Gebet, weil alles im engen Verband steht mit dem ewigen Segen, den wir erwarten. Er wird sich daran erinnern, daß man in der Urgemeinde zu dem Bei-Tische-Dienen und zur Verwaltung des Geldes Männer suchte voll heiligen Gei-

stes (Apg. 6, 3). Es ist nichts klein und gering, was in irgendeiner Weise zu tun hat mit des Herrn Jesu Werk, daß Sünder selig werden.

Er gibt – wir geben weiter

„Und sie legten dem Volke vor.“ Wenn wir uns dem Herrn zum Dienst hingeben in Treue und Selbstlosigkeit, auch für äußerliche Aufgaben, dann wird er uns auch zu seinen Handlangern annehmen, um seinen geistlichen und himmlischen Segen zu vermitteln. Ja, der Herr will Handlanger haben in seinem Dienst. Als er das Volk sah, das nichts zu essen hatte, da rief er seine Jünger zu sich, sie einzuweihen in seine Sorge, sie anzustellen in seinem Dienst. Und dieses Rufen geht auch heute noch durch die Welt.

Der Herr hat auch heute noch seine Sorgen mit den Menschen, und er sucht nach Arbeitern, die seine Sorgen auf sich nehmen, die ihm helfen, seine Lasten zu tragen, die für ihn Wege machen und Treppen steigen und viel leiden können. Es werden auch heute noch vom Herrn Seelsorger oder, was dasselbe sagen will, Lastträger und schnelle, willige Boten gesucht. Er will sein Reich auf Erden nicht durch seine Engel bauen, sondern durch gerettete Menschenkinder. Das Wort von der Vergebung der Sünden soll den Verirrten von solchen Stimmen zugerufen werden, in denen noch etwas nachzittert von der seligen Freude: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert.“

Weil Jesus vieler solcher Boten bedarf in der Mission, in den Vereinen, in der Sonntagschule und wo sonst, darum ruft er auch heute seine Jünger zu sich, die ihm dienen wollen, darum geht auch heute sein Auge fragend durch unsere Reihen, ob noch solche unter uns sind, die sich ihm noch nicht zum Dienst ergeben haben. O kommt, liebe Brüder und Schwestern! Kommt bald in seinen Dienst; denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann! Solange es noch Wege gibt, auf denen Gottes verlorene Söhne irgehen; solange es noch Hecken und Zäune gibt, hinter denen die Mühseligen und Beladenen verschmachten, solange darf das Wort nicht verstummen, das Wort von der Heimat der Seele und von dem Nachhause-Kommen, von dem Frieden, den man in Jesus findet, von der Vergebung der Sünden.

Zu solchem Dienst braucht man nicht viel mitzubringen als Ausrüstung; denn alles, was wir geben sollen, das erhalten wir zuerst von unserem Herrn. So ging es ja auch den Jüngern: „Er gab den Jüngern, und sie legten es dem Volke vor.“ Bei der anderen Erzählung von der Speisung der 5000 fragen die Jünger den Herrn: „Sollen wir hingehen und für 200 Groschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben?“ (Mark. 6, 37). Sie wollen vom Heiland weggehen, wollen sich anderswo ausrüsten, um die Leute zu sättigen. Das ist grundverkehrt.

So machen wir es wohl auch leicht. Wir wollen uns vorbereiten auf ein Zeugnis von Jesus für irgendeine Arbeit in seinem Dienst, und das ist gut. Aber laßt uns wohl darauf achten, daß wir dabei nicht von ihm weggehen und unsere Quellen anderswo suchen! Man kann selbst bei der Vorbereitung auf eine geistliche Ansprache oder Predigt sich innerlich weit, weit vom Herrn entfernen. Dann wird man wohl über aller Mühe seine 200 Groschen los, aber man findet kein Brot für die Hungernden. Nein, wollen wir ein Segen sein für andere, dann müssen wir vor allem dafür sorgen, daß wir stets nahe beim Heiland sind. Die Jünger, die ihm am nächsten stehen, die am treuesten in seiner Gemeinschaft leben, sind die fruchtbarsten in seinem Dienst.

Sie können am reichsten nehmen aus seiner Fülle. Denen, die dicht bei ihm stehen, gibt der Heiland die Brote, er wirft sie den anderen nicht in die Ferne zu. Sie müssen zu ihm kommen, und dann wird er geben, daß ihnen nie der Vorrat ausgeht, bis alle satt sind. O daß wir dieses Geheimnis doch recht verstehen und fleißig üben wollten bei allem Dienst am göttlichen Wort! Der Herr gibt uns im Kämmerlein, und wir geben es weiter öffentlich; er bricht uns im Verborgenen das gesegnete Brot, und wir legen es dem Volk vor. Es wird alles davon abhängen, ob wir treu nehmen.

O laßt uns doch nie im Dienst des Herrn meinen, wir könnten das Bedürfnis der Menschen aus unserem eigenen Bestand befriedigen, wir hätten in unseren Vorräten für dieses Mal noch genug! Die Vorräte sind gar bald, sie sind zu früh erschöpft. Jedes Zeugnis unter vier Augen sollen wir uns im Stillen erst vom Herrn schenken lassen. Wir dürfen in keine Gebetsstunde, in keine Bibelbesprechung gehen, ohne daß wir zuvor etwas dafür vom Herrn empfangen haben. Man wird es bald merken, ob der Bruder mit seinen Worten das letzte zusammensucht, was er einmal gehabt hat, oder ob es wie ein fri-

scher Born göttlicher Offenbarung zu anderer Erquickung ihm gegeben wird, weil er sich im Verborgenen vom Herrn hat die Hand füllen lassen.

Welch eine traurige Figur wäre ein Jünger des Herrn damals gewesen, wenn er mit leeren Händen durch die Reihen der 4000 gegangen wäre! Und alle, die von ihm etwas erwarteten, wären enttäuscht worden – nur deshalb, weil er nicht zum Heiland gegangen war, um von ihm zu nehmen. Ob es nicht viele solcher traurigen Gestalten unter den Reichgottesarbeitern heute gibt, Leute, von denen niemand etwas hat? Eine Enttäuschung für andere! O daß wir nehmen wollten! Das gäbe einen fruchtbaren Dienst.

Alles dem Herrn

Eins freilich gehört dazu: Die Jünger, die der Herr gebrauchen soll in seinem Dienst, müssen ihm selbst alles geben, was sie haben, um es dann aus seiner Hand zurückzuempfangen, gesegnet zum Dienst. Die Jünger damals hätten ja sagen können: „Nein, Herr, laß uns doch diese Brote für uns verwahren! Einer so großen Menge können sie doch nicht helfen, so werden wir wenigstens satt.“ Aber hätten sie so gesprochen, so hätte der Herr sich ihrer nicht bedienen können. Sie hätten ihren Besitz behalten, aber auch nie seine Herrlichkeit gesehen.

Das ist ein Gesetz im Reiche Gottes: „Wer sein Leben verlieren wird, der wird es erhalten; wer es aber behalten will, der wird es verlieren.“ Wer seine Gaben und Kräfte ganz in den Dienst des Herrn stellt, der wird ein gesegneter Mann sein, der wird viel Herrliches erleben im Dienst des Königs. Wer aber sein Leben dem Herrn nicht hingeben will zu seinem Dienst, der wird auch nie die selige Erfahrung machen, was es heißt, ein Leben zu verlieren um Jesu willen und ein anderes zu gewinnen für die Ewigkeit.

O es sind so viele unter uns, die sich wohl gern vom Herrn Jesus speisen lassen, die durch ihn selig werden wollen. Aber sie wollen ihm ihre Brote nicht zur Verfügung stellen, wenigstens ihre Fische nicht auch mit herausgeben; etwas wollen sie doch gern für sich zurückbehalten. Man kann ihnen zwar nicht absprechen, daß sie Jesu Eigentum sind, aber sie sind unfruchtbar für unseres Königs Reich.

Nein, wir dürfen nichts zurückhalten, alles sollen wir dem

Herrn geben; denn alles, was wir von unserer Art, von unseren Gaben und Kräften ihm, dem Herrn, nicht ausliefern, das bleibt ungesegnet, das hinterläßt keine Spuren für die Ewigkeit. O wo sind die jungen Leute unter uns, die einwilligen in diesen Todesweg, sich als Weizenkorn hinausstreuen zu lassen, um zu ersterben für diese Welt, um zu leben für die Ewigkeit? Die ihrem Heiland ihren ganzen Arm weihen und ihre Kraft, denen nichts verächtlicher ist, als daheim in träger Ruhe zu verharren?

Ja, ruht euch nur aus und schont eure Kräfte, haltet alles für euch! Ihr werdet eure paar Brote behalten, und sie werden euch schimmelig und hart werden, und auch eure Fische! Aber ihr werdet nie erfahren, was Jesus alles machen kann aus ein paar Broten und Fischen; ihr werdet nie mitsprechen können von den seligen Erfahrungen, die man macht, wenn man in seinem Dienst steht. Wer wirklich froh und satt werden will in seinem Leben, der soll dem Heiland sein Brot und seine Fische schenken, er gibt so reichlich zurück, daß man mit dem Volk auch sich selbst weiden kann an seinen Gütern. Wer wirklich etwas haben will vom Leben: nun, im Kampf allein gewinnt man die göttliche Frische, in der Arbeit allein erhält man die frohe Rüstigkeit. Von Zinzendorf stammt der Vers:

Mit Liegenbleiben wird Schönheit nicht bewahrt,
das Mühn und Treiben macht Streiter frisch und hart,
die Augen klar, die Sinne heiter:
schöner ist nichts als bestäubte Streiter.

Solche göttliche Schönheit sieht man an denen, die dem Herrn ein ganzes Opfer bringen, ihre sieben Brote und auch ihre Fische. Das erwartet der Herr von uns. Andere mögen mit ihren Kräften schalten und walten, wie sie wollen. Christen sind keine Rentner, Jünger Jesu sind keine Vergnügungsreisende durch dieses Erdenland voll Not und Kummer; nein, sie sind Soldaten in Feindesland, Samariter auf dem Schlachtfeld, Säeleute und Schnitter auf Gottes Acker.

Wohl dem, der sich zu solchem Dienst des Herrn hat anwerben lassen, der auch mit Zinzendorf spricht:

Wir wolln uns gerne wagen, in unsern Tagen
der Ruhe abzusagen, die's Tun vergißt.
Wir wolln nach Arbeit fragen, wo welche ist,

nicht an dem Amt verzagen, uns fröhlich plagen
und unsre Steine tragen aufs Baugerüst.

Er wird erfahren, daß er dem Volk vorlegen kann, daß der Herr sich ihm mitteilt, daß er in seiner Kraft steht. Wer dem Heiland dient, wer vom Herrn Jesus nahm, der ihm Brot gab, der wird erfahren, daß es sowohl für ihn selbst wie auch für die anderen gilt: „Sie aßen aber alle und wurden satt.“

O ein treuer Herr!

„Und sie hoben die übrigen Brocken auf, sieben Körbe.“ Der Herr ist nicht kärglich, er gibt die Fülle. Er ist ja gekommen, daß wir das Leben und volle Genüge haben sollen. So mager der Lohn der Welt und des Fürsten dieser Welt ist, so reich und voll ist die Gabe, die einem beim Herrn Jesus zufällt. Er hat seine Jünger lieb, und seinen Dienst macht er ihnen zur Freude und zur Lust, zu ihres Lebens herrlichstem Inhalt.

Weil er sie liebhat, darum sorgt er vor allem dafür, daß sie auch über ihrem Dienst nicht Schaden nehmen. Darum trieb er seine Jünger sofort hinab an die Ruder! Sie hätten sich vielleicht gern noch ein wenig in der herrlichen Tat gespiegelt, bei der sie mitgeholfen hatten. Sie hätten sich gern etwas bewundernd anblicken, sich die Hände drücken lassen von irgendeinem alten Schulkameraden. Aber der Herr trat alsbald mit seinen Jüngern in ein Schiff.

Das brauchen wir auch: nach der Arbeit wieder mit Jesus allein! Damit er mit uns über unseren Dienst und unsere Fehler im Dienst reden kann. Die ganz gewöhnliche Arbeit des Tages – bei den Jüngern war es die Arbeit des Ruderns – soll uns bewahren vor aller Erhebung, als hätten wir etwas Großes getan. O ein treuer Herr, der seiner Jünger Seele pflegt und hütet!

Ein Sohn des Trostes

Apostelgeschichte 4, 36

„Barnabas aber“, so beginnt Apg. 9, 27. Bei diesem „aber“ wurde ich auf den Mann aufmerksam. Leute, die in einer Umgebung sich durch solch ein „aber“ abheben oder deren Lebensgeschichte gar in der Bibel mit einem „aber“ anfängt wie die Daniels (Kap. 1, 8), verdienen immer unsere Beachtung.

Ein Sohn des Trostes ist kein weichlicher Mann

Paulus, der nach seiner Bekehrung zum erstenmal nach Jerusalem gekommen war, wurde dort im Kreise der Jünger mit äußerstem Mißtrauen behandelt: „Sie glaubten nicht, daß er ein Jünger wäre.“ Da war Barnabas der erste, der nicht mit einstimmte in das allgemeine Urteil, der sich nicht unterkriegen ließ von dem falschen Geist des Mißtrauens und der Verleumdung. Er konnte es nicht ertragen, daß man einem Bruder Unrecht tat, und deshalb ließ er den Dingen nicht ihren Lauf, sondern kümmerte sich ernstlich um das, was dem Paulus in Jerusalem begegnete. „Barnabas aber nahm ihn zu sich“ (Vers 27).

Schon der Name, den ihm die Apostel gegeben hatten, „ein Sohn des Trostes“ (4, 36), zieht uns an. Leute, auf die solche Bezeichnung paßt, tun uns gerade in unserer Zeit besonders not, Menschen, „die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen“ (Ps. 84, 7). Es ist ein weiches Wort, „ein Sohn des Trostes“, und es klingt darin wie viel Freundlichkeit. Und doch wollen wir gleich dieses feststellen, daß ein Sohn des Trostes sein nichts mit einer falschen Weichlichkeit zu tun hat.

Barnabas, der ja in der Geschichte der Einführung des Saulus in Jerusalem eine sehr selbständige Haltung zeigt, war alles andere als ein schwächlicher und weichlicher Mensch. Er hat sich ja später über einer Streitfrage, bei der er seiner Meinung gewiß war, sogar von seinem Freund Paulus zeitweilig getrennt (15, 39); und aus der Bemerkung des Apostels Paulus in Gal. 2, 13: „also daß auch Barnabas verführt ward, mit

ihnen zu heucheln“, können wir entnehmen, daß Barnabas unter den Aposteln als eine besonders gerade und unbewegliche Gestalt bekannt war. Ein Sohn des Trostes sein, das heißt nicht ein Mann sein, der jedem nach dem Munde redet; der, um alle zufriedenzustellen, fünf gerade sein läßt; der nicht zu seiner Überzeugung steht.

Gerade das Gegenteil ist der Fall. Nur Männer, die gewählt und ihren Standpunkt ein für allemal fest eingenommen haben, können sich zu denen neigen, die des Trostes bedürftig sind, und sie emporheben, ohne selbst in ihrer Stellung wankend zu werden.

Ein fester Mann war Barnabas und zugleich streng gegen sich selbst, ein Vertreter der entschiedensten Richtung im Jüngerkreis, der auch mit dem Gedanken der Hingabe des eigenen Vermögens für die Brüder Ernst macht (4, 37).

Voll heiligen Geistes und Glaubens

Wenn wir nach den Wurzeln seines Wesens fragen, wie er ein Sohn des Trostes geworden ist, so gibt uns die Apostelgeschichte diese Auskunft: „Er war ein Mann voll heiligen Geistes und Glaubens“ (11, 24). Der heilige Geist macht die Menschen liebevoll, und wo von einem gerühmt wird, daß er voll heiligen Geistes sei, da wollen wir in seinem Leben nach der Liebe fragen. Alles harte, spitze, scharfe Wesen kommt aus unserer alten Natur, aus dem Fleisch. Der heilige Geist macht Jesus ähnlich, der die Zuflucht der Trostbedürftigen, der Mühseligen und Beladenen war. Wollen wir frei sein von Härten und Spitzen, eine Zuflucht für andere, daß Leute zu uns das Vertrauen haben und bei uns ihre Lasten abladen, so laßt uns bitten um ein reiches Maß des heiligen Geistes! Dann werden wir im tiefsten Sinne des Wortes Seelsorge treiben können, Tröster werden.

„Barnabas war voll heiligen Geistes.“ Mir ist, als ob ich an mehr als einer Stelle seines Lebens etwas wahrnehme von einer stillen, gesammelten Art. Der heilige Geist gibt den Menschen etwas Stilles. Man möchte fast sagen, an den Leuten, in denen Gottes Geist sein Werk hat, beobachtet man etwas Feierliches, etwas Sonntägliches. Wie abseits vom Lärm der Straße, durch einen breiten Platz von der Unruhe der Stadt getrennt, ein Gotteshaus liegt, so findet sich im Leben solcher Leute,

abseits vom Getriebe des Alltäglichen, ein stilles Heiligtum.

Wenn man mit ihnen ins Gespräch kommt und es geht vom Wetter und von den politischen Ereignissen ab mehr in das Innere hinein, so merkt man an einer Stelle, wie man gleichsam über diesen Kirchplatz hinweggeht, und dann kommt man ans Heiligtum. Da findet sich ein Geheimnis, das ist die Gegenwart Gottes durch den heiligen Geist. Da ist es uns, als sähen wir in einen tiefen, klaren Brunnen hinein, und wir ahnen die geheimen Zusammenhänge zwischen diesem Heiligtum und den anziehenden, freundlichen Zügen im Wesen dieser Söhne des Trostes. Wenn wir bei ihnen tief graben, so stoßen wir auf den Heiland und schauen in sein Bild. Wenn wir genau zuhören, so meinen wir, seine Stimme aus ihren Worten zu hören. Wenn wir scharf hinsehen, ist es uns, als stände noch einer vor uns außer dem Menschen, mit dem wir reden.

„Männer voll heiligen Geistes“, das sind die, die andere trösten können, zu denen wir Zutrauen gewinnen in unserer Not. Wir merken, sie haben etwas, das ist nicht aus dieser Welt, und wir laufen bei ihnen nicht Gefahr, mit den ärmlichen Redensarten gekränkt zu werden, mit denen man sonst uns wohl trösten will.

An derselben Stelle heißt es von Barnabas: „Er war ein Mann voll Glaubens.“ Wer kleingläubig ist, wird nicht viel Trost haben für andere. Ihm selbst ist ja der Blick auf den ewigen Vater verbaut. Wer bald verzagt, der kann denen keinen Trost geben, die in noch größerer Not stecken. Er hat ja keinen Glauben für sich und keinen Glauben für andere. Wer trösten will, muß glauben können für die anderen, muß auch den Allerbekümmertsten und auch den Allerverkommensten mit einem hoffnungsvollen Auge anschauen können. Männer voll Glaubens tun uns not als Tröster in unserer Zeit, die auch in das hoffnungsloseste und ganz verzweifelte Herz hinein mit der Gewißheit des Glaubens, der mit Gott rechnet, den Trost träufeln können: „Es wird noch einmal alles, alles wieder gut werden“, die nichts und niemand aufgeben.

Ein solcher Mann war Barnabas, im besten Sinne des Wortes ein Optimist, und nur solche Leute können andere trösten. Vielleicht ist seine Haltung dem Markus gegenüber (15, 37), den er als seinen Verwandten wohl besonders liebte, auch darin begründet, daß er nicht so schnell die Hoffnung aufgeben wollte, Markus werde noch ein brauchbarer Gehilfe seiner Aposteltätigkeit.

Barnabas war ein getrösteter Mann. Er war ein Levit (4, 36) und seiner ganzen energischen Art nach zu urteilen, wird er ein im Gesetzesdienst streng gewordener Mann gewesen sein. Da mag ihm besonders der Trost der Gnade als ein helles Licht aufgegangen sein, und über dem Genuß der Barmherzigkeit Gottes ist in ihm die Art gewachsen und gereift, daß er die frohe Botschaft handhabte, wo überall er ging, und daß er die Liebe walten ließ gegen jedermann.

Wie sich Barnabas in Antiochien bewährte

Als ein Sohn des Trostes bewährte sich Barnabas bei der ersten größeren Arbeit, die ihm die Apostel zuwiesen. In der Stadt Antiochien war eine große Erweckung ausgebrochen (11, 21). Um die neugewonnenen Seelen zu pflegen, sandten die Apostel Barnabas dorthin. Sie wußten wohl, warum gerade ihn. Solche Leute verstehen es, mit Neubekehrten und Erweckten zu reden und umzugehen. Und wie wir ihn dort unter der Schar der neuen Brüder walten sehen, wächst uns der Mann noch mehr ans Herz. Es heißt von ihm: „Da er sah die Gnade Gottes, ward er froh und ermahnte sie alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben sollten“ (Vers 23).

Er erkannte in der neuen Gemeinde wohl mancherlei, das seine Ermahnung nötig machte; er wußte auch, was heutzutage so viele bei Erweckungen immer wieder als ihre höchste Weisheit von sich geben: „Ja, die Leute müssen sich nun aber auch bewähren.“ Aber zunächst heißt es von ihm: „Er sah die Gnade Gottes, und er ward froh.“ Er war ein brüderlicher Mann, der sich freuen konnte über anderer Leute Glück, der Gottes Werk an Menschenseelen mit Freuden anerkannte, auch da, wo er selbst nichts dazu beigetragen hatte. Das sind wohlthuende Menschen. Wie würden wir uns den Verkehr mit anderen auch dadurch sehr erleichtern, wenn wir, ehe wir tadeln und ermahnen, wo bei ihnen Mängel sind, zunächst mit Fleiß hervorsuchen würden, wo sich die Gnade Gottes in ihrem Leben schon erwiesen hat!

Da würden wir froh werden, auch wenn manches andere uns bekümmerte. Mit einem Menschen, in dessen Leben ich die Spuren der Gnade sehe, muß ich auskommen können. Und mit viel zarterer Rücksicht werde ich den behandeln, bei dem ich merke, daß der Finger Gottes schon in sein Herz ge-

schrieben hat. Gott hat ihn lieb, darum verdirb und verachte ihn nicht! Aber wie oft müssen wir bei uns die Kleinheit und die Härte und die Enge unseres Herzens beobachten, daß wir es nicht fertigbringen, uns so ganz rückhaltlos zu freuen über die Gnade Gottes im Leben anderer Leute, über den Segen, den der Herr auf eine Arbeit gelegt hat, in der wir nicht selbst mitbeteiligt sind.

Ja, Hand aufs Herz, wir müssen uns schuldig geben, daß es uns zuweilen schwergefallen ist, uns so, wie es eigentlich natürlich wäre für ein Kind Gottes, zu freuen über Bekehrungen. Man möchte fast geneigt sein, die, die sich zum Herrn bekennen, einzuteilen nach der Frage, ob sie imstande sind sich zu freuen, wenn sie hören, daß ein Mensch zum Glauben gekommen ist. Und vielleicht ist die Befürchtung nicht unnötig, daß manche, die, wie sie bekennen, das Reich Gottes bauen wollen, richtig verlegen würden und sich nicht zu helfen wüßten, wenn in ihrer Arbeit einmal solch göttliches Feuer ausbräche.

Barnabas hatte Verständnis für die Neubekehrten in Antiochien, weil ihm selbst Barmherzigkeit widerfahren war. Solche Leute sind dann geeignet zu ermahnen, wo es bei den anderen etwa noch fehlt. Das nimmt man dann gern an und läßt sich gern weisen, wenn man im Auge des ermahnenden Bruders etwas leuchten sieht von der gemeinsamen Freude des neuen Lebens. So war es auch damals. Barnabas konnte zur Beharrung und Bewährung ermahnen und ein gesegnetes Werk in Antiochien treiben.

Als die Erweckung wuchs, zog er aus, Paulus wieder zu suchen, und da er ihn fand, führte er ihn nach Antiochien (11, 25. 26). Ein sympathischer Mann! Er wollte nicht der große Apostel sein, auf den alle sahen. Er war nicht eifersüchtig auf seine Stellung und begehrte nicht, in Antiochien die größte Rolle zu spielen. Er suchte den Paulus, weil er dessen Gabe kannte, und ließ ihn gern in der Gemeinde zur Geltung kommen. Es ging ihm darum, daß Christus gepredigt wurde. Er war ein demütiger Mann.

Nur demütige Leute können trösten. Nur den Demütigen gibt Gott Gnade, auch Gnade bei den Menschen, auch die Gnade, daß andere ihnen ihr Vertrauen schenken. Wer andere ausstechen will, der muß stachelig sein und spitz. Wer seine Ehre sucht und sich in einer angesehenen Stellung behaupten will, wer niemand neben sich dulden kann, der ist un-

fähig, ein Sohn des Trostes zu sein. Zu dem fühlt sich niemand hingezogen, dem gehen alle in weitem Bogen aus dem Wege, der wird bald ein einsamer Mann sein. Aber Leute wie Barnabas, die um des hohen Zwecks willen gern zurückstehen und anderen den Vortritt lassen, das sind die rechten Söhne des Trostes.

Wie sich Barnabas des Paulus annahm

Diese Art bewährte Barnabas auch in der Geschichte, von der wir ausgegangen sind (9, 27). Er tat seine Trösterarbeit und nahm sich des Paulus an in einem Augenblick, der für diesen und für die ganze Gemeinde von größter Wichtigkeit war. Solche Barnabasarbeit tut auch unter uns not. Es werden Tröster gesucht in der Gemeinde Gottes, die mit anderen zurückgestoßenen, vergessenen, trostbedürftigen Leuten herzlich reden können. An so manchen Stellen werden sie geschlagen, die Einsamen und Nichtverstandenen, und es wird ihnen hart zugesetzt. Da brauchen wir Leute, die freundlich mit ihnen reden.

„Er nahm Paulus zu sich.“ Das ist schon ein Teil des Barnabasdienstes: die Vereinsamten aufsuchen. Wie mag dem Paulus das Herz höher geschlagen haben: „Endlich kommt einer der Brüder und redet freundlich mit mir!“ Wie hatte er nach dem Brudergruß gelehzt! Aber alle wandten sich von ihm ab. Gottes Segen auf das Haupt dieses Barnabas, der einem von Gottes einsamen Kindern das Herz erquickte!

Das ist ein reiner und unbefleckter Gottesdienst, nicht nur Witwen und Waisen (Jak. 1, 27), sondern alle Einsamen, Verlassenen, Geschlagenen in ihrer Trübsal zu besuchen. Daß wir doch offene Augen hätten, wie Jesus sie hatte, die herauszufinden, die nach Trost hungern, die unbeachtet, vielleicht in unserer allernächsten Umgebung, so gerne einmal besucht, einmal angesprochen würden! Ein Händedruck, ein freundliches Wort würde ihnen einen ganzen Tag, ja mehr als das, erleuchten und erleichtern. Schon daß wir ein Ohr haben für sie, das tut ihnen wohl. Laßt uns lauschen auf das leise Seufzen in der Welt! Aber dann nie einen geschäftsmäßig abfertigen, sondern hören! Es tut den Leuten so gut, wenn ihnen überhaupt schon jemand zuhört; es erleichtert ihnen das Herz, wenn sie sich einmal haben aussprechen können.

Barnabas führte Paulus zu den Aposteln. Barnabasarbeit tut not: Vermittlung zwischen zweien, die sich nicht verstehen, die sich entfremdet sind, vielleicht durch Mißverständnisse oder falsche Vorurteile. Wie leicht wachsen diese Mißverständnisse auf wie bittere Wurzeln, weil niemand da war, der zur rechten Zeit die beiden zusammenbrachte! Auch damals war eine gefährliche Stunde für die ganze Gemeinde Christi. Paulus war klug und begabt genug, und es fehlte ihm auch nicht an der eisernen Willensstärke, um ein Sektenhaupt zu werden. Was wäre daraus geworden, wenn dieser gewaltige Mann in die Opposition gedrängt worden wäre gegen die alte Gemeinde in Jerusalem oder, durch diese Lieblosigkeit verbittert, wohl gar vom Herrn abgekommen wäre?!

Da war der geringe Dienst des Barnabas, der den Paulus zu den Brüdern brachte, in einem kritischen Augenblick der Geschichte der Gemeinde von ungeheurer Bedeutung. Es war nur ein Gang, ein Wort, eine kleine Mühe. Aber über dem Ganzen lag sichtbar der Segen Gottes, und jener Tag war durchstrahlt von dem Wort des Meisters: „Selig sind die Friedensstifter.“

Barnabasleute tun uns not, Menschen, die Kitt sind unter den Brüdern. Aber sie sind selten. Zahlreich sind die anderen, die hin und her durch die Reihen gehen und sich auch um die Leute kümmern; aber sie fühlen ihnen ein wenig auf den Zahn, wie sie sagen, und das tut manchmal weh, wenn nämlich mit dem Zahn nicht alles in Ordnung ist. Und dann gibt es harte Worte. Solche Leute wirken wie Sprengstoff unter den Brüdern. Wenn die doch ausstürben!

Sobald man damals zusammenkam, war alles Vorurteil verflogen. „Barnabas erzählte ihnen, wie Paulus auf der Straße den Herrn gesehen und er mit ihm geredet und wie er zu Damaskus den Namen Jesu frei gepredigt hätte“ (9, 27). Er erzählte den Brüdern die Bekehrung des Saulus. Da schwanden alle Zweifel. Über der Erzählung der Bekehrung kamen die Brüder zusammen. Die Hauptsache verbindet. Wem der Herr Jesus auf dem Wege begegnet ist und hat mit ihm geredet, wer solches mit dem Heiland erlebt hat, der ist ein Bruder. Wem Jesus der Teuerste ist, das größte Erlebnis seines Lebens, der ist uns auch teuer als einer, der derselben Gnade teilhaftig geworden ist.

Darum sollte nichts Nebensächliches Brüder trennen. Ge-
wiß haben wir mancherlei verschiedene Ansichten in vielen

Dingen; aber daran sollte alles gemessen und beurteilt werden: Wie steht einer zum Heiland? Wenn wir das Zeugnis der Bekanntschaft mit dem Meister bei ihm vernehmen, wenn vielleicht auch nicht mit denselben Worten, wie wir gewöhnt sind, aber mit dem Klang, der geboren wird bei der Wiedergeburt des Menschen, dann wollen wir ihn von Herzen liebhaben; er ist unser Bruder.

Barnabas, der Sohn des Trostes, der um die einzelnen sich kümmerte, war dadurch gerade eine Ursache, daß die ganze Gemeinde erquickt wurde und wuchs. Sein Trösteramt, im Verborgenen ausgeübt, unscheinbar und gering vor den Augen der Menschen, war ein Segen für viele. Wen Gott gesegnet hat, der ist gesegnet, wo er geht und steht. Erst der große Tag wird es offenbar machen, wieviel ein vielleicht in dieser Welt nicht sehr beachteter Jünger gewirkt hat dadurch, daß er umherging als ein Sohn des Trostes.

Rechte Jünger Jesu

Apostelgeschichte 9, 10–17

„Es war aber ein Jünger zu Damaskus“, so beginnt der genannte Abschnitt und lenkt unsere Blicke auf den stillen Ananias. Indem wir die wenigen Züge, die die Bibel von ihm berichtet, sammeln, werden wir in ihm einen rechten Jünger Jesu kennenlernen. Wir behandeln unser Thema, indem wir unsere Gedanken frei an das anschließen, was uns von Ananias erzählt und angedeutet wird.

Jünger hören

Ananias war zunächst ein Jünger, der hörte. Das ist ja die Grundlage alles Jüngerlebens, daß man einmal gehört hat den Ruf in die Nachfolge Jesu, daß man bei der Bekehrung das Winken der freundlichen Jesushand gesehen, das Locken des treuen Hirten gehört hat. Nur der, der dieses Rufen des Herrn gehört hat und ihm gefolgt ist, der durch völlige Hingabe aus dem alten Wesen in die Gemeinschaft Christi Jesu eingetreten ist, nur der kann bezeichnet werden als ein Jünger Jesu. Ich denke, ich brauche auf diese grundlegende Erfahrung jetzt nicht weiter einzugehen. Ich möchte zu Jüngern Jesu davon reden, wie wir alle rechte Jünger Jesu sein sollten.

„So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger“ (Joh. 8, 31), sagt Jesus, und als Merkmal seiner Nachfolger gibt er an: „Meine Schafe hören meine Stimme“ (Joh. 10, 27). Jesaja schon hat ähnlich gesprochen: „Er weckt mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger“ (Jes. 50,4). „Rede, Herr, dein Knecht hört“, das ist das erste Wort, das uns von Samuel berichtet wird (1. Sam. 3, 10), und wir merken schon aus diesem Akkord, nach welcher Melodie das Leben dieses Mannes gehen wird. Er war ein Jünger, der hören wollte.

So finden wir in Ananias auch einen Jünger, der hörte; denn „der Herr sprach zu ihm.“ Wir wissen von Ananias sonst nicht viel; aber das wissen wir, daß er ein hörendes Ohr, daß er ein Jüngerohr hatte. Er kannte und pflegte den geheimen Umgang mit Gott. Der Herr erscheint nur denen, die sein Antlitz

suchen; er spricht nur zu denen, die stille sind vor ihm. O daß wir auch zu Hause wären in der Stille des Kämmerleins, da, wo unser Blick von den Dingen dieser Welt abgelenkt und aufs Heiligtum hingeführt wird; da, wo unser Ohr, verschlossen für die wirren Stimmen des Lebens, lauschen kann auf das leise Flüstern des heiligen Geistes! O daß wir Jünger wären, die hören und sehen, deren Sinne offen sind für die Einwirkungen der ewigen Welt, daß in stillen Stunden die Einflüsse aus der Ewigkeit in unser Herz ihren Weg fänden! Ist es so bei dir? Ist es so täglich? Kann der Herr vor deiner Tür stehenbleiben und sprechen: „Hier wohnt aber ein Jünger“?

Jedes Pflänzlein hat ein verborgenes Leben in der Erde. Nimmt man ihm dieses Wurzelleben, so muß es sterben. Darum kann die Palme in der Wüste grünen, blühen, fruchtbar und frisch sein, weil sie tief unten in der Erde ein verborgenes Leben hat. Sie ist mit ihrer Wurzel in Verbindung mit einer Quelle. Verborgenes Leben, geheimer Umgang mit dem Herrn, stilles, stetiges Nehmen und Schöpfen aus der ewigen Quelle, das ist das Wurzelleben der Jünger Jesu. Wie viele gibt es immer noch, die mit ihrem geistlichen Leben bei anderen zur Miete wohnen, die noch kein Stück eigenes Land selbsterfahrener Gnade besitzen! Wie manche andere sind nur dann freudig und getrost, nur dann ihrer Gemeinschaft mit Gott froh, wenn sie sich in der Gemeinschaft der Brüder befinden! Aber wenn alle Menschen gegangen sind und sie allein zurückbleiben, allein mit ihrem Gott, dann haben sie nichts an ihm. Ja, die Stille des Kämmerleins ist ihnen unheimlich. Da wo ihre Erquickung, ihre Kraft liegen sollte, wird ihnen bange. Er, der ihre Zuversicht sein müßte in der Not, der ist ihnen schrecklich (Jer. 17, 17). Laßt uns denken an Tersteegens Mahnung: „Lieb stets, doch liebe rein die Frommen; laß, wie Gott will, sie gehn und kommen; bleib unter Frommen Gott gemein, sonst bleibst du, wenn sie gehn, allein.“

Wie arm ist solches Leben, das zwar viel ins Schaufenster hängt, aber nichts auf Lager hat, wenn dann die Proben kommen! Da hat mancher einen verborgenen Gott, den er nicht finden kann, weil er kein verborgenes Leben hat mit Gott. Unser Leben nach außen ist gar nichts anderes als die Quittung unseres Lebens im Verborgenen. Wie wir im Verborgenen vor Gott stehen, so wird uns vergolten öffentlich. Auch da gilt das Wort: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Die

Quellen, die das Räderwerk der Mühlen treiben, entspringen an geheimen Orten. Laßt uns dafür sorgen, daß unser Leben ständig unter dem Zufluß der verborgenen Quelle bleibt!

Ananias war ein Jünger, der hörte, und zwar hörte er, ehe er redete. So soll es auch bei uns sein: erst hören, dann reden; erst die Ausrüstung, dann der Dienst; erst der Geist, dann das Lastentragen (4. Mose 11, 17); erst die Gabe, dann die Aufgabe. Bei der Speisung der 5000 heißt es: „Er gab das Brot seinen Jüngern, und sie legten es dem Volk vor“ (Matth. 14, 19). So sollen auch wir erst hören und empfangen im Kämmerlein, dann es anderen weitergeben in der Öffentlichkeit. „Der Herr redete mit Mose: Rede mit den Kindern Israel“ (2. Mose 14, 1). So sollte es auch bei uns gehen. Wer wie Elia von der Spitze des Karmel, aus der Stille heraus, vor das Volk tritt, der hat Vollmacht in seiner Rede, ein ganzes Volk aus seiner Bahn herumzuwerfen.

Jünger gehorchen und gehen hin

Ananias war weiterhin ein Jünger, der gehorchte. Er sagte: „Hier bin ich.“ „Adam, wo bist du?“ so rief der Herr im Garten. Die Antwort lautete: „Ich versteckte mich.“ Der Faden des Gehorsams war zerrissen, der Mensch war nicht mehr für Gott da, da fing der Sündenjammer an. Und wiederum rief Gott: „Abraham!“ Und die Antwort lautete: „Hier bin ich.“ Das war der Vater der Gläubigen. Da fing der Glaubensgehorsam an.

Der Herr kann nur die Knechte gebrauchen in seinem Dienst, die ihm gehorchen. O wie viele schreien zum Herrn, und er soll antworten: „Hier bin ich“ und soll uns zu Willen sein! Das nehmen wir gerne an. Aber wie selten sind die, die ihm gehorchen! Und das allein sind rechte Jünger Jesu. Solches Leben allein ist ein Leben der Kraft und der Freude; denn Gott gibt seinen Geist denen, die ihm gehorchen (Apg. 5, 32). Je mehr Gehorsam sich in unserem Leben findet, desto mehr Freude wird unser Herz genießen. „Füllet die Wasserkrüge voll Wasser!“ befahl der Herr bei der Hochzeit zu Kana, „und sie füllten sie bis obenan.“ Und je mehr sie schöpften, ohne zu wissen warum, nur gehorsam der Weisung: „Was er euch sagt, das tut“, desto mehr Wein hatten sie später. O daß wir Jünger wären, die der Herr in seinen Dienst

stellen kann, nicht nur stückweise, sondern ihm ganz zur Verfügung! Daß man auf unseren Leichenstein einmal das Wort setzen könnte: „Es war aber ein Jünger!“ Größeren Ruhm begehre ich nicht.

Ananias war ein Jünger, der Einwendungen machte, als der Herr ihn zu Saulus schicken wollte. Das war nicht gut, und das wollen wir nicht von ihm lernen. „Ich habe von vielen gehört von diesem Manne.“ Es war nicht Furcht oder gar Ungehorsam, was aus Ananias sprach; es war der Sohn Israels, der sich in ihm regte, der auf Gottes Gerechtigkeit sah und nicht glauben konnte, daß der Herr auch diesem Mann noch Gnade geben werde. So sind wir! Unser Blick stimmt nicht mit Jesu Blick überein. Wir haben allerlei gehört über den anderen, über seine Vergangenheit, über seine Absichten: Er stammt aus schlechter Familie, er hat schlimme Dinge hinter sich, er ist ein böser Charakter, und was wir alles gehört haben „von vielen“.

Und Jesu Blick? Gerade bei der schlimmsten Vergangenheit, bei dem verdorbensten Charakter will der Herr sich am tiefsten erbarmen. Wir machen halt vor einem Knecht des Trunkes, vor dem Sklaven des Geizes, vor unwahrhaftigen Menschen: denen ist nicht mehr zu helfen. Jesus kam, um die Verlorenen, an denen nichts mehr zu heilen war, nach Hause zu bringen. Wir haben allerlei gehört, er hat noch viel mehr über die Leute gehört, und doch schickt er dich zu ihnen: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.“

Ananias war ein Jünger, der sich beinahe um die schönste, herrlichste Erfahrung seines Lebens gebracht hätte. Wäre er ungehorsam geworden und hätte er bei seiner Weigerung beharrt, so hätte sich, menschlich gesprochen, der Herr wohl einen anderen gesucht zu seinem Boten, und Ananias hätte dieses Herrliche nicht erlebt. Mit welcher Freude wird er später den Weg des Paulus verfolgt haben, weil er ihm hatte ein wenig dienen dürfen, daß er zum Licht kam! Und wie wäre es sonst gewesen?

Mancher klagt darüber, daß er nichts Herrliches erlebt in der Nachfolge des Herrn. Du erlebst nichts, weil du nicht gehorchst und folgst, weil du Einwendungen machst. Es gibt große Dinge auch heute noch zu erleben, an Krankenbetten, beim Bekenntnis zum Namen Jesu vor den Menschen. Wenn wir nichts erleben, so ist es nicht des Herrn Schuld. Nachdem wir zu ihm gekommen sind, sollen wir noch größere Dinge

denn diese sehen. Aber wir haben keinen Gott, der seine Jünger auf dem bequemen Sofa mit herrlichen Gefühlen speist, sondern er schenkt uns solche seligen Erfahrungen nur im Dienst.

Wer nicht dient und gehorcht, wird nichts zu erzählen wissen von den Taten Jesu in unseren Tagen. Erst müssen die Jünger bei der Speisung ihre Brote und Fische dem Herrn hingeben, dann empfangen sie sie zurück, gesegnet und vermehrt zum Dienst, und schauen dabei die Herrlichkeit Jesu Christi. Was wir ihm hingeben an Kraft und Zeit und Geld, das ist es, was uns die seligen Erfahrungen bringt in Herz und Haus. Daß wir doch nichts zurückhalten wollten! Gehe hin! Und du wirst rühmend wiederkehren: „Ich hab einen herrlichen Heiland!“

Gehe hin, ohne Einwendungen und Bedenklichkeiten und Besserwissenwollen! Solcher Befehl gilt auch uns. Die Ewigkeit wird es offenbar machen, wie nahe wir oft einem waren, dem wir etwas sein sollten. Er kam vielleicht in unser Haus, wir standen vielleicht lange neben ihm in der Werkstatt oder saßen ihm gegenüber im Zug. Der Herr hatte die Wege nach vielem Hin und Her so nahe zueinander hingeführt, und nun? Der andere wartete innerlich auf einen Mann, der zu ihm hineinkommen und die Hand auf ihn legen sollte, „daß er wieder sehend werde“ (Vers 12). Er wartete, aber wir sind nicht hingegangen, der Jünger Jesu schwieg.

Gehe hin! Der Herr hatte mit dem Saulus schon geredet. Ananias brauchte sich nicht mehr zu fürchten. Aus dem Wolf war ein Lamm geworden, aus dem stolzen Pharisäer ein armer Sünder, innerlich tief verwundet. Du fürchtest dich vielleicht vor diesem oder jenem: er wird mir grob antworten, er wird mir barsch die Türe weisen, er ist mir viel zu gewandt und geschickt, und dann stehe ich blamiert da. – Gehe hin! Der Herr hat wohl schon mit ihm geredet. Du wirst dich wundern.

Reden in rechter Jüngerart

Ananias war ein Jünger in seinem Reden, und das war die Jüngerart in seinen Worten: die Liebe klang hindurch: „Lieber Bruder Saul!“ Zu einem Gefangenen ins Gefängnis kam ein ehrwürdiger Prediger und suchte ihn auf Jesus hinzuweisen. Da stand der Gefangene auf und schlug mit geballter Faust ge-

gen die eiserne Zellentür mit den Worten: „So hart ist mein Herz.“ – „Ja, ja, so sind wir Menschen“, antwortete der alte Knecht des Herrn, und diese Demut und Liebe, mit der sich der Jünger des Herrn auf eine Bank setzte mit dem Verbrecher, ließ dessen Herz auftauen und machte es empfänglich für die Liebe dessen, der sich mit uns Sündern auf eine Bank, an einen Tisch gesetzt hat.

Diese Liebe klang auch aus den Worten des Ananias. Saulus war ein bedauernswerter Mann: seine stumpfen Augen schrien nach Licht. Tastend ging er dem Besucher entgegen, ein Bild des Jammers. Und dazu die innere Not! Er war unter dem Gesetz groß und durchs Gesetz hart geworden und nun auf einmal so ganz zerbrochen: der arme blinde Mann! Und in diesen Jammer hinein fiel der erste Strahl der Gnade in dem Wort des Ananias: „Lieber Bruder Saul!“ Das war Balsam auf die brennende Wunde, das war Tau in eine welkende Blume, das war wie eine tröstende Mutterhand auf eine fieberheiße Kinderstirn. Ananias nahte sich dem Saulus nicht gönnerhaft von oben herab, er nahm nicht Rache an dem Mann, der seinen Brüdern soviel Böses getan hatte, nein, er drückte ihm freundlich die Hand: „Lieber Bruder Saul!“

Ist auch unser Wort schon je einmal einem Menschen der erste Strahl der Gnade gewesen? Der Ton macht die Musik. O daß man es uns doch anmerkte, daß wir nicht besser sein wollen als die anderen, daß wir lieber hundert freundliche Worte zuviel verschwenden, als jemals eins zu wenig sagen! Denkt an die grausam festen Ketten der Sünde, an den Hunger der Gebundenen nach Freiheit! Und dann – nicht wahr, wir wollen sie nicht verachten, ihnen nicht hochmütig gegenüber-, sondern ihnen liebend nahetreten. Es sind unsere noch gebundenen Brüder. Und darum wollen wir auch alles Geschäftsmäßige, alles Mechanische fernhalten und verabscheuen, wenn wir mit einem Menschen über Jesus sprechen. Laßt uns an den Rat von Professor Tholuck gedenken, nie mit einem Menschen über sein Seelenheil zu sprechen, ehe wir wissen, daß wir ihn liebhaben! Diese Liebe müssen wir uns erst erbitten.

Und in dieser Liebe müssen wir auch bleiben, wenn man uns unfreundlich begegnet. Abweisungen, sogar Grobheiten, Spott und was wir sonst ähnliches erleben beim Werben für den Heiland, sind ja bei jenen Menschen nur Krankheiterscheinungen, Ausflüsse eines verwundeten Gewissens. Dann

wieder grob zu werden, das ist nicht schwer. Aber es ist fleischlich, es ist nicht Jüngerart. Ein Arzt wird doch einen Fieberkranken, der um sich schlägt, nicht mißhandeln.

Woher hatte Ananias diese Liebe? Er sagte: „Der Herr hat mich gesandt.“ Er hatte ja kurz vorher hineingeschaut in das Herz der Liebe selbst, die den Verfolger Saulus zu einem ausgewählten Rüstzeug machen wollte. In seinem Inneren klang ein Vers nach der Weise: „Ich bete an die Macht der Liebe“, und mehr als einmal mag er unterwegs stehengeblieben sein in Gedanken an seinen Heiland: „Ach, und eine Liebe, wie kein Mensch es denkt!“

So müssen auch wir immer wieder einen neuen Blick tun in die Liebe Jesu, dann werden wir lieben können. Wender Herr sendet, der muß „schön mit den Leuten fahren“ (2. Kor. 5, 11), nicht ein Angesicht haben wie ein Kieselstein, nicht sein wie ein auf dem Meer umhertreibender Eisberg, mit dem niemand gerne zusammentrifft, dem jeder weit aus dem Wege geht. Manche meinen, wenn sie für ihren Meister eintreten, dann müßten sie bitter und scharf werden gegen ihr Gegenüber, und dann sind sie oft bitterer als Galle. Das ist nicht Jüngerart. Willst du von Jesus reden, so Sorge dafür, daß man es dir anmerkt: „Er ist bei Jesus gewesen.“

Ananias sagt: „Der Herr hat mich gesandt, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllt werdest.“ Wir sollen zu den anderen hingehen, damit sie etwas empfangen. Ananias spricht nicht von dem, was Paulus getan hat oder tun muß. Sprich den Leuten nicht davon, was sie alles tun müssen, um selig zu werden! Das haben sie schon oft gehört. Da werden sie bitter, weil sie es doch nicht vollbringen können. Halte ihnen auch nicht die Sünden vor, was sie alles getan haben! Das haben ihnen die spitzen Zungen der Menschen schon oft gesagt, und auf dem Punkt sind sie sehr empfindlich geworden. Was sollen wir ihnen denn sagen? Ohne Umschweife, mit strahlenden Augen das, was Jesus für sie bereit hält. Die Gnade bringt dann die Buße besser hervor als unsere Strafpredigt.

Der Herr gab, als er die Seinen sandte, ihnen ein Füllhorn voll Gaben mit: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch“ (Matth. 10, 8). Das ist unser Beruf. Daß doch nie einer klagen könnte, er sei an unserem Leben vorübergekommen, und da habe er wohl viel von Forderungen, von Bedingungen vernommen, aber nichts von der Liebe Jesu, den der Vater uns gab, der sich selbst für uns gab! Die frohe Bot-

schaft gehandhabt auch da, wo sie nicht am Platze zu sein scheint! Wenn wir anderen den „Standpunkt klarmachen“ wollen, müssen wir erst unseren Standpunkt einnehmen in den Fußstapfen des Lammes Gottes, seiner Demut und Liebe und Geduld. Der Herr hat die Leute mit seiner Gnade überwunden, darum soll das unsere Botschaft sein, das Wort von der Gnade.

Jünger auch im Schweigen

Ananias war ein Jünger nicht nur im Reden, auch in seinem Schweigen. Er ist ein Jünger, der dem anderen nicht schmeichelt. Er sagt dem Saulus nichts davon, daß der Herr von ihm als von seinem auserwählten Rüstzeug gesprochen hat. Er hätte sich ja lieb Kind machen können bei dem, der der Führer der Gemeinde Gottes werden sollte; er hätte auch denken können, er wolle durch dieses Wort dem gebeugten Manne Mut machen; aber er schweigt davon, und er weiß, warum.

Schmeichelei ist schon dem natürlichen Menschen nicht nur ein Ekel, sondern auch eine Demütigung; denn der andere meint ja, er müsse unseren Wert durch seine Worte erst heben. Wohin die Schmeichler uns bringen, das sehen wir bei Rehabeam (1. Kön. 12), bei Darius (Dan. 6). Schmeichelei sollte sich nicht finden unter den Jüngern Jesu. „Wer meinen alten Menschen kitzelt, ist mein Freund nicht“, so sagte einst ein Bruder im Siegerland, und er hat recht. Wir sind so erbärmlich klein, daß uns das ärmlichste Lob, selbst des urteilslosesten Menschen, gefährlich werden kann. Zunächst vielleicht lachen wir darüber, aber zu gewissen Stunden kommen die Schmeicheleien zurück als böse, starke Feinde.

Darum laßt uns vorsichtig sein! Alles, was wir reden, ist Same für künftige Frucht. Wir wollen unserem Nachbarn doch nicht Disteln in den Hafer säen, nicht Keime zu späteren Kämpfen legen, es uns nicht gegenseitig schwer machen, selig zu werden. Laßt es uns lernen, uns untereinander zu ermuntern, ohne uns zu schaden! Wenn wir bei den anderen etwas anerkennen wollen, so soll dies unser höchstes Lob sein: „Es war etwas Geschenkes!“ Wir sollen nicht nur unsere, sondern auch unserer Brüder Seele auf den Händen tragen. „Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen“ (Eph. 5, 15).

Ananias war ein Jünger in seinem Schweigen, er machte dem Saulus nicht bange. Der Herr hatte ihm davon gesprochen, wieviel Saulus leiden müsse um seines Namens willen; aber das betrachtete er als ein Dienstgeheimnis wie das vorige. Der Herr hatte ja gesagt: „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß.“ Es war nicht seine Aufgabe, dem Saulus das Herz schwer zu machen.

Wir sollen nicht meinen, wir sagten etwas recht Kluges, etwas recht Gefördertes, recht Heiliges, wenn wir anderen, zumal jüngeren Brüdern die Zukunft recht schwarz malen, wenn wir immer mit besorgtem Blick andeuten, was sie wohl noch alles werden leiden müssen. Die Tage der Leiden kommen, aber sie haben auch ihre Gnade bei sich.

Über die zehn Kundschafter klagte das Volk Israel: „Unsere Brüder haben unser Herz verzagt gemacht“ (5. Mose 1, 28). Die zehn Kundschafter brachten aus dem Land Kanaan zwar eine Traube mit, groß und schwer, zwar die Botschaft, daß es ein Land sei, da Milch und Honig fließt; aber sie machten dem Lande ein böses Geschrei: „Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen das Volk, denn sie sind uns zu stark“ (4. Mose 13, 31). Die Folge war das Murren des Volkes und die Strafe des Herrn, vierzig Jahre Wüstenwanderung. In Josua und Kaleb dagegen war ein anderer Geist. Sie setzten ihrem Urteil als Sachverständige das Wort voraus: „Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in das Land bringen“ (4. Mose 14, 8). „Wenn der Herr uns gnädig ist!“ Laßt uns bei den Schwierigkeiten auch immer die andere Seite hervorheben, immer unseren Blick richten auf die starke Hand Gottes! „Dir geschehe nach deinem Glauben!“ Die beiden, die geglaubt hatten, die allein kamen hinein ins Land.

Jünger legen betende, segnende Hände auf

Ananias war ein Jünger in seinem Tun: er legte dem Saulus betende, segnende Hände auf. Wenn er viel leiden sollte, so war Fürbitte nötig; wenn er ein auserwähltes Rüstzeug werden sollte, so bedurfte er der Fürbitte wohl noch mehr. Laßt uns auch dieses Jüngerwerk treiben! Wenn unsere Brüder Gaben haben, so wollen wir im Kämmerlein auf ihre Gabe eine fürbittende Hand legen: „Herr, bewahre sie vor falschem Höhengest! Herr, laß sie leben nur zu deiner Ehre!“ Wenn sich

bei unseren Brüdern Fehler zeigen, so wollen wir nicht den lästernden, richtenden Finger nach ihnen ausstrecken, sondern auf die Schäden und Mängel unserer Brüder im Kämmerlein eine fürbittende Hand legen: „Herr, hilf ihnen und hilf uns zu recht!“ Und wenn äußere Not auf sie eindringt, o laßt uns im Kämmerlein auf sie eine segnende Hand legen, ihre Not im Gebet dem Herrn hinhalten, daß sie es merken: Jetzt bekomme ich Luft, es betet einer für mich!

Das gibt eine Gemeinschaft, eine Verbindung untereinander, das gibt gesegnete Arbeit. In eine Schule kam zur Entlassungsprüfung der Herr Schulinspektor und fragte die geprüften Knaben: „Was wollt ihr werden?“ Jeder nannte seinen erwählten Beruf: Weber, Bandwirker, Landmann. Dann fragte er zum Scherz ein neunjähriges Mädchen: „Und was willst du werden, mein Kind?“ Da antwortete das Kind, das kurz vorher die Geschichte von der Berufung Abrahams gelernt hatte: „Ich will ein Segen werden.“

Sind vielleicht solche unter uns, meine Brüder, in deren Herzen es auch schreit: „Ich möchte ein Segen werden“? Hier ist der Weg. Wollen wir anderen zum Segen sein, so laßt uns ganzen Ernst damit machen, als rechte Jünger Jesu zu wandeln! Daß der himmlische Geschichtsschreiber, wenn einmal der Strich unter unser Leben gemacht wird, als Summe darunter schreiben könnte: „Es war aber ein Jünger!“

Wer seid ihr aber?

Apostelgeschichte 19, 13–20

Unsere Arbeit ist ein Kampf

Von der Hilfe für kranke Vereine reden wir manches Mal untereinander. Können wir denn nicht endlich einmal einen Stand erreichen, daß alles bei uns in Ordnung ist, daß wir uns zur Ruhe setzen und nun unser Werk und seine Schönheiten genießen dürfen? Andere Organisationen sprechen doch nicht immer über ihre Schwierigkeiten und Nöte.

Nein, wir werden immer aufs neue auch über die Schwächen und Gefahrenpunkte unserer Arbeit reden müssen; denn unsere Arbeit ist ein Kampf. Wir sind nicht ein Klub, der zu frohem Genießen sich versammelt, sondern eine Truppe, die in der Schlacht steht, und „wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen“, den Mächten der Finsternis (Vers 13). Unsere Vereine, wie die ganze Gemeinde Christi, sind ein Gegenstand des Hasses des großen Feindes Gottes. Und die Macht des Satans, der uns an Alter und Erfahrung, an List und Kampfmitteln unendlich überlegen ist, steht gegen uns. Dieser Kampf kommt nie zur Ruhe, bis der König kommt. In jedem einzelnen Herzen, das sich Gott ergibt, tobt er, und in jedem Verein, der Gottes Werk treibt. Und dabei kommt alles auf die einzelnen Persönlichkeiten an. Die Organisation, der Verein kann im innersten Grund in diesem Kampf uns nicht helfen und uns nicht halten. Brüder können uns stützen, aber jeder, der mitarbeitet, steht im Streufeld der satanischen Geschosse, in der Gefahrenzone. Und die Vorkämpfer sind besonders gefährdet, besonders des täglichen Gebets bedürftig: Herr, habe acht auf mich!

Wo aber einer die Verbindung mit dem Reich des Satans im Glauben abgeschnitten und sich Gott ergeben hat, sich bewußt und entschlossen der Zucht des Geistes Gottes unterwirft, da soll er dem Reich der Finsternis Abbruch tun. „Von Paulus weiß ich wohl“, sagt der finstere Geist in unserer Geschichte (Vers 15). Die Arbeit des Apostels in der Kraft Gottes war im Reich der Hölle wohlbekannt. Und so wird es auch gehen mit den Männern und den Vereinen, die in klarer Scheidung von der Sünde für Gott kämpfen.

Unlautere Elemente aber werden zuschanden. Wenn wir ein Stück Sündenliebe festhalten, „haben Augen voll Ehebruchs“ (2. Petr. 2, 14), oder Herzen voll Neid und Geldliebe, so geben wir dem Satan Raum, und er greift zu und legt uns lahm. Da kommen Niederlagen über unser Leben, durch die nicht nur wir selbst, sondern auch das Werk des Herrn mit Schande beladen wird.

Nur christliche Worte, aber keine Kraft?

Wo Gottes Geist wirkt, sind immer auch unlautere und unklare Elemente. „Es unterwandten sich etliche, den Namen des Herrn Jesu zu nennen über die da böse Geister hatten“ (Vers 13). Das waren Arbeiter im Reich Gottes ohne klaren Glaubensgrund, ohne Gemeinschaft mit Christus, ohne die Vollmacht Gottes. Sie setzten ihr Vertrauen auf irgendetwas Äußerliches, vielleicht darauf, daß ihr Vater der Hohepriester war oder daß sieben Brüder die heilige Zahl verkörperten; aber sie hatten keine Wurzeln in Gott, sie hatten keinen Teil an Christus. Sie redeten im Namen des Jesus, „den Paulus predigt“. Selbst konnten sie den Namen Jesu nicht mit göttlicher Kraft verkündigen. Die christlichen Formeln waren ihnen geläufig, sie beherrschten die „Sprache Kanaans“ vorzüglich, sie hatten den „Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verleugneten sie“ (2. Tim. 3,5).

Wie viele sind deren unter uns, Leute, die die Worte haben, christliche Worte, Wuppertaler Formeln, Niederrheinische Art, Siegerländer Sprache, Ravensberger Frömmigkeit! Aber das sind nichts als Worte, sie haben keinen Anteil an der Gnade und deshalb keine Kraft Gottes. Sie drängen sich vor in den Kampf, ohne zum Kampf gerüstet zu sein. Das kann kein gutes Ende nehmen.

„Wer seid ihr aber?“ fragt der böse Geist. Wie arm sind solche Leute, wenn man sie einmal genauer ansieht! Zieht man ihre Worte ab, dann bleibt nicht viel übrig. Und ob wir Menschen auch vielleicht meinen, solche Leute hätten noch mancherlei Göttliches in ihrem Leben: nicht nur der Herzenskündiger in der Höhe, auch der satanische Feind in der Tiefe tritt an ihr Leben heran mit der Frage: „Wer seid ihr?“ Und er, der ihre Halbheiten und ihre Sündenliebe kennt, macht kurzen Prozeß mit solchen Männern und wirft sie in tiefe Niederlagen hinein.

Es mag wohl eine gesegnete Prüfung für uns bedeuten, wenn wir uns dieses vorhalten. Da helfen keine Worte, da trägt uns kein falscher Schein, da mag es uns wohl wie Hohn im Ohr klingen, die Frage des Satans, der allzu genau Bescheid weiß: „Ihr da in der Leitung, im Vorstand, wer seid ihr eigentlich?“ Wie vieles würde da als Schein offenbar!

Allezeit bereit! Aber nicht daheim! Diese Parole scheint für den Verein zu gelten. Ein Zeugnis im Verein, vielleicht auch vor den Vertretern anderer Jugend, aber kein Zeugnis an der Stätte des Berufs. Vielleicht ist man die Freude des Vorstandes und als treuer Mitarbeiter bekannt, steht aber unter dem Bann des Wortes: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen“ (Sprüche 30, 17). Es möchte sich mancher, dessen Leben die Kraft des Überwinders nicht ausweist, gern über die immer erneuten Niederlagen hinweghelfen mit dem Vorsatz: „Ich will desto treuer im Verein sein.“

Aber es heißt nicht „Was tut ihr? Wie gehabt ihr euch? Was redet ihr? Was macht ihr anderen nach?“, sondern: „Wer seid ihr?“ In dem harten Kampf um Menschenseelen, in der Feuerlinie der Schlacht gegen das Reich der Finsternis kann nur der bestehen, der ganz und echt in Christus ist. „Diese Art fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten“ (Matth. 17, 21). Wie mancher muß beschämt verstummen, wenn diese Frage ihn einmal ernst anschaut: „Wer seid ihr aber?“

Der innere Mangel mag lange verborgen bleiben, aber solche Leute haben oft gerade das Bedürfnis, etwas Besonderes zu wagen, wie sie meinen und andere glauben machen, für die Ehre des Herrn. Und dann wird ihr Jammer offenbar. Solche unechten Arbeiter in Gottes Reich machen dem Teufel keine Sorge, deren „wird er mächtig“, da läuft alles auf Schande und Niederlage hinaus.

Der böse Geist überwand die Beschwörer, „daß sie nackt und verwundet aus demselben Hause entflohen“ (Vers 16). Sind nicht auch unter uns manche Mitarbeiter, die vielleicht am kühnsten in der Schlacht vorzudringen scheinen, und sie sind doch innerlich wund und vom Satan überwältigt? Da, wo es keiner sieht, gibt es kranke Stellen, an denen sich ihr geistliches Leben verblutet. Dann werden sie auch vor den Menschen jämmerlich zuschanden mit ihrem nachgeahmten und vorgetäuschten Reichgotteswerk. Als kraftlos und mit

Schande beladen, müssen sie aus der Schlachtreihe heraustreten.

Und dann läuft es auch auf Schande für den Namen Jesu hinaus. Sie haben sich unterwunden, diesen Namen in den Mund zu nehmen, aber durch die Schuld ihrer inneren Halbheit und Unlauterkeit wird der Eindruck erweckt, als sei es nichts mit diesem Namen, als könne die Kraft Christi nicht bestehen vor den Werken der Finsternis. Es ist nicht auszusagen, wieviel Schaden dadurch angerichtet wird, wenn Menschen den Namen des Herrn Jesus im Munde führen, mit christlichen Worten und Formeln, ja mit Bibelsprüchen um sich werfen, aber meiden nicht heimliche Schande und sind im innersten Herzen an die Sünde gebunden.

Paulus mußte die Sache gehen lassen. Er konnte das Eindringen dieser unlauteren Elemente nicht hindern und überließ es dem Geist Gottes, die Luft zu reinigen. Ihm muß man solche Leute überlassen. Man kann vielleicht nichts gegen sie vorbringen und sie deshalb auch nicht ausschalten aus der Arbeit; man fühlt, daß etwas nicht stimmt, aber hat keine Handhabe. Gott müssen wir es übergeben, und er wird offenbar machen in unseren Reihen, was nicht lauter ist vor ihm, und wird es ausräumen.

Die Frucht einer heilsamen Furcht

Aber wenn wir immer wieder in unserer Arbeit zuschanden werden dadurch, daß solche, die mit uns kämpfen, als unecht erwiesen werden, daß traurige Sündengebundenheit mitten unter uns sich zeigt, dann, liebe Brüder, wollen wir uns das zu einem heilsamen Erschrecken dienen lassen. In solchen Zeiten einer Krisis sollen wir nicht ängstlich den Mut verlieren: Durch Gottes Gnade kann und soll es ein Gesundungsprozeß werden.

„Es fiel eine Furcht über sie alle“ (Vers 17). Wenn das doch die Frucht einer jeden solchen traurigen Erfahrung wäre! Man nahm es genauer mit der Sünde, und gerade an dem Punkt, wo jene unlauteren, kraftlosen Elemente zu Fall kamen, sahen die Jünger einmal genauer bei sich nach: „Viele von den Gläubigen bekannten, was sie getrieben hatten.“ Sie waren in Zauberei verstrickt gewesen. Ohne Zweifel hatten sie das schon abgelegt bei ihrer Bekehrung, aber es nicht so öf-

fentlich bekannt und sich nicht so davon gereinigt. Und der Apostel hatte es auch nicht erzwungen bei ihrer Taufe. Bisher hatten diese jungen Christen ihre Gebundenheit, die Gott bekannt war, noch nicht in der vollen Tragweite durchschaut; jetzt aber, als die Macht des Satans offenbar wurde, kam eine Furcht über sie alle, daß sie nicht durch Halbheit und innere Gebundenheit in dasselbe Gericht fallen möchten wie jene Männer. Und die Frucht dieser Erkenntnis war eine tiefere Scheidung von den Mächten der Hölle.

Als Gottes Geist und Wort unter ihnen mächtig wurde, da kam es heraus, da brachen sie durch. Es ist immer eine Frucht des Geistes Gottes, wenn Sünde bekannt wird, wenn es nicht nur bei einer Generalbuße bleibt, sondern ein Herz innerlich überwunden wird, genauer abzurechnen, und nun bekannt wird, „was sie getrieben hatten“.

„Sie bekannten.“ Der Anfang war sicher schwer. Keine Folter hätte es herauspressen können. Aber Gottes Geist öffnete den fest verschlossenen Mund. Es kostete erst eine Anstrengung, aber dann wurde es leichter. „Und sie verkündigten.“ Da war der Bann des Satans gebrochen, da kam es alles heraus, was sie getrieben hatten, und ihr Herz wurde erleichtert. Und dann verbrannten sie mit einem ganzen Entschluß ihre Zauberbücher. Sie ließen es sich viel kosten. Zu ihrer eigenen Freude rechneten sie eine hohe Summe heraus, als sie schließlich überschlugen, was diese Bücher sie gekostet hatten. Aber alle Brücken wurden abgebrochen. Die letzten Schiffe wurden hinter ihnen verbrannt. Es sollte kein Zurück mehr geben. Rechtschaffene Früchte der Buße!

Wie mancher junge Mann würde mit einem Riß durchbrechen durch finstere Sündenmacht, wenn er zu ähnlichem Entschluß kommen könnte! Weg mit dem Buch! Herunter mit dem Bild, an dem du dich immer in heimlicher Sündenlust weidest, durch das du vielleicht nicht an Zauberei, aber an Fleischeslust gebunden bist! Ins Feuer hinein, noch heute! Mach ernst, mein Bruder!

„Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand“ (Vers 20). Herrlich, wenn Gottes Wort überhand nimmt! Nicht Menschenwort, nicht einer, der auf den Seelen kniet, bringt Bekenntnis und Reinigung zustande, sondern Gottes Wort allein. Wie wird der Verein gesund, in dem Gottes Wort mächtig wächst und überhandnimmt! „Und der Name des Herrn Jesus ward hoch gelobt“ (Vers 17).

Teil III

Abschied und Vermächtnis

Drei Predigten gehalten in der Gemarker Kirche in Wuppertal-Barmen

Die Predigten waren von Paul Humburg bestimmt als sein Abschiedswort an die Gemeinde. Er war aus Krankheitsgründen nicht in der Lage, eine besondere Abschiedspredigt zu halten, als er am 1. Januar 1943 in den Ruhestand trat.

Neujahr 1942

Wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.

1. Mose 9, 14

„Es kommt“

Das ist für viele in deutschen Landen am Morgen dieses neuen Jahres die Frage: „Wenn es kommt?“

Es kommt! In diesem Wort spricht die Angst vor dem, was zukünftig ist. Dieses Wort ist erfüllt mit der Furcht dessen, was sich uns naht. Wir leben in einer Welt voll Not, und wir gehen in ein Jahr voll Not hinein.

Schon immer war an der Jahreswende für besinnliche Leute ein ernstes Fragen: Was wird das neue Jahr bringen? Ob es kommt, das ernste Wort des Arztes, daß eine gefährliche Operation nötig ist? Ob es kommt, das Unglück im Geschäft, das Leid in der Familie?

Dieses Jahr – es ist das dritte Jahr im Kriege – haben wir noch manche andere Fragen. Es kommt! So zittert unser Herz. Vielleicht ist es ein Telegramm aus einem Lazarett, vielleicht ein Brief von der Kompanie, vielleicht ein Feldpostpäckchen, das als nicht zustellbar zurückgesandt wird. Oder ist das das Schlimmste, was kommen kann, daß nichts kommt, keine Nachricht seit Monaten, kein Lebenszeichen, auch nicht von den Kameraden? Wie leicht sangen wir einst den Vers: „Eine Kugel kam geflogen!“ Wenn sie nun aber wirklich geflogen kommt?

Liebe Brüder und Schwestern! Es ist nicht unsere Aufgabe, darüber zu grübeln, was alles Schweres kommen kann im neuen Jahr. Wir wollen aber auch nicht uns mit falschem Trost durchzuhelfen suchen und uns täuschen. „Wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe“ – dann wollen wir nicht so tun, als ob Wolken keine Wolken wären. Manche wollen sich als starke Menschen damit beweisen, daß sie es so darstellen, als ob die Wolken sie nicht bekümmern könnten, als ob das alles nicht so schlimm wäre, was kommen kann; und sie merken nicht, wie die anderen aus ihren scheinbar sicheren Reden nur die helle Angst heraushören und hinter ihrem Rücken man sie bedauert, daß sie zu beschönigen versuchen,

was doch nicht beschönigt werden kann: Gott führt Wolken über die Erde! Das ist eine Tatsache. Daran ist nicht zu deuteln. Er führt auch Wolken über das Land unseres Lebens. Wolken sind Wolken.

Auch damit kann sich niemand trösten, daß es heißt: „über die Erde“. So sind die anderen also alle auch mit betroffen. Gewiß: gemeinsames Leid ist oft halbes Leid und leichter zu tragen. Und wir wollen uns als Christen ganz bewußt hineinstellen in die Not und den Kampf und die Verantwortungen unseres Volkes. Wolken über der deutschen Erde sind auch Wolken über unserem Leben, und es kann uns dieser Zusammenhang unseres Leides mit der Not und der Aufgabe unseres Volkes eine Hilfe sein; aber es ist eine Torheit, zu sagen, es wäre nur halb so schlimm, weil andere auch in der Not stecken. Es werden deine Wolken über deine Erde geführt. Da wird es sehr dunkel in deinem Leben. Da wird es, wenn in der stillen Nacht dich der Schlaf flieht, für dich kein Trost sein, daß andere auch ihre Tränen weinen.

Du bist im tiefsten Grunde mit deinem Leid ganz allein. Niemand kann es dir abnehmen. Du bist unter deinen Wolken sehr einsam. Ja, selbst das treueste Herz, das dich immer verstand, kann deinem verwundeten oder angsterfüllten Gemüt keine Erleichterung schaffen. Wolken über der Erde, über dem Land deines Lebens! In diesem Wort liegt ein tiefer Ernst. Es kommt vielleicht im neuen Jahr ein Tag so dunkel, wie noch keiner war.

„Er kommt“

Was wollen wir da tun, „wenn es kommt“? Es kommt! In diesem Wort liegt oft etwas, als ob da eine finstere Macht wäre, die uns wie ein tückisches Geschick in den Nacken packt, als hätten wir es mit einer unsichtbaren Hand zu tun, die Gewalt über uns hat, unser Leben zu zerstören. Wenn es kommt, was wollen wir dann tun? Dann wollen wir den Vers weiterlesen: „Wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe.“ Es kommt, wenn Gott es kommen läßt. Er kommt, wenn es kommt. Gott führt die Wolken über die Erde, er ist der Herr, auch über das gewaltige Geschehen dieser Kriegszeit. Nichts und niemand kann sich regen oder etwas planen ohne seinen Willen. Hier ist ein „Ich“: „Ich führe die Wolken über die

Erde, über das Land deines Lebens.“ Die Wolken kommen. Aber in den Wolken leuchtet ein Angesicht, zu dem ich „du“ sagen kann. Hinter den Wolken schlägt ein Herz, und durch die Wolken greift eine Hand: „Du, Herr! Wir haben es in allem, was kommt, in Glück und Leid, wir haben es nur mit dir zu tun.“ Und wie wir sagen: „Du, Herr!“, löst sich und bricht aller Bann, der sich auf uns legen will bei dem drohenden Wort: „Es kommt.“

Denn der Herr sagt: „So soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ „Meinen Bogen!“ Mit diesem Wort hat Gott die Naturerscheinung des Regenbogens ein für allemal und für alle Zeit in den Dienst seiner Offenbarung und seiner Gnade gestellt „Meinen Bogen!“ Das ist das Zeichen des Bundes Gottes mit der Erde. Das ist die Verheißung, daß Gott gedenken will an das Wort der Gnade, daß nicht mehr ein Gericht über die Erde kommen soll in einem Wasser der Sintflut, sondern daß der Herr gnädig sein will und voller Erbarmen. Alles soll von diesem Tage an unter die Herrschaft seiner Gnade gestellt werden, alles dahin zielen, daß er die Menschen nicht verdirbt, sondern errettet und erlöst. Auch die Gerichte und Leiden und Nöte der Menschen, die er heraufführt, sollen eingehüllt sein in Barmherzigkeit.

Darum ist es auch der Herr, der das Maß der Wolken und der Leiden bestimmt, die er über uns kommen läßt. „Der Schultern Vermögen bedenket er, nichts aufzuerlegen, was allzu schwer.“ Er legt Lasten auf: „Was aber nicht zu tragen, darf sich nicht an uns wagen, und wenn's auch nur ein Quentchen wär.“ Der Herr, der die Last auferlegt, gibt auch die Kraft, die Last zu heben. Gott führt Wolken über die Erde, aber „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnt ertragen“ (1. Kor. 10, 13).

Er führt Wolken über unser Leben. Je dunkler die Wolken sind, desto heller wird sich der Bogen davon abheben, weil Gottes Sonne hineinscheint, er selbst mit seiner Barmherzigkeit. Wir werden gerade auf dem dunklen Hintergrund es um so deutlicher lesen können: „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!“

„So soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ Wenn keine Wolken wären, sähe man auch keinen Bogen der Treue Gottes. Gerade die Not des Lebens muß uns dazu dienen, daß uns die Augen geöffnet werden für Gottes gnadenvolles Sor-

gen und Helfen. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Und wir können, weil wir es nur mit Gott zu tun haben, in allem, was gegen unser Leben heraufzieht, unsere Hände falten: „Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht, und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.“

Der Blick auf den Bogen

„Wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe...“ Der Herr sagt es voraus. Es ist sein Wille, Wolken über die Erde zu führen. Wir leben in einer Welt mit Wolken. Wir leben ein Leben mit Leid, ja manche mit viel Leid. Wir sind ein Volk voll Unfall und voll Herzeleid. Wir wollen uns deshalb nicht wundern, wenn in unser Leben vom Herrn allerlei Wolken gesandt werden. Wir wollen auch nicht bange sein, als ob es ein Zeichen wäre, das uns niederdrücken dürfte. Der Herr hält sich zu dem Geschlecht der Kreuzträger, zu den Pilgern, die durch das Leben wandern mit viel Angst und Herzensnot.

Darum sagt Rudolf Alexander Schröder mit Recht: „Ich hab ein Wort gefunden, dafür will ich dir danken; du suchst nicht die Gesunden, du bist ein Arzt der Kranken.“ Gerade, wenn es uns den Mut rauben will, daß eine besonders dunkle Wolke über unserem Haupte hängt, wollen wir uns daran erinnern, daß Salomo, als bei der Tempelweihe die Wolke das Haus erfüllte, so daß die Priester ihren Dienst nicht ausrichten konnten, das Geheimnis der Wolke alsbald erkannte: die Herrlichkeit des Herrn war in der Wolke verborgen. Er schaute nicht mit Angst und Beklemmung auf die Wolke, sondern sagte mit Dank und Anbetung: „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkel wohnen“ (1. Kön. 8, 10–12).

Wenn wir einmal im Morgennebel eines Tages, der voller Enttäuschung anfang und voller Sorge zu werden drohte, den Herrn bei uns stehen sahen, dann wird an solchem Tag aller Zweifel gebannt, und durch die langsam schleichenden oder eilenden Stunden hindurch geht es uns wie damals den Jüngern: „Niemand wagte ihn zu fragen: Wer bist du?, denn sie wußten, daß es der Herr war“ (Joh. 21, 7 u. 12). Er kommt zu uns im Nebel der Morgenfrühe, in den Wolken des Abends.

Darum wollen wir ihm auch die Führung unseres Lebens frei geben. Auch im neuen Jahr. Alles Dunkel über uns ist

durchleuchtet von dem Bogen seiner Treue. Alles Leid unseres Lebens ist damit hineingebettet in die Verheißung seiner Gnade. Und wenn es nicht ohne Tränen abgeht – auch Tränen, die nach innen geweint werden –, der Herr wird sehr gnädig mit unseren Tränen umgehen. Nicht die weinerlichen Leute, aber die Männer und Frauen, die gebräunt sind von der Hitze des Lebens, gebeugt von der Last, die er auferlegt hat, sind ihm teuer und wert. Er ist die Zuflucht der Elenden.

So wollen wir zu ihm die Zuflucht nehmen. „So soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ Ja, wir sollen ihn sehen. Auf diesen Blick kommt alles an. Die Wolken machen uns bange – wir wollen nicht auf die Wolken schauen! –, aber der Bogen macht uns getrost. Darum wollen wir nirgendwo anders Trost suchen als bei dem Herrn in der Höhe. Wir wollen auch hinwegsehen von dieser Erde. Zwischen den Dornen und Disteln springt die Quelle des Trostes nicht, die uns erquicken kann. Wir haben in schwerer Zeit gelernt: Der Stab wächst nicht auf dieser Erde, auf den wir uns stützen könnten, wenn es zu langer und schwerer Wanderung geht. Wir wollen nicht mehr auf der Erde Trost suchen, sondern hinaufschauen zu dem Bogen in den Wolken und zu dem Herrn, der darin seine Gnade zusagt.

Es gibt jetzt viel Leid, und die Leiden sind vielfach gleich. Aber die Leidenden sind sehr verschieden, je nachdem sie den Bogen in den Wolken gesehen haben oder nicht.

Durch die Not zum Frieden

Es ist jetzt viel Leid auf der Erde. Aber doppelt schwer ist es, wenn jemand im Leiden steht und weiß sich innerlich geschieden von der Quelle alles Trostes. Warum war die Wolke gekommen zur Zeit Noahs und die Flut? Sie kam wegen der Sünde der Menschen. Es war der Zorn Gottes, seine Zucht und Strafe.

Ist das nicht auch vielleicht der Hintergrund der Wolken deines Lebens? Nicht als ob die Leiden dieser Zeit immer die Strafe wären für vergangene besondere Schuld. Mit dieser Behauptung würden wir vielen treuen Gotteskindern unrecht und wehe tun. Aber ist es nicht so: Wenn die Not an unsere Tür klopft, so wacht unser Gewissen auf? Es wird jetzt in dieser ernsten Zeit bei vielen in unserem Volk das Wort der

Schrift lebendig: „Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäubt wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst“ (Jer. 2, 19). Da geht es uns wie den Brüdern des Joseph. Ein Jahrzehnt hatten sie von der alten Sünde nicht mehr geredet. Rücksichtsvoll, wie ein Sünder gegen den Genossen seiner Sünde ist, hatten sie die ganze Zeit über die dunkle Tat geschwiegen. Aber als der Mann in Ägypten sie so streng anfuhr, da kam zu allererst ihr Gewissen zu Wort: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet“ (1. Mose 42, 21). Schuld! Das Wort mußte da ausgesprochen werden. Es brach hindurch durch fest zusammengekniffene Lippen. Es war eine Wolke des Gerichts über ihrem Haupte. Gott brachte die Schweigsamen zum Reden, die Selbstsicheren zum Zittern, die Sünder zum Bekennen.

Wenn das kommt, so wisse: Nicht „es kommt“, sondern er kommt. Gott führt die Wolken über dein Leben. Gott greift nach dir. Die Not ist wie ein Steckbrief, den Gott dir nachschickt: „Setze du ihn nur fest, daß er endlich, endlich vor mein Auge geführt wird!“ Die Not ist wie der schwarze Hund, den der Hirte losläßt, daß er die Herde auf den rechten Weg treibt. Es ist nicht so, als ob es dann nur gelte, die Früchte und Folgen früherer Sünden auszukosten. Das kann man tun und dabei den Kopf noch sehr hoch tragen und mit ungebeugtem Herzen sich in die Brust werfen: „Was ich getan habe, dessen Folgen will ich auch tragen.“

Gottes Absicht ist ganz anders. Er will den Menschen dahin bringen, daß er es merkt: Gott führt Wolken des Gerichts über sein Leben; daß ihm die tiefste Erkenntnis aufgeht: „An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir getan.“ Da kommt es beim Menschen zur rechten Beugung. Das arme, stolze und doch so friedelose Herz fängt an, nach einer Hilfe zu fragen für seine tiefste Not. Das ist Gottes innerste Absicht mit den Wolken, die er über dein Leben führt. Durch die Not sollst du zum Frieden kommen, durch die Wolken den Bogen sehen. „So soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ Hast du die Wolke gesehen? Die Wolke? Den Bogen?

Die Wolke über Jesu Kreuz

„Von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde“ (Matth. 27, 45). Da

steht die Wolke schwarz und schwer, aufgestiegen aus dem Sumpf der Menschheitssünde, zusammengeballt über einem Haupt voll Blut und Wunden. In der Wolke siehst du ein Kreuz, und aus der Wolke dringt ein Schrei, und durch die Wolke greift eine Hand empor – sie greift nach Gottes Herzen: „Vater, vergib ihnen!“ „Nimm mich als Opfer an für sie!“

Das war der Tag mit der Wolke, der Tag mit der Finsternis, der Tag mit dem Fluch Gottes über Jesu, unseres Bürgen, Haupt; der Tag, da der Eine um Vergebung bat für seine Mörder, seine Brüder; der Tag mit dem Kreuz der Versöhnung. Und als die Wolke sich vom Kreuz hob, durchbrochen und hinweggetan durch das Licht der Gnade, und als Jesus rief: „Es ist vollbracht!“, da sah man den Bogen in den Wolken. Mit tieferem Sinn als damals zu Noahs Zeiten hat da Gott sein Wort der Gnade und Erbarmung gesprochen: „Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch.“

Von da an erscholl die Botschaft von dem, der auf der Erde der Sünder, zwischen der Erde und dem Himmel Frieden gemacht hat durch das Blut des Kreuzes. Auf dieses Wort sollen wir lauschen; auf diesen Bogen in den Wolken, auf dieses Kreuz in der Finsternis der Menschheitssünde wollen wir schauen.

Man kann ihn sehen, auch heute noch den Bogen sehen. Man kann unter dem Bogen der Gnade zum Frieden kommen. Man soll nicht in Ungewißheit bleiben, man kann Jesus, den Heiland, im Glauben ergreifen. O tu es noch heute! Suche ihn, deinen Heiland! Blicke nur auf Jesus! Er selbst ist für jeden, der zu ihm die Zuflucht nimmt, mehr als der Bogen in den Wolken: das Zeichen, das Siegel, das Unterpfand, der Bürge, daß Gott uns nicht verderben, sondern ewig retten will.

„Siehe, er kommt in den Wolken“

Wer in diesen Frieden der Vergebung und der Versöhnung eingekehrt ist durch den Glauben, dessen ganzes Leben wird gelebt unter dem Bogen in den Wolken. Wie reich sind die Vollendeten in der Herrlichkeit! Sie haben nur Sonne und keine Wolken. Wie arm sind die Kinder dieser Welt! Sie haben in ihren Wolken keine Sonne, haben keinen Bogen in den Wolken. Wie selig sind dagegen die Kinder der Gnade! Sie ha-

ben Wolken in ihrem Leben, ein gut Teil Wolken, aber sie haben Sonne in den Wolken, „lichte Wolken“, wie sie um Jesus waren auf dem Berg der Verklärung. Über den Wolken und den bitteren Tränen und den müde gerungenen Händen wölbt sich der Bogen in den Wolken. Der Herr spricht: „Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch.“

Wir schreiten in dieses Jahr hinein unter einem dicken Gewölk. „Es kommt“ über unser Volk. „Es kommt“ über unser Haus. Laßt uns im Glauben schauen auf den Herrn, der der Herr ist auch über die Wolken, auf den Bogen in den Wolken!

Und dann laßt uns auf das schauen, was jenseits dieser Wolken liegt! Laßt uns ausschauen nach dem Heiland, den eine Wolke hinwegnahm. Er ist in leiblicher Sichtbarkeit jetzt nicht unter den Seinen. Sie sind im Lande der Wolken allein. Aber die Schrift sagt: „Siehe, er kommt in den Wolken.“

Wir weissagen nicht von dieser Zeit, als wäre sie die letzte Zeit. Wir sehen aber, daß jetzt eine schwere Zeit über die Erde kommt, schwerer als manche, die schon war. Es kommen Wolken über die Erde. Und so laßt uns mit doppelter Sehnsucht ausschauen nach dem, der in den Wolken kommen wird! Jesus kommt!

Es wird noch viel Schweres kommen, ehe Jesus wiederkommt. Mit um so tieferem Verlangen wollen wir, wenn es kommt, bitten, daß er kommt, und mit seiner glaubenden Gemeinde flehen: „Ja komm, Herr Jesu!“

Reformationsfest 1941

Das einige Notwendige
ist, Christi teilhaft sein
und daß man ihm behändige
Geist, Seele und Gebein.
Dann geht man seinen Gang gewiß
und weiß, daß man durch keinen Riß
sich von der Hand, die nie läßt gehn,
getrennet werde sehn.

Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, nämlich zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.

1. Korinther 1, 30

Die drei großen Fragen

Drei große Fragen sind es, die jeden, der Hilfe sucht für die Not seines Lebens, umtreiben: drei Tatsachen, an denen jedes menschliche Streben zuschanden wird, so daß wir weder Rat noch Hilfe bei uns selber und bei der Welt um uns her finden können.

Das ist erstens die Tatsache des bösen Gewissens, die Frage, wie wir mit unserer Schuld fertig werden.

Das ist zweitens die Tatsache des gebundenen Willens, die Frage, woher wir die Kraft nehmen können, die Fesseln zu brechen, die uns immer wieder zwingen zu tun, was wir selbst nicht wollen.

Das ist drittens die Tatsache des Todes, die Frage, wie wir hindurchkommen durchs Sterben, und was es ist mit dem, was jenseits der Schwelle des Grabes liegt, mit dem Gericht.

Das sind die drei großen Fragen, die großen, alles beherrschenden Probleme der Menschheit.

Heute wird uns allerdings in unserem Volk zugerufen und auf tausend Weisen gepredigt, diese Fragen seien Fragen der Vergangenheit. Die heutige Weltanschauung setzt die Fragen ab von der Tagesordnung: Wir müssen uns von den Anschauungen und Vorstellungen der letzten zweitausend Jahre, die eine unserem Volk und seiner Art ganz wesensfremde Religion uns aufgenötigt haben, losmachen. Wir kennen kein bö-

ses Gewissen; denn alles, was uns von dem geoffenbarten Gott, seinem Gesetz und seinem Gericht, verkündigt worden ist, ist Märchen. Unser Gott ist das deutsche Volk. Das ist der höchste Wert unseres Lebens. Wer etwas neben oder gar über das deutsche Volk setzt, begeht Abgötterei. Es gibt kein anderes Gesetz für uns als dies, daß wir Deutsche sind, deutsch nach unserem natürlichen Wesen. Darum gibt es keine Schuld vor einem Gott, der uns fremd ist. Darum gibt es auch keinen Kampf, in dem wir Kraft brauchten, den Willen Gottes zu tun. Recht ist, was deutsch ist. Recht ist, was dem deutschen Volke nützt. Es gibt keine andere Norm für unser Tun als die deutsche Art. Wir können niemanden als nur uns selbst fragen, was gut und böse ist. Woher sollen da die Kämpfe kommen, von denen die Christen reden? Woher die Furcht vor dem Tode und die Angst vor dem Gericht entstehen? Wir haben keine Not mit dem Tod. Der Tod ist eine Episode, nicht von großer Wichtigkeit. Die deutschen Menschen haben ihre Aufgabe und ihr Ziel nur in dem diesseitigen Leben.

Diese Lehre geht dem natürlichen Menschen leicht ein; denn da ist ja alle Not zu Ende. Es gibt keine Sünde, keine Schuld, keine Verantwortung vor Gott, kein Gericht. Es müßte ein hörbares Aufatmen hindurchgehen durch die ganze deutsche Welt, wenn man das glauben könnte. Welch ungeheure Erleichterung wäre das für alle! Keine Sünde! Keine Schuld! Keine Verantwortung! Kein Gericht! Das deutsche Volk macht sich einen Gott nach seiner Art und seinem Maß. Das ist nichts Neues, das ist schon immer das Bestreben des natürlichen Menschen aller Zeiten gewesen. Goethe sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott.“ Darum ward Gott so oft zu Spott, verachtet unter den Menschen, ja abgesetzt sollte er sein mehr als einmal.

Aber Gott ist da, auch wenn man ihn absetzen möchte. In den Herzen der Menschen bezeugt er sich durch seinen Geist, und durch sein Wort wirkt er trotz aller Verhinderung der Verkündigung. Und weil Gott da ist und sein Licht, darum sehen wir auch unsere Flecken, die man natürlich im Halbdunkel der selbstgemachten Religion nicht wahrnimmt. Da ist alles in Ordnung. Vor Gottes Augen aber ist nichts in Ordnung. Mit einer nicht verdrängbaren Wucht bricht dieses Bewußtsein sich immer wieder Bahn. Man soll nur die Dichter fragen. „Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen; man rühmt den Klugen, man preist den Kühnen; allein das Herz, das Herz in

der Brust ist sich unendlicher Schuld bewußt.“ Die Tatsache besteht, die Tatsache des bösen, unruhigen Gewissens, die Tatsache des kraftlosen Willens, die Tatsache des Todes und des Gerichts.

Je ernster die Menschen das nehmen, um so fleißiger haben sie von altersher Hilfe gesucht, eine Sicherheit gegen das Gericht über unsere Schuld, eine Hilfe in der Not des Lebenskampfes gegen die Sünde. Man suchte einen Schutz, einen Fürsprecher, einen Anwalt. Aber ganz klar müssen wir es sagen, gerade heute am Reformationsfest: Uns hilft kein Heilmittel gegen die Sünde. Uns hilft nur der Heilsmittler, von dem wir jetzt reden wollen: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, nämlich

1. zur Gerechtigkeit, das spricht von unserer Schuld;
2. zur Heiligung, das fragt nach der Kraft zu einem neuen Leben;
3. zur Erlösung, das zeigt die Überwindung des Todes und des Gerichts.

1. Christus – unsere Gerechtigkeit

Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Wie bist du gerecht vor Gott?“ Das waren die gewaltigen, alles erschütternden Fragen innerster Not, die die Väter unserer evangelischen Kirche ergriffen hatten, die ihr Leben in eine Klage verwandelten und sie ratlos und hoffnungslos an allem Heil verzweifeln ließen. Was aus der Klosterzelle des einen, des Mönches von Erfurt und Wittenberg, herausklang, da dieser Mann gerungen hat Tag und Nacht, da er sich kasteite und alles daran wandte, um durch Selbstquälerei seine Sünde abzubüßen und abzutöten und Gott zu gefallen, das war auch der Lebenskampf so vieler anderer aufgewachter Männer jener Tage, die sich später in der lutherischen und reformierten Kirche zusammenfanden. Sie hatten alle die furchtbare Not durchkostet, die jeden zerreibt, der sich mit Menschenwerken abmüht und doch nicht zur Ruhe kommt.

Die Frage war bei jenen Männern aufgewacht, auf die der Apostel hier Antwort gibt: „Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit.“ Sie waren vor Gott gestellt worden, vor Gottes Maßstäbe, vor Gottes Gericht. Wem das ge-

schiebt, dem gehen die Wasser der Not bis an die Seele. Der ringt dann nicht mehr mit den Idealen des menschlichen Strebens, auch nicht mit den Ordnungen einer Kirche oder Moral; er schlägt sich nicht nur herum mit seinen eigenen Gedanken, die sich untereinander beschuldigen und verklagen, sondern er ist erfaßt von dem lebendigen Gott.

Kennen wir die Not, liebe Freunde, die Not, wenn Gott gegen uns ist, wenn uns die Höhe seiner Forderungen aufgeht: „Ihr sollt vollkommen sein“? Wissen wir, was es heißt, den tiefen Abgrund vor uns zu sehen, von Gott verworfen zu sein? Kennt ihr die Flamme, die brennt als die Not in aller Not, daß unser Gewissen uns Zeugnis gibt: „Gott will mich nicht; der Heilige kann mich nicht wollen; der Tod ist der Sünde Sold“?

Da fällt der Schatten Gottes schwarz und schwer auf unser Leben, und wir erkennen die Zusammenhänge: Weil die Menschen nicht in Gottes Licht rein sein wollten, gerieten sie in die Herrschaft der Sünde und ihrer Folgen, in all das Elend und Herzeleid, in all die Tränen und den Jammer, in Krankheit und Tod. Gottes Zorn ist wider uns entbrannt. Wir sind verworfen, verloren.

Wer diese Not aus eigener Erfahrung kennt, der versteht die Reformatoren, daß ihnen in dieser Tiefe der Angst die damalige Kirche nicht helfen konnte, daß sie das Werk des Priesters als eines Heilmittlers zu Gott hin ablehnen mußten. Das war die gewaltige Erkenntnis der Männer der Reformation: der Priester kann uns in unserer Not nicht helfen. Wen die Gottesver zweiflung gepackt hat, der hat den Priester hinter sich, der weiß: mir hilft nur Gott, oder mir ist nicht zu helfen. Wohl dem, der dies erfahren hat, daß Gott ihm geholfen hat! „Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit.“ Da hörten unsere Ohren den Namen über alle Namen; da sahen wir die Geschichte, die da geschehen ist von Bethlehem bis Golgatha; da erblickten wir Jesus als Helfer und Heiland inmitten der Not der Elenden, der Mühseligen und Beladenen; da standen wir unter dem Kreuz.

Ja, da hat Gott uns geholfen. Zum erstenmal sahen wir das Lamm Gottes, das der Welt Sünde hinwegträgt. Die Augen für das Kreuz liegen im Gewissen, und aus der Not des Gewissens heraus haben wir den Gekreuzigten ergriffen. Da sprach Wunde zu Wunde, Tiefe zu Tiefe: die Tiefe seiner Huld zur Tiefe unserer Schuld. Gottes Geist hat es dem Geplagten und Verzagten innerlich verklärt: „Deine Strafe liegt auf ihm, auf

daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Und wir bekennen im Aufblick zu ihm: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält.“

Seither wissen wir die Antwort auf die Frage: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? Wie bist du gerecht vor Gott?“ Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit. In ihm, dem Gekreuzigten, haben wir die Vergeltung aller unserer Sünde. Wenn wir ihn in Buße und Glauben ergreifen, so haben wir um seinetwillen im Gericht Gottes Urteil für uns. Wir sind nicht nur nicht verloren, sondern gerecht gesprochen, „als hätte ich nie eine Sünde begangen noch gehabt und selbst all den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohltat mit gläubigem Herzen annehme“ (aus dem Heidelberger Katechismus).

Wer in Christus Jesus ist im Glauben, der lebt nicht mehr vor, sondern nach dem Weltgericht. Von Herzen wollen wir ja sagen zu Gottes Gericht über unsere Sünde, zu unserem tiefen Verzagen, weil wir gelernt haben, wie nah hinter dem Verzagen die Gnade wohnt. Von Herzen wollen wir aber auch ja sagen zu Gottes Gnade und Erbarmen, daß er die Gottlosen gerecht macht in Christus. Nein, wir haben kein Heilmittel gegen die Sünde, wir haben den Heilmittler: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit.

2. Christus – die Kraft zum neuen Leben

Aber ist es nicht so, daß der Kampf mit der Sünde und mit dem Fleisch in unserem Leben bleiben wird, auch wenn wir uns der Gnade Gottes getrösten können? O ja, jene Männer unserer evangelischen Kirche, die Reformatoren, kannten den Schmerz, den Schrei auch im Herzen des Wiedergeborenen: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Wenn Luther einmal ausruft: „Ich fürchte mich mehr vor meinem eigenen Herzen als vor dem Papst und allen seinen Kardinälen“, so haben auch die Väter der reformierten Kirche ebenso wie er mit großem Ernst je und je die Verderbtheit des natürlichen Menschen und unsere völlige Unfähigkeit, vor Gott etwas Gutes zu wirken, betont: „Wir sind ganz und gar untüchtig zu irgendeinem Guten und geneigt zu allem Bösen.“ Ja, jene Männer kannten recht wohl die zweite Frage, von der wir sprechen, die Frage nach der Kraft zum

neuen Leben. Und diese Kraft wurde ihnen zuteil von dem Christus, der uns auch von Gott zur Heiligung gemacht ist.

Sie waren ja nun nicht mehr Räder in dem Heilsbetrieb einer Kirche, sondern Reben an Christus, dem Weinstock.

Weil sie ihm durch wahren Glauben einverleibt waren, war es unmöglich, daß sie nicht Frucht der Dankbarkeit bringen sollten. Ihr Verhältnis zu Gott war neu geworden durch diesen ihren Herrn; darum wurde durch ihn auch ihr Verhalten Gott gegenüber ein neues. Dadurch, daß sie mit Christus zusammengekommen waren, dem Durchbrecher aller Bande, waren sie mit ihrer Sünde im innersten Grunde auseinandergekommen. Und wie sie, so können auch wir, wenn wir die gleiche Gnadenerfahrung haben, nicht dem angehören, der um unserer Sünde willen sein Leben gelassen hat, und zugleich in der Sünde weiterleben mit Lust und Herzenswollen.

Jesus ist uns dazwischengetreten, zwischen uns und unsere Sünde. Jesus ist der Mittelpunkt unseres Lebens geworden, der eine alles beherrschende Name. Seither ist das unser Feind, was früher unser Freund war: die Sünde, und das unser Leid, was früher unsere Lust war: die Sünde. Jünger Jesu sind nicht Leute, die keine Sünde mehr haben; sie sind Leute, die um Jesu willen, durch seinen Geist getrieben, keine Sünde mehr liebhaben. Jesus ist um ihrer Sünde willen gestorben; so sind sie mit ihm der Sünde gestorben und wollen nichts mehr gemein haben mit dem Feind ihres Heilands, der ihm den Tod eingetragen hat. Ist Jesus auferstanden von den Toten, so sind sie mit ihm auferstanden zu einem neuen Leben. Und nur eins ist ihr Lebensziel: dem in Dankbarkeit zu leben, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Das macht sie wacker und fleißig zu guten Werken. Da ist kein träges Liegenbleiben in Sündenliebe oder Gleichgültigkeit mehr möglich. Nein! Es ist Lebensgemeinschaft des einzelnen mit dem erhöhten Haupt der Gemeinde im Himmel. Kein Heilmittel ist uns gegeben gegen die Sünde, das uns umgestalten und uns Kraft geben könnte; der Heilmittler Jesus allein ist die Quelle alles neuen Lebens. Aber es ist ein neues Leben, und durch die Verbindung mit ihm wird uns Kraft geschenkt, daß wir mit unserem ganzen Leben uns dankbar gegen Gott für seine Wohltaten erzeigen und er durch uns gepriesen werde.

Es stammt alles von unserem Herrn. Der Acker selbst, auf dem die guten Früchte wachsen, ist uns von Gott geschenkt,

sagt Calvin. Durch Christus, unseren Herrn, durch seinen heiligen Geist, wird er in uns, seinen Gliedern, das wirken, was um seinetwillen Gott wohlgefällig ist. Es ist alles ganz persönlich und hängt an unserer Gemeinschaft und Verbindung mit ihm. Mit einem Gleichnis zu reden: in unserem alten Leben war das Sündigen fahrplanmäßig; seitdem wir Christi Eigentum sind, ist es wie ein Eisenbahnglück. Aber jedesmal, wenn wir über solchem Unglück erschrecken, gibt unser Gewissen uns Zeugnis, daß die Ursache dafür in unserer Untreue im Verkehr mit unserem Herrn lag, in der fehlenden Verbindung mit ihm. Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Heiligung.

3. Christus – der Stern unserer Hoffnung

Und nun noch das Dritte: Christus Jesus ist uns von Gott gemacht zur Erlösung, zur endlichen Erlösung von Tod und Gericht. Seine Auferstehung ist denen, die an ihn glauben, die Gewißheit und das Angeld ihrer einstigen seligen Auferstehung, so daß Tod und Grab uns nicht mehr schrecken dürfen. Wir sind nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben unseres Heilandes Jesu Christi eigen, und er ist getreu. Nicht irgendwelche Heilmittel können uns helfen. Christus, das ist unser ein und alles, der Grund unseres Heils und auch der Stern unserer Hoffnung. Ja, Jesus Christus ist der Morgen- und Abendstern all unseres geistlichen Lebens. Er leuchtete uns auf, als wir durch seinen Geist zum Glauben kamen. Er wird uns auch leuchten, wenn die irdische Sonne untergeht.

Christus! Mit ihm allein haben wir es auch im Tode zu tun und im Gericht, mit ihm, dessen Gnade und Treue wir in allen Führungen und Lagen unseres Lebens kennengelernt haben. Ob wir sein eigen sind, das ist die eine große Frage, an der sich alles entscheidet. Bin ich sein eigen, dann hat es keine Not, auch nicht im Tode. Muß er zu mir sagen: „Ich kenne dich nicht!“, dann ist alles verloren in Ewigkeit. Es ist alles ganz persönlich, alles abhängig von unserer Glaubensverbindung mit diesem Heiland. Man kann gerettet werden nur durch Jesus. Man kann verlorengelangen nur an Jesus, wenn man den Heiland, den Gott uns gesandt hat, verachtet und von sich weist, den Mittler unseres Heils. Sind wir aber sein eigen, dann tritt mit der Macht göttlichen Trostes auch in der Todes-

stunde das Wort in Kraft: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“

Zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und deshalb auch zur Erlösung aus Tod und Gericht ist er uns gemacht. Sein Name ist der einzige Name, den wir nennen und den wir rühmen. Es ist der Name des Mittlers unseres Heils: Christus Jesus.

Anbetung, Ehre, Dank und Ruhm
sei unserm Gott im Heiligtum,
der Tag für Tag uns segnet,
dem Gott, der Lasten auf uns legt,
doch uns mit unsern Lasten trägt
und uns mit Huld begegnet.
Sollt ihm, dem Herrn der Herrlichkeit,
dem Gott vollkommner Seligkeit,
nicht Ruhm und Ehr gebühren?
Er kann, er will, er wird in Not
vom Tode selbst und durch den Tod
uns zu dem Leben führen.

Silvester 1940

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben steht: „Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.“ Aber in dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Römer 8, 31b–39

Mit bewegtem Herzen stehen wir an der Wende zweier Kriegsjahre. Unser Volk hat im vergangenen Jahre Gewaltiges erlebt und steht noch vor unerhört großen Aufgaben. Wir gedenken der Glieder unserer Gemeinde, die im Felde stehen, ihrer Bewahrung, und befehlen sie weiterhin in Gottes treue Hand. Wir gedenken der Angehörigen der Gefallenen und erbitten ihnen den Trost des Wortes Gottes.

Mit einer in Gott gebundenen Treue treten wir in dieser schweren Zeit für unser geliebtes deutsches Volk ein vor Gott in herzlicher Fürbitte, daß der Herr, wenn es sein gnädiger Wille ist, dem Blutvergießen bald ein Ende bereite und uns und der Welt einen gerechten Frieden schenke. Mit derselben in Gott gebundenen Treue treten wir vor unserem Volk ein für Gott mit dem Zeugnis seines Namens und seines Heils.

So auch heute abend. Aus unserem ungemein inhaltreichen Text, den wir nicht in einer kurzen Stunde erschöpfen können, nehmen wir den einen Satz heraus: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Sein Licht wollen wir auf alles andere fallen lassen.

Wir hören am Jahresende darin

1. ein freudiges Zeugnis von dem, was Gott für uns getan hat;
2. eine tröstliche Verheißung von dem, was Gott für uns tun will.

1. Was Gott für uns getan hat

Furchtbare Frage: Ist Gott gegen uns?

Viele in unserem Volk werden heute die Frage des Satzes: „Ist Gott für uns?“ auf zwei Worte beschränken: „Ist Gott?“ Sie haben den Thronverzicht für ihre Person schon lange ausgesprochen. Wiewohl sie berufen sind zu einer ewigen Herrlichkeit und das Pfand und Siegel dieser Berufung in der heiligen Taufe empfangen haben, wollen sie nicht Gottes Kinder sein noch werden und schlagen ihr ewiges Erbe aus.

Dabei geht es manchen wie einem jungen Burschen, der vor einiger Zeit aus der Schule entlassen wurde und nun mit trotziger Miene an seinem ehrwürdigen alten Lehrer auf der Straße vorbeigeht, ohne den Hut zu ziehen. Er kommt sich sehr wichtig dabei vor und tritt sehr selbstbewußt auf, und es ist ihm doch gar nicht wohl dabei zumute. So haben viele heute Gott, wie sie sagen, aufgegeben. Aber manchem ist gar nicht wohl dabei zumute. Er blickt bei seinem trotzigem Auftreten doch recht scheu nach allen Seiten und sucht nach Anschluß und Halt. Es ist ihm, wenn er allein ist, unheimlich in dieser Einsamkeit.

Er hat auch gar nicht Gott aufgegeben. Nein, er hat Gott noch nie gehabt oder gekannt. Ist Gott für uns? Eine wunderliche Frage, so sagt solch ein Mann. Von dem Gott, mit dem er bisher in seinem Denken zu tun hatte, war ihm das gar nicht fraglich, daß er für ihn sei. Gott war nach solcher Leute Meinung der gute alte Mann, der für alles sorgt und ihnen auf Anruf immer zu Diensten war, der aber im übrigen nichts für ihr Leben bedeutete. Es war wirklich kein großer Entschluß, sich von diesem Gott zu trennen.

Hier aber ist die Rede von dem lebendigen Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. Ist Gott für uns? Kann denn Gott auch nicht für uns, kann Gott auch gegen uns sein? Da wird die Frage zur Frage, und aus unserem Text können wir es wohl entnehmen, daß es noch sehr die Frage ist für einen

Menschen, ob Gott für ihn ist. Da nimmt das Gespräch über Gott allerdings eine ernste Wendung. Diese Frage: „Ist Gott für uns?“ hat einen kriegerischen Geist.

Im Hintergrund dieser Frage steht hier in dem Apostelwort die Tatsache, daß die Menschen vor Gott beschuldigt werden, ja, daß sie verdammt werden können. Wer will beschuldigen? Wer will verdammen? Ist einer unter uns, der meint, er müßte nach dieser Antwort lange suchen? Wer beschuldigen? Wer verdammen?

Das fragst du noch am Ende eines langen Jahres im Anblick seiner letzten Stunde? Es ist uns, als hörten wir in der Neujahrsnacht das Brausen des Stromes der Zeit deutlicher als sonst. Gewaltige Wasser der Zeit fluten dahin. Und was dahin ist, ist dahin! So lacht die Menschheit in der Silvesternacht: Für immer dahin!

Nein! sagt Jesus. Nicht für immer dahin! „Wenn doch auch du erkennstest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient!“ Es ist deine Zeit, die dahingefahren ist, und es bleibt deine Zeit. Und was darin geschah von dir, ist dein Geschehen. Es sind deine Gedanken, Worte und Werke, dein Handeln und Unterlassen, dein Segnen und dein Fluchen; und dafür bist du Rechenschaft schuldig. Es kommt alles wieder. Was der Mensch sät, das wird er ernten.

Heute spricht man von der Zeit als von dem ewigen Kreislauf von Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Man feiert die Wintersonnenwende, wenn die Tage länger, man feiert die Sommersonnenwende, wenn die Tage kürzer werden. Es geht immer weiter, immer weiter, und wir sind nur ein Spielball der Mächte der vergehenden Zeit. Geborenwerden und Sterben des einzelnen ist nur eine Episode in der Gesamtgeschichte eines Volkes. Nein! Was der Mensch sät, das wird er ernten! Dieses Wort weist nicht auf den Kreislauf aller Dinge, sondern auf ein Ziel hin, auf einen großen Erntetag, auf eine Stunde, in der sie alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, „auf daß ein jeglicher empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse“ (2. Kor. 5, 10).

Da wird es sich zeigen, daß nichts vergangen ist. Da kommt die große Auferstehung der Toten. Wir können es gut verstehen, daß die alten Griechen als das Seligste, das ihrer in der Unterwelt wartete, die Tatsache bezeichneten, daß sie Lethe trinken konnten, den Trank des Vergessens. Einmal alles vergessen dürfen, was gewesen ist in unserem Leben! Einmal alle

vergessen dürfen, die gewesen sind in unserem Leben! Aber Gottes Wort sagt, daß unsere Werke, die von uns schon vergessen waren, wieder auferstehen und vor Gott gebracht werden, uns zu beschuldigen. Da wird eine Hand gegen uns herausgehen und wird schreiben an der Wand vor unserem Angesicht, daß wir erblassen, alles, was wir getan haben, und wir können der Hand nichts abhandeln und können sie nicht Lügen strafen. Wenn der Zeiger an der Uhr so merklich einen Ruck voran tut wie in der Neujahrsnacht, dann bezeugt es sich uns: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und danach das Gericht“ (Hebr. 9, 27).

Da wachen unsere Sünden wieder auf, von denen wir meinten, sie wären schlafen gegangen, und der Verkläger tritt gegen uns an, und das Gesetz gibt ihm recht, und wir können dagegen nicht zu Wort kommen; denn unser Gewissen selber beschuldigt uns wegen unserer Sünde, unserer großen Schuld. Es ist nichts vergessen. Es ist nichts entkräftet. Es ist nichts zu beschönigen oder richtigzustellen. Es ist nichts wiedergutmachen. Gott nimmt uns ernst. Er nimmt uns mehr ernst, als wir uns selber nehmen, wenn wir meinen, es sei alles nicht so schlimm. Und er fordert Verantwortung für jedes Wort am Tag des Gerichts. „Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10, 31).

Furchtbare Frage, ob Gott gegen uns ist, ob er uns verdammen wird! Furchtbarer, als wir ahnen. Nur Gott im Himmel weiß, was es um eine ewige Verdammnis ist; und weil Gott es weiß, daß wir in diesem Gericht ihm nicht entgehen können und nicht bestehen werden, und weil er weiß, daß wir nichts gegen dieses unser Los tun konnten und verloren waren, hat er etwas getan. Hat er seine große Tat getan! „Er hat seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben.“

Seliges Wissen: Jesus macht alles gut!

Dahingegeben! Da fängt die Geschichte an, die da geschehen ist zu Weihnachten, in der Krippe der Menschwerdung, die Geschichte, auf die der Apostel hier hinweist: „Christus ist hier, der gestorben, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns“; die Geschichte, daß er seinen Sohn für uns alle dahingegeben hat, daß er un-

sere Schuld bezahle, unsere Sünde trage, unseren Tod sterbe, für uns im Gericht stehe und daß er für uns eintrete vor dem Vater mit seiner Fürbitte. Daß uns nun nichts mehr beschuldigen, nichts verdammen kann! Daß wir Vergebung der Sünde und die Annahme als Gottes Kinder empfangen, weil Jesus alles, alles wiedergutmacht hat! Da können wir von Herzen sprechen: „Gott ist hier, der gerecht macht.“ Wir atmen auf im Blick auf das, was Jesus tat: die Dinge sind in Ordnung! Das ist das freudige Zeugnis von dem, was Gott für uns getan hat, von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.

Ja, er ist unser Herr. Das ist die frohe Botschaft für uns, die sein eigen sind, für alle, „die solche Wohltat mit gläubigem Herzen annehmen“. Und das ist nun die Frage, ob du dazu gehörst. Das ist der Ruf des heutigen Abends, daß wir alle, alle zu ihm kommen sollen. Wie möchte ich den Verzagten und Furchtsamen Mut machen, die so gerne längst gekommen wären und doch von weitem stehen! Faß dir ein Herz – eine Tür ist aufgetan zu deinem Gott in Christus, daß du noch heute, noch im alten Jahr eingehen kannst in das Leuchten des Freudenlichts deines Gottes! Denn wer anklopft, dem wird aufgetan.

Und wie viele unter uns stehen trotzig oder stolz beiseite und wollen sich nicht beugen und wollen dieses Wort der Gnade nicht annehmen. Laßt uns an einem Tage im Jahr, am Silvesterabend, wenigstens ehrlich sein vor Gottes Angesicht! Bist du stolzer Mann nicht auch mühselig und beladen? Tu doch nicht so stark, als ob du keinen Druck hättest, kein Eheleid oder keine Familiennot, keinen Kummer an den Kindern oder keine Geschäftssorgen oder körperliche Krankheit. Wieviel stolzer Leute Inneres ist ein einziger Jammerhaufen! Innerlich schluchzt manche Träne, die mit dem Auge nicht geweint wird. Sei doch nicht so ablehnend, wenn Gnade die Hand um dein Leben legen will! Du frierst in deiner Gottesferne, du bist so leer, so arm in deinem Stolz und ohne Frieden.

Weil es der Herr mir geboten hat, so bitte ich dich an Christi Statt: Laß dich versöhnen mit Gott! Beuge dich endlich vor deinem Herrn! Laß dir diesen Heiland gefallen und laß es über deine Lippen kommen als letztes Wort: „Herr, mein Können kann nicht mehr. Ich wollte es schaffen, und ich bin am Ende. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute

finde ich nicht. Tausend Anläufe, sie sind alle zusammengesunken; tausend Gelübde – alle gebrochen.“ Und dann falte deine Hände und sprich es nach: „Für uns alle dahingegeben! Für uns alle ist Jesus gestorben. Er starb für mich. Nun weiß ich das und bin erfreut und rühme die Barmherzigkeit.“

2. Was Gott für uns tun will

Vieles will uns den Blick auf Gott verdunkeln

„Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Das ist das freudige Zeugnis von dem, was Gott für uns getan hat, daß er für uns ist. Und nun hören wir am heutigen Abend in diesem fragenden Wort auch den anderen Ton: die tröstliche Verheißung von dem, was Gott für uns tun will. Wer mag wider uns sein? Damit richtet sich unser Blick in die Zukunft. Auch wenn das Herz versöhnt im Frieden Gottes ruht, behält diese Frage ihren ganzen Ernst für uns. „Wer mag wider uns sein?“ in dem Sinn: „Was alles will uns aufhalten, hindern, daß wir das Ziel nicht erreichen, daß wir nicht durchkommen, auch durch das neue Jahr und alles, was es uns bringt; was alles will uns scheiden von der Liebe Gottes?“

Ist es nicht unser eigenes Herz, trotzig und verzagt zugleich, das wir mitnehmen über die Schwelle des neuen Jahres? Und ist nicht dieses unser Herz ausgesetzt den mancherlei Anfechtungen und Versuchungen, die Paulus hier nennt, die uns den Blick auf Gott und seine Gnade verdunkeln wollen? Es kann Not bereiten, wenn die Schatten des Todes uns und unser Haus bedecken und uns ängstigen, in besonderer Weise in der jetzigen Kriegszeit; wenn das Leben mit seinen Pflichten und der Überbeanspruchung unserer Kraft unseren Mut brechen will; wenn die Mächte der Finsternis, Fürstentümer und Gewalten der unteren Welt auf unser Gemüt immer neue Belastungen werfen und die Spannkraft unseres Glaubens erlahmen möchte; wenn die gegenwärtige Zeit mit ihren übergroßen Eindrücken und drohenden Umgestaltungen uns überwältigt oder wir durch die Gegenwart wohl doch noch durchzukommen hoffen, aber in dem Zukünftigen nur Not und Leid heranziehen sehen.

Ach, es ist ein hartes, oft verzweifelt hartes Kämpfen, daß wir auf den Höhen des Erfolges dem Heiland nicht die Treue

brechen und in den Tiefen des Kammers ihn nicht verunehren durch Kleinglaube und Sorgegeist. Wer mag wider uns sein? Danach fragst du noch? Wie wir mit den Erfahrungen von 1940 in den nebligen Morgen des neuen Jahres schauen, wahrlich, da sind Widerstände genug, die dem geringen Pilger den Weg verengen und die Straße beschatten, die er ziehen muß. Wird das alles uns nicht scheiden von der Liebe Gottes?

Aber Christus ist hier!

Nein! sagt Paulus als Zeuge der Gnade des Herrn: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürsten noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Nein! sagt er. Christus ist hier! Der um unserer Sünde willen sein Leben ließ, da wir noch seine Feinde waren, der wird seine Geliebten, die an ihn glauben, durchbringen bis ans Ziel und wird ihre Kleider rein erhalten durch sein Blut bis auf jenen Tag. Christus ist hier, der auferstandene und lebendige Herr! Er wird die Kräfte aller seiner Feinde, die uns antasten wollen, in seinen Dienst nehmen, daß sie uns nur desto näher treiben zu ihm und wir desto völliger unser Vertrauen setzen auf seine Gnade allein.

Christus ist hier, der zur Rechten Gottes ist und vertritt uns. Er setzt durch seine Fürbitte beim Vater auch den Mächten der Finsternis Ziel und Schranken, daß sie uns nicht versuchen dürfen über Vermögen, sondern Gott „macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnt ertragen“ (1. Kor. 10, 13); daß wir durch alle Trübsal dieser Zeit nicht nur hindurchgerettet, sondern im innersten Grunde gesegnet werden; daß auch wir es lernen, dem zu vertrauen, der für sein Volk „im Meer Weg und in starken Wassern Bahn macht“ (Jes. 43, 16), der im Feuerofen bei den Seinen war und im Löwengraben seinen Knecht unversehrt erhielt. „Dieser Gott ist unser Gott immer und ewiglich“ (Ps. 48, 15). So spricht Gottes Volk. Laßt uns getrost sein und nicht im selbstsicheren Ton des eigenen Rühmens unserer Kraft, aber im Blick auf das, was Gott für uns und sein Volk getan hat und tun will, mit gestilltem Herzen fragen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Die Gemeinde in Kampf und Sieg

Die Frage des Apostels: „Wer mag wider uns sein?“ hat noch einen weiteren sehr wirklichen Hintergrund. Paulus hat es ja selbst erfahren, daß, seitdem er Jesus ergriffen hatte und verkündigte, er nicht weniger als alles wider sich hatte – die ganze Welt. Von dem Augenblick an häuften sich Verfolgung und Widerstand und Feindschaft. Seine früheren Freunde wurden seine erbittertsten Feinde. Wo er mit der frohen Botschaft der Gnade Jesu Christi erschien, haben seine gesetzestreuen Volksgenossen ihn unversöhnlich verfolgt. Seine freundlichen Wünsche und Gnadengrüße wurden erwidert mit Scheltworten und Steinwürfen, mit Schlägen und Bannflüchen. Es hat schon seinen tiefen Sinn, wenn er fragt: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung, Hunger, Blöße, Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben steht: um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.“

Es steht der Gemeinde des Herrn von Anfang an ganz wirklichkeitsnah vor Augen, daß, wie Paulus im 2. Timotheusbrief schreibt, „alle, die gottselig leben wollen in Christus Jesus, müssen Verfolgung leiden“ (2. Tim. 3, 12). Von Anfang an! Weil Gott für Abel ist, ist Kain gegen ihn. Weil die Auserwählten des Herrn die freie Gnade ihres Erretters preisen, darum sind sie die Gehäßten der Welt, die sich in Gottes Wahl nicht finden will und sich daran stößt, daß er die Geringen und Schwachen, die Sünder und Verlorenen zu seinem Eigentum beruft. Durch die ganze Geschichte der Kirche war es so, daß die Welt an niemand so ihre Willkür ausgelassen hat wie an den Jüngern Jesu. Sie sind ja scheinbar schutzlos, geachtet wie Schlachtschafe. Soll da ihr Herz nicht von Angst ergriffen, ihr Mut nicht beklommen werden? Es ist gar nicht so schwer, die Antwort auf die Frage zu finden: „Wer mag wider uns sein?“ Wer alles und was sonst noch! Es sind viele wider die Gemeinde Jesu Christi.

Aber sie vermögen nicht wider uns zu sein, uns zu verderben. Freilich, das können wir dem Apostel nur nachsprechen im Glauben. Unser Herr ist zur Rechten Gottes, unserem Blick entrückt, uns unsichtbar; und die Macht der sichtbaren Dinge ist es, die uns anfällt. Aber über all diese Trübsal, die das Bekenntnis zum Herrn dem Jünger einträgt, hat das Wort Macht: „Gott ist für uns.“ Wir wollen uns nicht fürchten! Was

auch gegen die Gemeinde des Herrn heranzieht, welche Gewalt sich gegen ihn erhebt und welche bösen Ratschläge gegen sein heiliges Wort erdacht werden: die Welt wächst Gott nicht über den Kopf. Gott der Herr regiert. Gott allein ist groß, und er hat „alle Kreaturen also in seiner Hand, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen noch bewegen können“. Wir sprechen mit dem Psalmisten: „Es muß dir alles dienen.“ Das sagen wir im Glauben. Wir sind noch nicht am Ziel. „Wir sind noch in der Hütten, wir liegen noch zu Feld.“

Manchmal ist unser Herz wohl beschwert, wenn es beim Blick in die Geschichte seiner Gemeinde sieht, wie man den Seinen Spott- und Dornenkronen geflochten hat und ihren Namen entehrte, und sie sollten aus ihrem Volk ausgestoßen sein und sind der Welt ein Schauspiel geworden, über das man lacht, auf das man verächtlich mit Fingern zeigt. Aber dann blicken wir auf unseren Meister. Denkt daran, daß man ihn ins Angesicht geschlagen, ja ihn verspieen hat! Wollt ihr es besser haben als Jesus? Wollt ihr nicht mit ihm leiden? Die Worte Hunger, Blöße, Fährlichkeit und Schwert haben eine ernste Rolle gespielt in der Geschichte der Gemeinde des Herrn. Aber von dem Herrn, der einst geschmäht und gekreuzigt wurde, blicken wir über alles Leid seiner Gemeinde auf Erden durch die Zeit und Jahrhunderte empor zu dem, der zur Rechten Gottes ist: er herrscht auch jetzt schon unerkannt und unbemerkt mitten unter seinen Feinden (Ps. 110, 2). Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Der Apostel täuscht sich nicht über die Lage der Gemeinde in dieser Zeit. Aber siegesgewiß fährt er fort: „In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat.“ Laßt uns nur getrost sein! Der uns geliebt hat, wird bei uns stehen in jeder schweren Stunde unseres Lebens, auch im neuen Jahr. Seine Liebe bringt uns durch, nicht knapp, nicht so eben, sondern als Menschen, die in allem weit überwinden um deswillen, der uns geliebt hat.

Die Gabe über alle Gaben

Und dann wollen wir uns noch obendrein freuen über ein wundervolles Wort, das hier steht. Es heißt: „Um deinetwillen.“ „Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag.“ Um deinetwillen, o Herr Jesu! Das Wort soll mit uns gehen

bei jedem sauren Schritt, auf jedem dunklen Weg, den wir geführt werden. Das Wort steht bei denen, die schon seit Jahren Not und Unrecht leiden. Um deinetwillen! Haltet ihn euch doch vor Augen, liebe Brüder, „den ihr nicht gesehen und doch liebhabt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet, und werdet euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und das Ende eures Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit“ (1. Petr. 1, 8–9)!

Um deinetwillen, Herr Jesu, sind wir getrost, ja voll heiliger Freude, und auch um Gottes willen. Der Haß der Welt ist leichter zu tragen als Gottes Zorn. Daß er uns nur nicht schrecklich ist, unsere Zuversicht in der Not (Jer. 17, 17)! Daß wir ihm nur nicht die Treue brechen, ihn nicht verleugnen und dann verlassen sind von seinem Trost und der Zusprache seines Geistes! Das eine können wir nicht ertragen, daß Gott wider uns ist. Was hülfe es uns dann, wenn alles andere für uns wäre? Nein, mit ihm möchten wir verbunden sein, wenn auch von der ganzen Welt verlassen und verworfen. Die Furcht, Gott zu verlieren, die Furcht vor Gott, daß wir ihn nicht betrüben möchten, treibt alle andere Furcht und Angst aus. So sind wir getrost. Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn!

Merkt auf dies Wort: „In Christus Jesus unserem Herrn“; und auf das andere: „Wir überwinden weit um deswillen, der uns geliebt hat!“ Und dann heißt es: „Der seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ Laßt uns wohl darauf achten, heute, wo der Name Jesu Christi unter uns weithin nicht mehr genannt wird und man ohne ihn zu Gott kommen will: wir haben alles, was Gott uns sein will und geben kann, nur in Christus Jesus, unserem Herrn! Um seinetwillen, mit ihm! Daß wir ihn haben, das ist unser Reichtum. Wie sollte Gott uns mit ihm nicht alles schenken?

Gegen diese eine Gabe sind alle anderen Gaben und Güter als nichts zu achten. In diesem einen Geschenk sind alle anderen schon verbrieft und zugesagt. Ja, in dieser einen Gabe sind alle anderen schon enthalten, und mit dieser einen Gabe ist alles Unheil ein für allemal abgewehrt: die Hand, die uns Jesus sandte, kann uns nichts Böses senden.

O laßt uns rückwärts schauen, liebe Brüder und Schwestern, und unserem Gott danken für alles, was er uns auch im vergangenen Jahre geschenkt hat in Christus Jesus, unserem

Herrn, an Frieden Gottes, an Sieg im Kampf, an Kräften der zukünftigen Welt, an Trost für das Dunkel der gegenwärtigen Zeit! Wir preisen deinen Namen, Herr Jesu, daß wir dich haben. Wie sollte uns der Vater mit dir nicht alles schenken?!

Liebe Gemeinde Gemarkte! Mit diesem Abend beschließe ich das 35. Jahr meines Predigtendienstes seit jenem ersten Sonntag im Jahre 1906, an dem ich in meiner ersten Gemeinde in Dhünn ordiniert und eingeführt wurde. Damals predigte ich über das Wort: „Des Namen sollst du Jesus heißen, denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden“ und sagte: „In Jesu Namen komme ich, von Jesu Namen rede ich. Ich will nichts hinzutun und nichts davon nehmen von dieser Botschaft, solange ich predigen kann, trotz aller Wirrnis und alles Wandels der Zeit.“

O Herr Jesu, deinen Namen preisen wir in der Gemarkte von Jahr zu Jahr und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und wollen dich preisen mit allen den Deinen aus unserer Gemeinde und den Schwestergemeinden unseres Tales und aus deiner ganzen Gemeinde auf Erden mit denen, die schon vorangegangen sind und die noch kommen werden, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

Weitere Bücher von Paul Humburg:

KEINER WIE ER

Edition C, Nr. C 6, 272 Seiten

In diesem Buch sind die seit langem vergriffenen Schriften von Paul Humburg „Die ganz große Liebe“, „Die hart Gebundenen macht er frei“ und „Jesus und seine Jünger“ vereinigt.

SEIN RAT IST WUNDERBAR

TELOS-Paperback Nr. 1217, 280 Seiten

Dieses Buch enthält folgende Schriften Humburgs: „Ewige Erwählung“, „Die Versöhnung durch das Kreuz Christi“, „Am Anfang – ein Ruf Gottes aus dem ersten Büchern der Bibel“, „Von Grund aus edel – Betrachtungen über Daniel 6“ und „Frühlingstage der Gemeinde – Apostelgeschichte 2-6“.

Werner Humburg/Arno Pagel (Hrsg.)

ES GESCHAH IN BARMEN UND STUTTGART 1936

Die „Knospenfrevelpredigt“ von Paul Humburg und ihre Folgen

Edition C, Nr. C 158, 104 Seiten

Im Jahr 1936 hielt Paul Humburg seine „Knospenfrevelpredigt“, in der er die Vereidigung der Hitlerjugend und damit das Treuegelöbnis auf Adolf Hitler aufs Schärfste verurteilte. Diese Predigt machte ihn zur Zielscheibe von Angriffen des Hitler-Regimes. Das Buch enthält den Text der Predigt und dokumentiert, welche Folgen sie für Paul Humburg hatte.

Verlag der
Francke-Buchhandlung GmbH

Bücher im Verlag der Liebenzeller Mission (Auswahl):

Arno Pagel

Otto Funcke – Ein echter Mensch, ein ganzer Christ

Edition C, Nr. M 45, 80 Seiten

Zu den bekanntesten christlichen Schriftstellern der Jahrhundertwende gehört dieser Pastor aus dem Bergischen Land, in seiner Art wohl mit Pastor Wilhelm Busch vergleichbar. Hier wird sein Leben nacherzählt.

Arno Pagel

Theodor Christlieb – Alfred Christlieb

Die Lebensgeschichte zweier Männer, die Christus und die Brüder liebten

Edition C Nr. C 94, 144 Seiten

Die Biographien über Theodor und Alfred Christlieb sind früher schon einmal gesondert veröffentlicht worden. Nun liegen sie in einem Band vor. Beide gehören zur Geschichte der Gemeinschaftsbewegung; Professor Theodor Christlieb, dessen Geburtstag 1983 150 Jahre zurückliegt, als wesentliche Gestalt am Beginn des Gnadauer Verbandes und sein Sohn Alfred als der begnadete Ausleger der Heiligen Schrift und Seelsorger. In der Begegnung mit diesen beiden großen Gestalten bekommen wir Impulse für unsere Arbeit heute und werden zugleich unterrichtet über die Wege Gottes vor uns mit seinen Boten.

Arno Pagel

Jakob Gerhard Engels

Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu

Edition C, Nr. M 68, 110 Seiten

45 Jahre lang war Engels Pastor in Nümbrecht im Oberbergischen Land; aber weit über diesen Ort hinaus war er bekannt, weit hinaus sind die Segensströme gegangen durch seine Verkündigung und seinen seelsorgerlichen Dienst in Wort und Schrift. Er lebte von 1826 bis 1897. Diese originelle Gestalt des rheinischen Pietismus hat auch unserer Zeit noch etwas zu sagen.

Noch gibt es viele Christen in unserm Land, die Paul Humburg (1878–1945) gekannt, gehört und geliebt haben. In der Zeit des Kirchenkampfes im Dritten Reich war er eine der führenden Gestalten der Bekennenden Kirche. Er war der Präses der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche im Rheinland. Aber auch im ganzen damaligen Deutschen Reich hörte man auf seine klare, tapfere Stimme. Unmißverständlich deutlich wandte er sich gegen alle Irrlehre und Verfälschung des biblischen Evangeliums.

Für Humburg hatte nur eins Geltung: das aus der Quelle der Heiligen Schrift sprudelnde wahrhaftige Wort Gottes. Wie konnte er dieses zu seiner Zeit in Predigten, Bibelarbeiten und Schriften mit Vollmacht den Menschen nahebringen! Bevor er der weitbekannte Zeuge und Bekenner in der Zeit des Nationalsozialismus wurde, hat er als Gemeindepfarrer in Wuppertal-Barmen und noch früher als Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes gewirkt. Immer war und blieb es seine Freude, selber an der „Quelle“ zu sitzen, Gott zu sich reden zu lassen und dann andern das Wasser des Lebens weiterzureichen. Paul Humburg liebte sehr das Alte Testament. Er hatte eine ganz besondere Gabe, daraus die Stimme des lebendigen Gottes zu Gehör zu bringen, der sein Volk mit seinem wunderbaren Heil beschenkt, es aber auch ganz in Hingabe, Heiligung und Dienst unter seine Herrschaft bringen will. Wie kann er auch in den biblischen Betrachtungen, die in diesem Band gesammelt sind, Lust und Liebe wecken und mehr, es ganz mit dem Herrn Jesus zu wagen! Darum ist die Herausgabe eines solchen Buches heute im besten Sinne „modern“ und „zeitgemäß“.

ISBN 3 88002 269 0

**Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell**

EDITION C